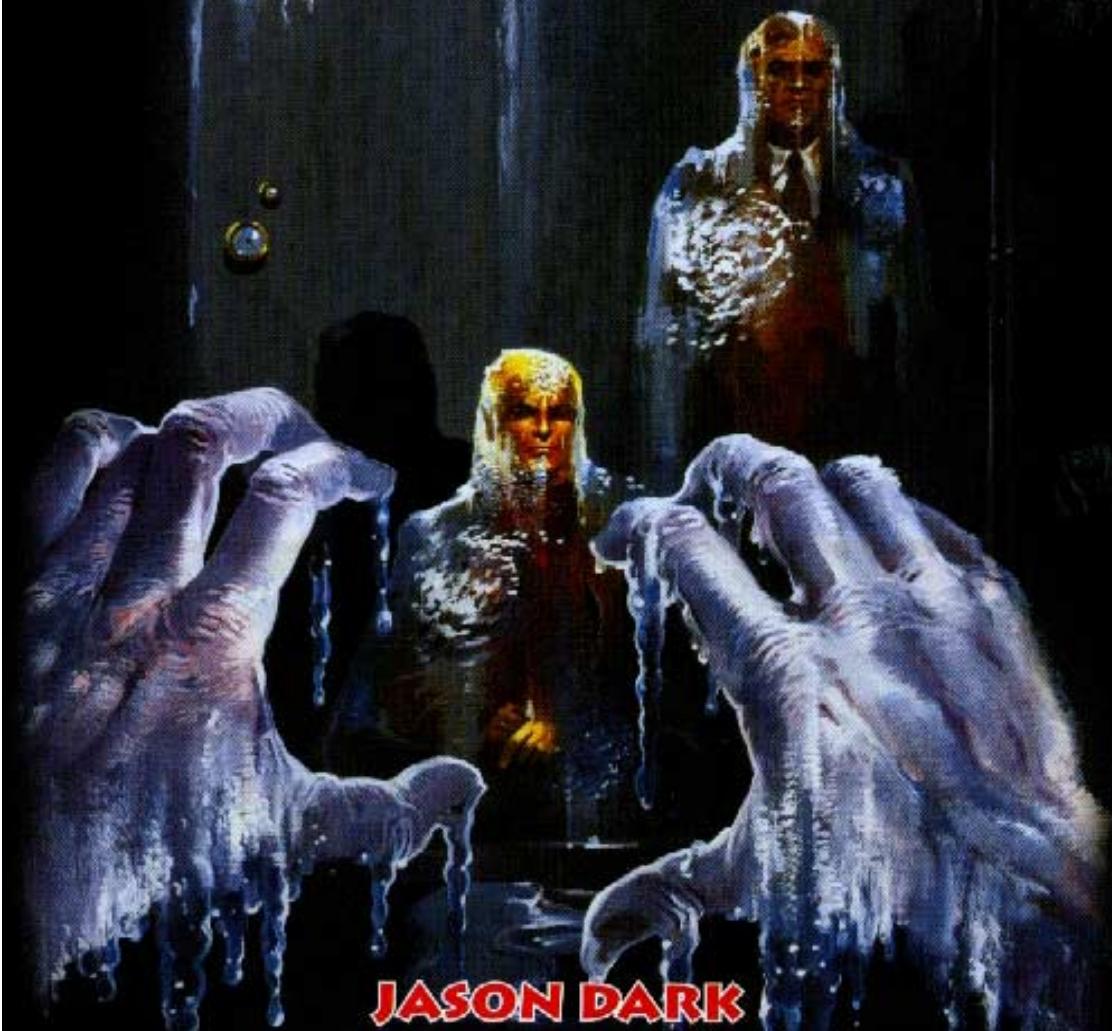


GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR



JASON DARK
DAS EIS-GEFÄNGNIS



JOHN SINCLAIR 13 - Das Eisgefängnis

Genehmigte Exklusivausgabe für Weltbild Verlag GmbH, Augsburg

Copyright © by Bastei-Verlag, Bergisch Gladbach

Redaktion: Rainer Delfs und Peter Thannisch

Titelbild: Vicente Ballestar/Norma, Barcelona

Einbandgestaltung: Arts&Grafix Peter Heller, Augsburg

Gesamtherstellung: Ebner Ulm

Printed in Germany

Liebe Leserin, lieber Leser!

Mit diesem Band der WELTBILD SammlerEdition JOHN SINCLAIR beginnt ein neuer Abschnitt der Serie, der den Alt-Fans auch heute noch als strahlendes Highlight in Erinnerung ist: die Mordliga. Dr. Tod alias Solo Morasso - Tokata, der Samurai des Satans - Lady X, die Terroristin - Mr. Mondo, der Monstermacher - Lupina, die Königin der Wölfe - Vampiro-del-mar, der Kaiser der Vampire, und Xorron, Herr der Zombies und Ghouls - das sind Namen, die dem Leser einen Schauer über den Rücken jagen.

Mit der Vernichtung des Schwarzen Tods bricht in der Hölle eine neue Zeitrechnung an. Die Macht muß neu verteilt werden, und Asmodis, der schon seine Felle davonschwimmen sah, sieht eine neue Chance, seine Stellung zu festigen und auszubauen. Mit der von ihm geschaffenen Teufelstochter Asmodina hat er große Pläne, die zu allererst darauf zielen, den stärksten Feind der Hölle, den Geisterjäger John Sinclair, auszuschalten. Asmodina weiß, daß sie allein nicht stark genug ist, dieses Vorhaben in die Tat umzusetzen. So sucht sie Mitstreiter für ihre Mordliga.

Im ersten Roman dieses Bandes, »Asmodinas Todesengel«, ist eine Dämonenjägerin mit von der Partie, über die es in den Jahren 1979 bis 1983 im Bastei Verlag eine eigene Romanheft-Serie gab: Damona King. Mit ihrem schwarzen Stein, einer Waffe der Weißen Magie, kann sie John Sinclair aus dem Reich Asmodinas befreien, wo John zusammen mit Myxin, dem Magier aus Atlantis, gegen Asmodinas Schreckenskreaturen in einer Arena kämpfen muß.

Im zweiten Roman, »Das Eisgefängnis«, rekrutiert Asmodina den Führer der Mordliga. Sie hat sich dazu einen Dämon ausgesucht, der schon einmal im Kampf gegen John Sindair den kürzeren gezogen hat und nach seinem Tod im Reich des Spuk vegetiert: Dr. Tod. Normalerweise gibt der Spuk keine Dämonenseelen aus seinem Reich frei. Doch Asmodina schafft es, ihn zu überreden. Sie will die Seele Dr. Tods mit dem Körper des gerade verstorbenen skrupellosen Mafia-Bosses Solo

Morasso vereinen. John und Suko fliegen nach Palermo, um das zu verhindern. Doch sie kommen zu spät, und sie wissen, daß sie von nun an einen neuen, unerbittlichen Feind im Nacken haben.

Im dritten Roman, »Verlies der Angst«, spielt wieder der BKA-Kommissar Will Mallmann mit, der eine schwere Zeit nach der Ermordung seiner Frau durch den Schwarzen Tod hinter sich hat. In der Lüneburger Heide geht es gegen Untote, die aus Hünengräbern steigen ...

Ich hoffe, liebe Leserin und lieber Leser, daß ich Ihnen auch mit diesen Romanen wieder ein paar Stunden gruseliger Spannung verschaffen und vielleicht neue Fans in der großen Sinclair-Lesergemeinde begrüßen kann.

Jason Dark

ASMODINAS TODESENGEL

Auf den Vampir wartete der Tod!

Goran sollte gepfählt werden. Ein Eichenpfahl ins Herz, und es würde aus sein.

Aber Goran wollte nicht sterben. Nicht in diesem Land, nicht bei diesen Feinden. Denn es waren keine Menschen, die ihn töten wollten, sondern Dämonen, aber ebenso große Feinde wie die Menschen.

Man hatte ihn und seinen Meister entführt. Plötzlich waren sie aus dem grauen Himmel gestoßen. Frauen mit großen schwarzen Flügeln, brandroten Haaren und starken magischen Kräften. Myxin, sein Meister, hatte vergeblich versucht, sich gegen die anderen zu wehren.

Sie entführten ihn in eine Welt, die er noch nie gesehen hatte. Dann steckte man ihn in ein Verlies, nachdem man Myxin von ihm getrennt hatte.

Da lag er nun. Angekettet.

Goran, der Riesenvampir, konnte nicht einmal seine Flügel ausbreiten, dazu war das Verlies zu klein. Ein Kettenring umschloß dicht unter seinem Kiefer den dünnen Hals, zwei andere seine Füße. Wenn er sich bewegte, klirrten die einzelnen Glieder aneinander.

So wartete er auf den Tod!

Sie hatten angekündigt, ihn zu pfählen. Wahrscheinlich wollte sogar Asmodina diese Aufgabe selbst übernehmen. Sie war jetzt, wo es den Schwarzen Tod nicht mehr gab, die große Herrin im Reich der Finsternis.

Sie verbreitete Angst und Schrecken, und ganze Armeen von Dämonen hörten auf ihr Kommando.

Ihre persönlichen Leibwächter waren diese Todesengel mit den roten Haaren.

Halb Mensch - halb Bestie, eine grausame Mischung. Und eine tödliche. Goran hatte sie kämpfen sehen. Sie waren stärker als er. Sie hatten ihn auch am rechten Flügel verletzt, als er einen Fluchtversuch wagte.

Goran horchte auf.

Er hatte Stimmen vernommen.

Frauenstimmen ...

Jetzt kamen sie!

Wieder riß Goran an seinen Ketten. Er schaffte es nicht, sie zu sprengen. Sie waren zu fest in der dicken Wand verankert. Resigniert sank der Vampir wieder zusammen. Er sah keine Chance mehr. Er wußte nicht einmal, wo er sich befand, aber sein Tod war beschlossene Sache.

Goran dachte zurück an den Kampf der Vampire gegen die Skelette des Schwarzen Tods. In seinem Reich hatten viele Vampire ihr Leben lassen müssen. Sie waren gestorben unter der Sense des Dämons.

Er war dort einfach zu stark. Auch Myxin und er wären dem Tod nicht entronnen, doch da waren die beiden Todesengel erschienen und hatten sie in diese unbekannte Dimension entführt.

Warum?

Weshalb hatte man ihn und Myxin nicht vernichtet? Es wäre doch so einfach gewesen.

Die Gedanken des Blutsaugers wurden unterbrochen, als die beiden Todesengel das Verlies betraten.

Von draußen her fiel ein violetter Lichtschein in das Gefängnis, so daß der Vampir die beiden Dämoninnen erkennen konnte.

Sie hatten sich nicht verändert, trugen noch immer ihre Lederkleidung. Sie bestand aus einem knappen Oberteil, das die üppigen Brüste bedeckte, und aus einer engen Hose.

Zwischen Oberteil und Hose schimmerte eine rötlich-weiße Haut.

Zu beiden Seiten der Tür blieben sie stehen. Unentwegt starrten sie Goran an.

Dann fragte die linke: »Hast du Angst, Blutsauger?«

Goran schwieg.

Natürlich hatte er Angst, aber das brauchte er den Todesengeln nicht zu sagen.

Sie kamen näher.

Und jetzt sah der Vampir auch die beiden Eichenpfähle in ihren rechten Händen.

Es wurde ernst ...

Goran wich zurück. Diesen Spielraum ließen ihm die Ketten. Er konnte so weit gehen, bis er die rauhe Wand des Kerkers in seinem Rücken spürte.

Er fauchte. Weit öffnete er sein Maul. Die spitzen Eckzähne blitzten. In den kleinen Augen jedoch nistete die Angst.

Einen Schritt vor dem Vampir blieben die Todesengel stehen.

»Hast du Angst?« fragte jetzt auch der andere.

»Ja!« fauchte Goran.

Die weiblichen Monster lachten. Sie hoben die Arme. Die Spitzen der Pfähle zitterten vor den Augen des Vampirs, senkten sich dann und zielten auf seine Brust.

Gorans Fratze schien zu erstarren. Die Angst vor der Vernichtung stand in seinen grausamen Zügen zu lesen. Doch die Todesengel stießen nicht zu.

Sie gingen wieder zurück.

Was sollte das? Goran wunderte sich. Er sollte doch sterben, hatte schon mit seinem untoten Leben abgeschlossen, und nun zögerte man. Wollte man ihn quälen, unnötig demütigen?

Eine der Frauen trat vor und schloß seine Ketten auf. Das Eisen am Hals fiel, dann die beiden Ringe, die die Fußgelenke umklammert hielten.

Goran war frei.

Die Todesengel traten zurück.

Der Vampir begriff nicht. »Was soll das?« ächzte er. »Warum vernichtet ihr mich nicht?«

»Weil Asmodina Gnade vor Recht hat ergehen lassen. Sei ihr dankbar, nur ihr. Und beweise ihr auch deine Dankbarkeit!«

»Was soll ich tun?«

»Du wirst deine Freiheit zurückerhalten und einem Mann einen Besuch abstatten.«

»Welchem Mann?«

»Das werden wir dir noch alles sagen!«

Goran nickte. Er war bereit, alles zu tun, nur damit man ihm die Freiheit gab.

Er würde jeden verraten.

Auch seinen Meister ...

Sie führten ihn durch eine nebelhafte Welt, in der es keine Sonne gab.

Und dann erklärten sie ihm ihren Plan ...

Peter Ball war dreißig Jahre alt, und er lebte nach der Maxime »nur nichts anbrennen lassen«.

Das besonders bei den Damen. Und immer waren es Ladies aus der High Society, die einem Abenteuer durchaus nicht abgeneigt waren. Vor allen Dingen, wenn dies mit einem Mann geschah, der einen so aufregenden Beruf hatte.

Peter war Fluglehrer.

Und fliegen wollten viele. Vor allen Dingen Frauen, die das langweilige Leben satt hatten und von ihren Männern kaum etwas sahen, weil diese immer unterwegs waren.

So kam Peter ganz gut über die Runden.

Zudem sah er noch gut aus, war weltgewandt, konnte sich phantastisch unterhalten, und das wußten natürlich die Frauen zu schätzen.

Sein Lehrflugzeug war eine zweimotorige Maschine, die er sich selbst gekauft hatte. An diesem Abend allerdings flog er allein. Und er war sauer, denn er wollte noch vor dem Dunkelwerden in London sein, weil dort jemand auf ihn wartete. Dieser Jemand hatte lange blonde Haare und besaß in der City einen gut florierenden Frisiersalon. Peter hatte sie kennengelernt, als er sich die Haare schneiden ließ. Ein paar Blicke genügten, dann kümmerte sich die Chefin persönlich um ihn. Und sie schnitt ihm nicht nur die Haare.

Für den Abend wollten sie in Kultur machen und zu einer Opernpremiere gehen.

Die würde nun ins Wasser fallen, weil Peter sich verspätet hatte. Seine Schülerin, eine Lady aus der Grafschaft Kent, hatte ihn nicht eher gehen lassen und seine Dienste noch mit einem saftigen Trinkgeld vergoldet.

»Man hat's schon schwer«, murmelte Peter, bevor er zum zehnten Mal versuchte, London-Tower zu erreichen.
Endlich erhielt er Antwort.

»Hier X 25-3«, sagte er und gab seine Position durch. »Erbitte Anflug auf Bahn acht.«

Bahn acht lag auf einem Nebenfeld, wo die kleinen Privatmaschinen landeten.

Es folgte eine positive Antwort.

»Roger«, bestätigte Peter und unterbrach die Verbindung. Das klappte ausgezeichnet. Zudem kannte man ihn auf dem London-Airport. Er hatte dort viele Freunde und schon manche Party gegeben, über die man lange sprach.

Längst brannten die Positionsleuchten an der Cessna. Von Osten her stieg die Dämmerung auf. Graue, lange Schatten, die wie riesige Ungeheuer über den Himmel krochen.

Peter flog direkt in die Schatten hinein. Locker und entspannt saß er auf seinem Pilotensitz und beobachtete die Instrumente. Sie arbeiteten einwandfrei. Der matte grüne Schein im Cockpit wirkte beruhigend.

Achthundert Fuß Höhe, keine Wolken. Rechts von ihm, also aus Norden kommend, näherte sich eine Passagiermaschine. Sie hatte Vorrang. Peter hoffte, kurz nach ihr landen zu können. Wieder dachte er an seine Freundin. Hoffentlich konnte er sie dazu überreden, mit ihm essen zu gehen, wo doch der Opernbesuch ins Wasser fiel.

Peter beschäftigte sich nur mit Problemen, die das Leben schrieb.

An den Tod dachte er nicht, hatte er noch nie getan, und er ahnte auch nicht, wie nahe ihm der Tod bereits war.

Denn Goran war unterwegs.

Und der Vampir leczte nach Blut.

Er kam mit der Dämmerung, verschwand im Grau des Himmels, wurde kaum gesehen, aber er sah. Unter anderem die einsam fliegende Cessna. Und den Piloten.

Er sollte sein Opfer sein.

Man hatte ihn aus einer grausamen Welt entlassen, um eine Botschaft zu überbringen, doch niemand hatte ihm gesagt, daß er seinem ureigensten Trieb nicht nachgehen durfte.

Der Sucht nach Menschenblut.

Von all diesen Gedanken ahnte Peter Ball nichts. Er dachte an die nahe Zukunft, während er die Instrumente beobachtete, die zu seiner vollen Zufriedenheit arbeiteten.

Tief unter ihm verschwand der Boden im Grau der Dämmerung. Die Sicht war ziemlich klar, und Peter sah weit im Osten einen hellen Schein am dunkler werdenden Himmel. Da lag London, die Millionenstadt, sein Ziel.

Die Passagiermaschine, die seinen Kurs für kurze Zeit begleitet hatte, war längst verschwunden. Ruhig liefen die Motoren. Die Schnauze der Cessna senkte sich langsam dem Erdboden zu. Peter wollte in den Sinkflug gehen, um dann zu landen.

Goran war schon hinter ihm.

Der Vampir hatte seine gewaltigen Schwingen ausgebreitet, das Maul aufgerissen und die Zähne gefletscht. Die Gier leuchtete in seinen kleinen Augen. Vor sich sah er das Leitwerk der Maschine, sah die Positionsleuchten und flog jetzt schneller. Es war erstaunlich, daß der Vampir die Geschwindigkeit der Maschine halten konnte. Seine Flugeigenschaften waren ausgezeichnet, und als er sich über dem Pilotencockpit befand, blieb er mit der Cessna auf gleichem Kurs.

Jetzt hatte der Pilot nur noch ein paar Minuten zu leben. Der Tod schwebte in seiner unmittelbaren Nähe, und Peter Ball war völlig ahnungslos.

Für ihn war der Flug eine Erholung. Kaum Wind, Fernsicht, keine Turbulenzen, alles ideale Voraussetzungen für einen ruhigen Flug.

Goran entschloß sich zum Angriff. Er wollte nicht mehr länger warten, denn dann befand sich die Cessna bereits zu nahe am Flughafen.

Plötzlich tauchte der Vampir vor der Cockpitscheibe auf. Peter Balls sah erst einen Schatten. Er dachte an irgendeine dunkle Wolke und rechnete damit, daß sie rasch vorbeiziehen würde, doch die »Wolke« blieb.

Und da sah Peter die Augen.

Im ersten Augenblick wußte er nicht, was er davon halten sollte. Instinktiv umklammerten seine Hände den Steuerknüppel, dann aber schaute er genauer hin, und das häßliche Gesicht der Riesenfledermaus kristallisierte sich aus dem dümmrigen Grau.

Ein Monster! schrie es in Peters Hirn.

Er begriff, und gleichzeitig wußte er, daß es zu spät war. Er konnte die Dinge nicht mehr beeinflussen. Eine Flucht war unmöglich.

Der Vampir zerschmetterte die Frontscheibe des Cockpits. Das geschah mit einem gewaltigen Hieb, und zahlreiche Splitter regneten in das Innere der Maschine. Die kamen mit dem Fahrtwind, der beißend in die Zelle stürmte und an den Haaren des Piloten zerrte.

Peter Ball brüllte auf.

Er wollte einen Funkspruch absetzen, sein Mayday in den Äther rufen, doch der Vampir ließ ihn nicht dazu kommen. Weitere Schläge zertrümmerten die Verglasung, so daß Goran in das Innere der Kanzel klettern konnte.

Jetzt war er nicht mehr zu halten.

Vor ihm saß ein Mensch.

Noch flog die Maschine geradeaus, blieb auf ihrem alten Kurs, aber es war nur eine Frage der Zeit, bis sie in die Tiefe stürzte.

Abwehrend riß der junge Pilot beide Hände hoch, als sich das blutsaugende Monster auf ihn stürzte. Seine Fäuste schlugen gegen die lederartige Haut, doch sie fügten dem Monster keine

Schmerzen zu und konnten es auch nicht aufhalten.

Der Vampir war stärker!

Peter Balls Schrei erstickte, als ein Flügel gegen sein Gesicht klatschte. Er hatte das Gefühl, von einem Hammer getroffen zu sein. Der Schmerz trieb ihn fast bis an den Rand der Bewußtlosigkeit, doch er zwang sich dazu, nicht ohnmächtig zu werden. Wenn er noch eine Chance hatte, dann nur, wenn er sich wehrte.

Der Fahrtwind heulte und jaulte in die Maschine mit dem zerstörten Cockpit. Und doch übertönte das Fauchen des Vampirs diese Geräusche bei weitem.

Goran kreischte regelrecht in wilder Vorfreude, denn es war lange her, daß er seinen Hunger hatte stillen dürfen.

Peter Ball kämpfte.

Er schnellte immer wieder seine Fäuste hoch, traf auch, doch die Riesenfledermaus zeigte keine Reaktion. Genausogut hätte man sie auch streicheln können.

Da sackte die Maschine über die Schnauze hinweg ab.

Für den Vampir wurde es Zeit.

Er fetzte mit seinen Krallen das Pilotenhemd des Mannes auf, sah den Hals und die Ader, unter der das Blut pochte.

Peter Ball hatte erfaßt, mit welch einem Gegner er es zu tun hatte und was der Vampir von ihm wollte.

Er wollte seinen Arm hochreißen, um den Hals zu schützen, doch das gelang ihm nicht mehr.

Goran war stärker.

Peter schrie. Er spürte die Zähne, doch dann erstickte sein Schrei in einem Wimmern, das vom Dröhnen der Motoren längst übertönt wurde.

Die Cessna trudelte ab. Immer näher kam sie dem Erdboden.

Rasend schnell wurden Häuser, Straßen und Felder größer.

Noch Sekunden bis zum Aufschlag.

Kurz zuvor löste sich eine schwarze Gestalt von der abtrudelnden Maschine und stieg in den dunklen Himmel.

Zwei Atemzüge später bohrte sich die Cessna mit der

Schnauze zuerst in den Erdboden.

Sie brach auseinander wie ein billiges Spielzeug, das jemand gegen die Wand geworfen hatte. Im nächsten Moment explodierte der Tank, und das restliche Kerosin reichte aus, um die Trümmer unter einem Flammenschleier zu vergraben.

So blieb dem Piloten Peter Ball ein untotes Dasein erspart ...

Lieben Sie Krankenhäuser?

Ich nicht. Aber man hatte mich in ein solches Ding verfrachtet, ob ich nun wollte oder nicht.

Wie kam es dazu?

Sie erinnern sich. Ich hatte nicht nur gegen den Schwarzen Tod gekämpft, sondern auch gegen die vier Horror-Reiter. Und einer von ihnen hatte mit seiner Lanze meine linke Schulter verletzt. Die Verletzung sah böse aus. Daß ich den Kampf gegen den Super-Dämon letzten Endes doch noch gewann, verdankte ich meinem magischen Bumerang und sehr viel Glück.

Meine Freunde und ich waren auf dem schnellsten Weg vom Südpol aus nach London geschafft worden. Sir James Powell hatte seine Beziehungen spielen lassen, und uns wurde eine Sondermaschine zur Verfügung gestellt. Sie brachte uns vom südamerikanischen Kontinent nach Europa.

Auf der Militärbasis am Südpol hatte man mir meinen Arm verbunden. Doch auf dem Flug begann die Wunde zu eitern, ich bekam Fieber und durchlebte eine kleine Hölle.

In London wurde ich vom Flugzeug aus direkt in das Westminster Hospital verfrachtet, einem modernen Krankenhaus, das aus zwei Gebäuden bestand, die durch einen großen, gepflegten Park voneinander getrennt waren.

Ich lag in dem neuen Bau an der westlichen Seite. Drei Ärzte hatten sich um meine Verletzung gekümmert, die Wunde gesäubert und sie genäht.

Noch jetzt klangen mir die Worte des Oberarztes im Ohr.

»Viel später hätte Sie nicht kommen dürfen, Mr. Sinclair. Ihr Arm und die Schulter sind übel dran.«

Nach diesen Worten war ich bewußtlos geworden, noch zu sehr geschwächt vom Fieber und der Narkose.

Nun ging es mir besser. Inzwischen lag ich schon den dritten Tag auf der Station und wurde verwöhnt.

Die Haubenmiezen waren besonders nett zu mir, und meine Freunde umsorgten mich rührend.

Was mir die drei Frauen alles anschleppten, war schon eine Pracht. Wenn Jane Collins, Sheila Conolly und auch Shao mich besuchten, dann bekamen die männlichen Patienten, die auf dem Flur herumlungerten, Stielaugen. Da waren ihre Krankheiten plötzlich vergessen.

In meinem Zimmer häuften sich die Blumen, die Pralinen und die heimlich geschmuggelten Flaschen. Besonders Bill Conolly hatte sich da die tollsten Techniken einfallen lassen. Sogar James Powell war zweimal erschienen. Ich hatte mit ihm über alles Mögliche geplaudert, nur nicht über die Arbeit. Immer wenn ich davon anfing, winkte Powell ab.

»Erst werden Sie mal gesund, John, dann sehen wir weiter.« Meinetwegen.

Aber ich fühlte mich trotzdem nicht wohl. Zwar hatte ich ein sehr gutes Einzelzimmer mit einer Dusche, Glotzkiste und Telefon, doch ich vermißte meine Wohnung, und ob Sie es glauben oder nicht, auch meinen Schreibtisch.

Am dritten Tag besuchte mich Glenda Perkins. Zum Glück war Jane nicht da.

Verlegen betrat Glenda das Zimmer und wurde rot, als sie mich im Bett liegen sah.

Sie hatte Saft mitgebracht und ebenfalls einen Blumenstrauß, für den ich gar keine Vase mehr hatte.

Neben meinem Bett blieb die schwarzhaarige Glenda stehen und schaute auf mich nieder.

Ich lächelte sie an. »Hallo, Glenda.« Ich reichte ihr die Hand.
»Das ist eine Überraschung.«

»Sir James Powell hat mir freigegeben.«

»Setzen Sie sich doch.«

Glenda holte sich einen Stuhl, nachdem sie zuvor den Strauß abgelegt hatte. Dann nahm sie Platz. Sie wußte nicht, wie sie anfangen sollte, und strich sich eine Haarsträhne aus der Stirn. Unter ihrer dünnen Stoffbluse zeichnete sich ihr hübscher Busen ab, und der enggeschnittene Rock modellierte ihre Figur gut nach.

Um die Verlegenheit zu überbrücken, fragte ich, was im Büro anlag.

Glenda schüttelte den Kopf. »Das darf ich Ihnen nicht sagen.

Sir Powell hat es mir verboten.«

»Es erfährt ja keiner.«

»Ich weiß nicht ...« Glenda hob die Schultern und nagte auf ihrer vollen Unterlippe.

»Ärger?«

»Nein.«

»Na bitte«, sagte ich und faßte nach ihrer Hand. »Das ist doch schon etwas.«

»Will Mallmann hat angerufen«, erklärte sie.

»Und?«

»Er überlegt, ob er seinen Job aufgeben soll.«

Jetzt war ich überrascht. »Das hat er mir gar nicht gesagt.«

»Er hat auch nur mit Powell darüber gesprochen.«

»Mensch, der Junge soll keinen Fehler machen. Der ist beim Staat angestellt, das kann man als Lebensversicherung bezeichnen. Wenn er keine silbernen Löffel klaut, hat er bis zum Lebensende ausgesorgt. Warum denn?«

»Der Grund ist wahrscheinlich seine verstorbene Frau. Er will sich wohl ganz der Dämonenbekämpfung hingeben.«

So etwas hatte ich mir fast gedacht. Will Mallmann war ebenfalls in die Welt des Schwarzen Todes entführt worden, und er hatte dort seine ermordete Frau als Untote wiedergefunden.

Als ein Geschöpf, das auf der Seite des Schwarzen Tods stand. Will hatte seine untote Frau mit Silberkugeln erlöst. Und

dabei mußte auch in seinem Innern eine Wandlung vorgegangen sein, anders konnte ich mir sein Verhalten nicht erklären. Auf dem Flug hatte er nichts davon erzählt. Will Mallmann war bei einer Zwischenlandung in Frankfurt ausgestiegen und hatte sich zu seiner Wohnung in Wiesbaden begeben.

»Hat er denn gesagt, wie er sich seine weitere Zukunft vorstellt?« fragte ich.

»Nein.«

Darauf konnte ich mir keinen Reim machen. Aber ich nahm mir vor, Will Mallmann am nächsten Tag anzurufen. Bevor er irgendwelchen Unsinn machte, den er hinterher bereute, wollte ich erst einmal mit ihm reden.

Ich wechselte das Thema. Glenda erzählte mir noch einigen Büroklatsch, und ich sagte ihr, daß ich ihren Kaffee sehr vermißte. »Hier im Krankenhaus bekommt man nur einen Bodensee-Kaffee.«

»Was ist das denn?«

»Das ist Kaffee, durch den man den Boden der Tasse sehen kann«, erklärte ich.

Wir lachten beide.

Dann allerdings nicht mehr. Die Oberschwester hatte die Tür geöffnet und streckte ihren Kopf ins Zimmer.

Sie war eine resolute Person, wog fast zwei Zentner, hatte einen Damenbart, ungeheuer stämmige Beine und eine Stimme, die einem Spieß zur Ehre gereicht hätte. Vor ihr hatten selbst die Ärzte Angst. Schwester Genoveva gehörte zum Inventar des Krankenhauses und lebte nur für ihren Job, da sie unverheiratet war.

»Der Patient braucht Ruhe«, sagte sie. »Es wird Zeit, daß Sie den Raum verlassen, Miss.«

Glenda erhob sich. »Ich gehe ja schon.« Sie wollte sich von mir abwenden.

Mein Ruf hielt sie zurück, als sie nach ihrem Mantel griff.

»Sie haben vergessen, sich zu verabschieden, Glenda«, sagte ich, streckte meine Arme aus, und sie verstand.

Glenda beugte sich über das Bett. Ihr Gesicht befand sich dicht vor dem meinen, und mich ritt der Teufel. Ich hauchte ihr nicht nur zwei Küsse auf die Wange, sondern auch einen auf den Mund.

Glenda spürte meine Lippen und zog hastig ihren puterrot gewordenen Kopf zurück.

Schwester Genoveva räusperte sich. Ihr Blick wurde dolchartig scharf. Glenda verließ hastig das Zimmer. Die Schwester schloß hinter ihr die Tür.

Dann kam sie auf mein Bett zu.

Ich grinste sie an.

Vor dem Bett blieb sie stehen, stemmte beide Hände in die Hüften und schüttelte den Kopf. »Schämen Sie sich eigentlich gar nicht?« fragte sie mit ihrer Reibeisenstimme.

»Nein, warum?«

»Sie haben dieser Person einen Kuß gegeben.«

»Erstens ist sie keine Person, sondern meine langjährige Sekretärin. Und zweitens ist ein Kuß kein Verbrechen.« Dann grinste ich. »Wollen Sie auch einen?«

Da hatte ich die Schwester aber geschockt.

Sie holte tief Luft, schüttelte den Kopf, redete über Unverschämtheit und über das Benehmen der jungen Leute und rauschte davon.

Lachend blieb ich zurück.

Solch ein Angebot war ihr wohl seit mehr als zwanzig Jahren nicht gemacht worden.

Inzwischen neigte sich auch der dritte Tag seinem Ende zu. Draußen wurde es langsam dunkel. Von meinem Bett aus konnte ich auf die beiden großen Fenster schauen und sah den sich verfärbenden Himmel. Mehr nicht.

Aber ich wollte mehr sehen. Drei Tage Krankenhaus reichten mir eigentlich.

Vor allen Dingen durfte ich nicht aufstehen. Die Ärzte hatten mir strengste Bettruhe verordnet.

Aber darauf pfiff ich.

Ich fühlte mich wieder fit. Die Wunde war gut verheilt, die Ärzte hatten sie entsprechend verbunden, und ich sah keinen Grund, nicht aufzustehen.

Frisch gewagt ist halb gewonnen.

Ich schwang die Beine aus dem Bett. Die Pantoffeln standen bereit, ich schlüpfte hinein und stemmte mich hoch.

Das hätte ich lieber nicht getan.

Der Schwindel kam blitzschnell. Bevor ich mich versah, saß ich wieder auf dem Bett. Vom Magen her stieg ein übles Gefühl hoch, und ich mußte eingestehen, daß ich mich doch ein wenig überschätzt hatte.

Aber aufgeben wollte ich nicht.

Ich wartete ein paar Minuten und startete dann einen zweiten Versuch. Den ging ich aber vorsichtiger an, stemmte mich langsam in die Höhe und stellte fest, daß es ausgezeichnet ging.

Bis ich stand.

Dann kam der Schwindel wieder.

Diesmal blieb ich hart. Auch wenn das Zimmer rotierte, ich gab nicht nach, blieb auf den Beinen stehen und machte den ersten Schritt. Dabei fühlte ich mich wie ein kleines Kind, das laufen lernt. Der linke Arm hing am Körper herab, ihn konnte ich nicht bewegen.

Ich schritt auf das Fenster zu.

Für eine Strecke, die ich normalerweise mit zwei Schritten überwand, brauchte ich jetzt eine Minute.

Schließlich stand ich vor der Scheibe.

Mein Blick fiel in den Park mit den alten Bäumen, den gepflegten Rasenflächen und den zahlreichen weißgestrichenen Ruhebänken. Um diese Zeit war der Park leer. Kein Mensch schritt über die schmalen Wege, die das Gelände wie ein Spinnennetzmuster durchschnitten.

Wir hatten März, und ich wartete auf die ersten Frühlingsboten. Weidenkätzchen blühten schon, und es gab auch Tage, wo es die Sonne gut meinte.

Doch heute war es kühl gewesen und leicht diesig.
Wenigstens hier in London. Ich kenne Krankenhäuser, die haben Fenster, die sich nicht öffnen lassen. Das war zum Glück hier nicht der Fall. Ein Alu-Hebel ließ sich nach mehreren Seiten hin verstellen, um das Fenster zu öffnen.

Ich drückte den Hebel nach unten und wollte das Fenster gerade aufziehen, als sich in meinem Rücken die Tür öffnete. Ich merkte es am Luftzug, nahm die Hand so hastig vom Griff weg, als bestünde er aus heißem Metall. Dann drehte ich mich um.

Auf der Schwelle stand der >Feldwebel<! Schwester Genoveva.

Ausgerechnet sie mußte mich erwischen. Ich bekam einen roten Kopf und fühlte mich wie ein Schüler, der von seinem Lehrer beim Mogeln erwischt worden war.

»Was machen Sie denn da, Mr. Sinclair?« fuhr mich die Schwester an. Ich grinste und hob die Schultern. »Eigentlich wollte ich nur ein wenig frische Luft schnappen.«

»Sie wissen, daß Ihnen der Arzt streng verboten hat, das Bett zu verlassen!«

»Hat er das?«

Tief atmete Genoveva ein. Dabei hob und senkte sich ihr gewaltiger Busen. »Wollen Sie mich auf den Arm nehmen, Mr. Sinclair?«

Ich schaute sie an. »Trauen Sie mir soviel Kraft zu?« Sie blitzte mich an. Doch in ihren Augen erkannte ich auch ein lustiges Funkeln. Sie schien Humor zu haben, wenn sie sich auch immer so bärbeißig gab.

»Jetzt aber marsch ins Bett!« befahl sie. »Der Arzt wird gleich nach Ihnen schauen.«

»Aye, aye, Sir«, erwiderte ich. Dann setzte ich mich in Bewegung und lief auf das Bett zu.

Ich ging wie auf Eiern. Die Schwester beobachtete mich spöttisch, sie half mir nicht. Die Bettkante kam mir plötzlich ungeheuer weit vor. Ich biß die Zähne zusammen, gab mir selbst

Durchhalteparolen und hielt auch durch.

»Sie haben sich ja ganz schön zusammengerissen, Mr. Sinclair«, sagte die Schwester.

»Man tut, was man kann«, erwiderte ich und deckte mich wieder zu.

Ich wollte noch etwas sagen, doch da übermannte mich der Schlaf. Daß die Schwester das Krankenzimmer verließ, merkte ich nicht. Und auch nichts von dem Unheil, das sich bereits über meinem Kopf zusammenbraute ...

An Gorans langen Eckzähnen glitzerten rote Perlen.

Blut ...

Das Blut des Piloten. Der Vampir hatte den Körper innerhalb von Sekunden leergesaugt und war jetzt gesättigt. Aber seinen Auftrag, den hatte er noch nicht erfüllt.

Goran schwebte über London.

Der Himmel war dunkel. Nur noch weit im Westen sah man einen grauen Streifen, der jedoch immer mehr mit dem Horizont verschmolz. Ansonsten hatte der Wind aufgefrischt. Er spielte mit dem Dunst über der Millionenstadt und trieb ihn in langen Schleieren weg.

Goran war noch nie hiergewesen, überhaupt stattete er der Erde seinen ersten Besuch ab. Aber mit dem sicheren Instinkt eines Hypnotisierten fand er sein Ziel.

Aus Richtung Osten flog er die Millionenstadt am Ufer der Themse an. Tief unter sich sah er das gewundene Band des Flusses. Es schimmerte hell. Myriaden von Lichtern verwandelten die Stadt in einen hellen Irrgarten. Da bewegten sich Züge als helle Schlangen, da fuhren winzig klein die Autos, und die Menschen waren nicht einmal als Punkte zu erkennen. Der Vampir schwebte tiefer.

Er erreichte die berühmte Tower Bridge und sah rechts davon den Tower liegen. Weitere Brücken gerieten in sein Blickfeld, und der Vampir flog praktisch mit dem Themsebogen in die

City hinein, wo auch sein Ziel lag: Das Westminster Hospital. Hier befand sich der Mann, dem er eine Botschaft zu überbringen hatte.

John Sinclair!

Goran flog jetzt langsamer. Er wollte auf keinen Fall sein Ziel verpassen. Niemand sah die riesige Fledermaus, die einsam wie ein dunkles Segelflugzeug durch die Luft glitt.

Über Raum und Zeit hinweg empfing er die Befehle. Andere steuerten ihn und lenkten ihn seinem Ziel entgegen.

Als er sich in Höhe von Westminster Abbey befand, konnte er das Hospital bereits sehen. Hinter zahlreichen Fenstern brannte noch Licht. Sie wirkten wie rechteckige, helle Augen in der ansonsten dunklen Wand des Gebäudes.

Der Vampir glitt zwischen den beiden Gebäuden hindurch und landete sanft auf dem Rasen.

Sofort faltete er seine gewaltigen Flügel zusammen und nahm hinter einem Baumstamm Deckung.

Er überlegte.

Da zwei Gebäude zur Auswahl standen, mußte er sich orientieren. In welchem davon lag John Sinclair?

Er konzentrierte sich auf den Mann und empfing auch wieder die Befehle aus der anderen Welt.

Dann wußte er Bescheid.

Sinclair lag in dem linken Gebäude. Und zwar oben, dicht unter dem flachen Dach, wo nur wenige Fenster erleuchtet waren.

Da mußte er hin.

Goran wollte schon seine Flügel ausbreiten und sich in die Lüfte schwingen, als zwei helle Lichter aufflammten und dicht an ihm vorbeistrichen.

Er hatte Glück gehabt, daß sie ihn nicht trafen. Sofort ging der Blutsauger wieder in Deckung.

Ein Krankenwagen fuhr über den breiten Mittelweg und bog zum rechten Gebäude hin ab, wo sich die Aufnahme befand und erleuchtete Pfeile den Weg wiesen.

Erst als auch die Rückleuchten nicht mehr zu sehen waren, riskierte der Vampir einen zweiten Versuch.

Er breitete seine Schwingen aus und stieg in die Luft. Sein Ziel war das Fenster, hinter dem Oberinspektor John Sinclair lag. Goran fühlte sich absolut sicher und ahnte nicht, daß er bereits zwei Verfolger hatte, die nur darauf warteten, ihn abschießen zu können.

Es waren die beiden Todesengel ...

Von all den Dingen merkte und wußte ich nichts. Ich lag in meinem Bett und war in einen tiefen Schlaf gefallen. Die paar Schritte hatten mich geschafft.

Trotzdem hörte ich das Summen des Telefons. Der Apparat stand auf dem kleinen Tisch neben dem Kopfende des Bettes. Sofort schlug ich die Augen auf, fand mich zuerst nicht zurecht, da die Schwester das Licht gelöscht hatte. Dann bemerkte ich, daß ich mich im Krankenhaus befand.

Der Apparat summte weiter.

Schließlich hob ich ab. Bleischwer kam mir der Hörer vor, als ich ihn gegen mein Ohr preßte.

»Ja«, meldete ich mich müde.

Zuerst hörte ich nur ein leichtes Rauschen. Zeichen für ein Ferngespräch. Dann eine sonore, kräftige Stimme, die mit einem Lachen verbunden war.

»Hallo, Geisterjäger!«

»Moment«, murmelte ich, »wer sind Sie? Ich ...« Und in dem Augenblick fiel es mir ein. Der Mann, der mich angerufen hatte, war ein alter Berufskollege.

Professor Zamorra.

»John, hat man dir so einen vor den Schädel gegeben, daß du deine Kollegen nicht mehr erkennst?« fragte er mich lachend. Jetzt war ich wach. »Nein, das bestimmt nicht. Du mußt schon entschuldigen, aber ich hatte gerade geschlafen, und dein Anruf hat mich aus den schönsten Träumen geweckt.«

»Oh, das tut mir leid. Soll ich vielleicht später noch mal anrufen?«

»Unsinn. Jetzt bin ich wach. Was gibt es denn?«

»Ich sitze hier auf meinem Schloß, lasse mich ein wenig von Nicole verwöhnen und wollte dir eigentlich nur gratulieren.«
»Wozu?«

»Zu deinem Sieg über den Schwarzen Tod.«

»Ach so. Na ja ...«

Zamorra unterbrach mich. »Jetzt hör aber auf, John. Es war verdammt nicht einfach, den Burschen ein für allemal auszuschalten. Ich bin selbst im Geschäft und weiß, wie es dort zugeht. Du brauchst dein Licht nicht unter den Scheffel zu stellen.«

»Alles halb so wild«, erwiederte ich. »Aber ehrlich, Zamorra, rufst du deswegen an?«

»Ja.«

»Das ist allerhand.«

»Hast du schon mal wieder etwas von unserem Freund Belphegor gehört?« fragte er mich und spielte dabei auf ein Abenteuer an, das wir in Paris erlebt hatten.

»Nein, der ist in der Versenkung verschwunden«, erwiederte ich. »Ich rechne allerdings damit, daß er noch einmal auftaucht. Ich habe übrigens auch diese Horror-Reiter vernichtet.«

»Laß mich nachdenken«, sagte Zamorra. Nach einer Weile meinte er: »Das waren doch die Leibwächter der vier Dämonen Astaroth, Eurydome, Bael und Amducias?«

»Genau.«

Der Professor pfiff durch die Zähne. »Dann kannst du dich auf was gefaßt machen. So einfach nehmen die Dämonen nicht hin, daß du ihnen eine Niederlage beigebracht hast.«

»Das fürchte ich auch.«

»Brauchst du Hilfe?« fragte mich Zamorra.

»Im Moment nicht. Außerdem hast du genug am Hals.«

»Da sagst du was. Ich soll dir übrigens von Nicole auch noch gute Besserung wünschen.«

»Danke, gib den Gruß zurück.«

»Mach ich.«

Zamorra legte auf, und ich ließ mich in meinem Bett zurück-sinken. Ich hatte das Licht nicht angeschaltet, es war auch während des Telefonats dunkel im Zimmer geblieben.

Mein Blick fiel automatisch auf das große Fenster, und plötzlich war auch meine letzte Müdigkeit verschwunden.

Draußen vor der Scheibe hatte sich etwas bewegt.

Ein Schatten!

Sofort setzte ich mich im Bett auf, wobei mich durch diese ruckhafte Bewegung wieder das Schwindelgefühl überfiel. Diesmal ignorierte ich es. Die Bewegung am Fenster nahm mich zu sehr gefangen.

Oder hatte mir die Phantasie etwas vorgegaukelt? Das würde sich innerhalb der nächsten Sekunden entscheiden.

Ich machte kein Licht, weil es einfach keinen Sinn hatte. Die Helligkeit hätte mich geblendet, ich hätte nichts erkennen können. So riß ich meine Augen weit auf.

Ich hatte mich nicht getäuscht. Draußen vor der Scheibe bewegte sich in der Tat ein Schatten.

Und er war riesengroß.

Wer saß dort? Ein Feind, der mir ans Leder wollte?

Ich dachte an meine Bewaffnung und hatte nichts außer dem Kreuz. Das hatte ich mir nicht wegnehmen lassen, alles andere lag gut aufbewahrt in meinem Einsatzkoffer, der wiederum in meiner Wohnung stand oder von Suko bewacht wurde.

Der Schatten klopfte.

Deutlich vernahm ich das harte, pochende Geräusch. Er klopfte dreimal, für mich ein Zeichen, daß ich zum Fenster gehen sollte und daß der Schatten mir nicht ans Leder wollte. Er war mir also nicht feindlich gesinnt.

Immerhin etwas.

Mit dem relativ sicheren Gefühl stieg ich aus dem Bett und schlüpfte in meine Sandalen, die mir als Hausschuhe dienten. Wieder begann sich das Zimmer zu drehen, doch bei weitem

nicht so schlimm wie beim erstenmal. Ich hatte das Gefühl rasch im Griff.

Auf unsicheren Füßen tappte ich meinem Ziel entgegen. Je näher ich dem Fenster kam, um so stärker und größer wurde der Schatten. Auch erkannte ich zwei kleine Augen in einem Kopf, der grausam aussah.

Es war kein menschlicher Schädel, beileibe nicht. Er gehörte einer Fledermaus.

Ein Vampir!

Diese Erkenntnis traf mich hart. Verdammtd, ich hatte Besuch von einem Vampir erhalten. Das war echt eine Überraschung. Fragte sich nur, ob eine gute oder böse.

Letzteres war eher anzunehmen.

Vor dem Fenster blieb ich einen Moment stehen. Eine verständliche Reaktion, denn wer läßt schon gern einen Riesenvampir in sein Krankenzimmer? Zudem war ich verletzt. Ich konnte nur meinen rechten Arm gebrauchen.

Sicherheitshalber holte ich das geweihte Kreuz unter der Schlafanzugjacke hervor und ließ es vor meiner Brust baumeln. Dann faßte ich den Riegel und öffnete das Fenster.

Ein komisches Gefühl war es schon, das mich da überfallen hatte. Freiwillig ließ ich einen Blutsauger ein.

Zuerst strömte mir die kühle Abendluft entgegen, so daß ich fröstelte. Ich fühlte auch die Wärme des Kreuzes durch den Stoff meiner Jacke und hatte somit den Beweis, einen Vertreter des Bösen vor mir zu haben.

Auch den zweiten Flügel zog ich auf. Trotzdem machte der Blutsauger keine Anstalten, in das Krankenzimmer zu fliegen. Irgend etwas hielt ihn zurück.

Daß es das Kreuz war, teilte er mir selbst mit. Seine Stimme klang rauh, und es bereitete ihm Mühe, die menschlichen Laute zu artikulieren.

Rasch dachte ich nach. Der Vampir war freiwillig gekommen und machte nicht den Eindruck, daß er mir ans Leder wollte. Deshalb riskierte ich es, steckte das Kreuz weg und trat einen

Schritt zurück, damit die Riesenfledermaus Platz hatte. Sie flatterte in das Krankenzimmer. Die Flügel waren so gewaltig, daß sie mich fast streiften. Dann faltete der Vampir seine Flughäute zusammen.

Es war Goran, die Riesenfledermaus, die mir zusammen mit Myxin, dem Magier, im Kampf gegen den Schwarzen Tod zur Seite gestanden hatte. Er war dann mit seinem Herrn und Meister von zwei rothaarigen Wesen entführt worden.

Jetzt stand er hier.

Warum?

Ich erfuhr es in den nächsten Sekunden, denn Goran begann zu sprechen.

»Ich soll dir eine Botschaft überbringen«, redete er und öffnete dabei sein Maul so weit, daß ich die Blutreste sehen konnte, die noch an seinen Zähnen klebten. Er hatte sich also ein Opfer geholt. Es kostete mich eine ungeheure Mühe, jetzt ruhig zu bleiben und nicht danach zu fragen.

»Wer will etwas von mir?«

»Myxin.«

»Und wo befindet er sich?«

»Sie hält ihn gefangen.«

»Asmodina?«

»Ja.«

So etwas hatte ich mir gedacht. Die Teufelstochter wußte genau, daß ihr Myxin nicht gerade freundlich gesonnen war. Also schaffte sie ihn aus dem Weg und versuchte, mich durch ihn zu erpressen, um schließlich uns beide in die Hände zu bekommen. Ein raffiniert ausgeklügeltes Spiel, das mußte man ihr lassen.

»Was soll ich dabei?« fragte ich.

»Du wirst zu ihm gehen. Wenn du es nicht tust, dann stirbt Myxin. Das soll ich dir bestellen.«

Eine Erpressung also.

Fabelhaft.

»Wo befindet er sich?« fragte ich.

»Ich kenne den Ort nicht«, erwiederte der Riesenvampir.
Mein Lachen klang spöttisch. »Erzähle doch nichts. Woher
bist du denn gekommen?«

»Er liegt in einer anderen Dimension«, erklärte mir der
Blutsauger. »Du mußt mir glauben.«

Ja, das nahm ich ihm ab. Auch der Schwarze Tod hatte sein
Reich in einer anderen Dimension gehabt, warum also nicht
auch Asmodina, die Tochter des Teufels?

Die Dämonin schien zu allem entschlossen zu sein. Nie hätte
ich gedacht, daß sie so schnell nach dem Ende des Schwarzen
Tods die Initiative an sich reißen würde.

Sie kannte kein Pardon und schlug sofort zu.

Ich aber befand mich in der Zwickmühle. Natürlich brauchte
ich nicht auf ihre Forderung einzugehen. Was ging mich
Myxin, der Magier, an? Er war ebenfalls ein Dämon und kein
Mensch, war also dem Bösen zugetan. Ich jedoch kämpfte auf
der Gegenseite. Nun durfte man nicht außer acht lassen, daß
Myxin auch mir geholfen hatte. Hätten er und seine Vampire
nicht eingegriffen, dann wäre ein Sieg über den Schwarzen Tod
für mich so gut wie unmöglich gewesen, denn dieser Dämon
war nicht allein angetreten. Er hatte seine Skelette um sich ver-
sammelt, gegen die Myxin und seine Vampire tapfer gekämpft
hatten. Demnach stand ich in seiner Schuld.

Der Sohn des Lichts in der Schuld eines Dämons! Kaum zu
fassen, aber eine Tatsache.

»Hast du dich entschieden?« fragte mich Goran.

Ich schaute ihn an. Von ihm strömte eine Feindschaft aus, die
mir schaudern ließ. Wären wir uns unter anderen Umständen
begegnet, wäre es zu einem Kampf gekommen.

So aber herrschte zwischen uns ein trügerischer Burgfrieden,
der aber jeden Moment beendet sein konnte.

»Erzähle mir mehr«, forderte ich den Vampir auf.

»Ich kenne die Welt nicht«, erklärte mir der Blutsauger.

»Aber du weißt, wie man dorthin gelangt.«

»Nein.«

Langsam wurde ich sauer. »Das gibt es doch nicht. Okay, du bist gekommen, um mir mitzuteilen, daß sich Myxin in Asmodinas Gewalt befindet und ich ihn befreien oder mich als Austauschgeisel zur Verfügung stellen soll. Aber du hast mir nicht erklärt, wie ich in Asmodinas Reich gelangen kann.«

»Das mußt du selbst herausfinden.«

Ich schaute den Vampir an. Und ich glaubte ihm. Ich konnte mir dies selbst nicht erklären, doch die Riesenfledermaus machte auf mich nicht den Eindruck, daß sie log.

Nicht in dieser Situation.

Ich startete einen letzten Versuch. »Überlege es genau, Goran. Wenn ich keinen Hinweis erhalte, kann ich deinen Meister auch nicht befreien.«

Nach einer Weile meinte er: »Es gibt ein Tor ...«

»Aha. Und weiter?«

»Dahinter liegt der Eingang zu Asmodinas Höllenwelt. Aber wo sich das Tor befindet, weiß ich nicht.«

»Du bist aber hinausgekommen.«

»Das stimmt.«

»Und wo bist du gelandet?«

»Ich befand mich in der Luft. Ich schwebte über den Wolken auf diese Stadt zu.«

Verdammtdamit konnte ich nicht viel anfangen. Schließlich hatte ich keine Flügel. Ich bohrte weiter, doch aus dem Vampir war nichts mehr herauszubekommen.

Er sagte nur noch: »Beeil dich. Myxin wird es nicht mehr lange aushalten. Er leidet ...«

Das konnte ich mir gut vorstellen. Überhaupt fragte ich mich, ob ich Myxin noch lebend antreffen würde.

Die Chancen sanken ...

Dann geschah etwas, was meinen und den Plan des Vampirs völlig über den Haufen warf.

Mit einem Ruck flog die Tür des Krankenzimmers auf.
Auf der Schwelle stand Schwester Genoveva!

Myxin haderte mit seinem Schicksal. Er war völlig wehrlos und befand sich zudem noch in der Hand Asmodinas, einer schwarzmagischen Feindin.

Sie hatte ihn in ein Verlies geschafft, das von roten Nebeln erfüllt war, aus dessen Zentrum sich immer wieder die gräßlichsten Fratzen herauskristallisierten.

Es waren Myxins Wächter.

Dämonen der niederen Stufe, oft mit zwei oder drei Köpfen ausgestattet, versehen mit schuppigen Panzern und unformigen Körpern. Sie gehorchten Asmodina absolut, und wenn Myxin frei gewesen wäre, hätte es ihm keine Schwierigkeiten bereitet, mit ihnen fertig zu werden. Doch ihn hielten die Fesseln.

Asmodina selbst hatte sie geschmiedet und mit magischen Zeichen versehen, denen Myxin nichts entgegenzusetzen hatte, weil er sie nicht kannte.

Dabei hatte er alles versucht, doch ohne Erfolg. Die Teufelstochter und ihre Magie waren einfach stärker.

Noch etwas bereitete Myxin Sorgen. Über ihm befand sich auf einem Regal ein großes Gefäß, das mit einer wasserhellen Flüssigkeit gefüllt war.

»Das ist Weihwasser!« hatte ihm Asmodina hähnisch erklärt und dabei auf einen kleinen Hahn an der Vorderseite des Gefäßes gedeutet. »Wenn ich ihn öffne, fällt in einem gewissen Zeitraum ein Tropfen Weihwasser auf deinen Kopf.«

Mehr brauchte sie nicht zu sagen, Myxin wußte auch so, was das bedeutete.

Er war selbst ein Dämon und bot damit eine Angriffsfläche gegen all das Gute, das es auf der Welt gab.

Das Weihwasser würde ihn zwar noch nicht umbringen, ihn aber quälen und foltern.

Asmodina war wirklich eine wahre Satanstochter!

Mittlerweile kamen die Vorwürfe. Jetzt ärgerte Myxin sich, daß er John Sinclair geholfen hatte. Hätte er ihn allein kämpfen lassen, wäre er nie in Asmodinas Hände gefallen.

Andererseits jedoch würde dann der Schwarze Tod wahrscheinlich noch leben, und Myxin hätte einen Gegner mehr, und Sinclair wäre tot. Wie er es auch drehte und wendete, die Situation war verfahren genug. Er sah einfach keine Lösung. Und was mit Goran, dem Vampir, geschehen war, das wußte er auch nicht. Überhaupt hatte er seine gesamte Streitmacht im Kampf gegen die Skelette und den Schwarzen Tod verloren. Myxin mußte wieder von vorn beginnen, vorausgesetzt, es gab noch eine Chance für ihn. Im Augenblick sah es jedenfalls nicht so aus.

Der Magier starrte in die roten Nebelschleier. An die Gestalten hatte er sich gewöhnt, sie schreckten ihn nicht. Zudem war auch er ein Dämon, und seine Diener hatten um keinen Deut besser ausgesehen.

Dann aber kam Asmodina.

Urplötzlich tauchte sie aus den roten Schleiern auf. Sie schien zu schweben, und ihr Ziel war Myxin.

Einen Schritt vor ihm blieb sie stehen. Ihr Gesicht war zu einem spöttischen Lächeln verzogen. Asmodina konnte man als grausame Schönheit bezeichnen. Sie war kalt, unberechenbar und verschlagen. Sie konnte aber auch überaus freundlich tun und ihre Gegner damit einlullen.

Jetzt war sie die große Siegerin, und Myxin kam sich gedemütigt vor, als sie auf ihn niederschaute.

»Was willst du?« fragte er.

Asmodina lachte. Sie warf mit einem Ruck ihre rote Haarflut zurück. »Ich will dich leiden sehen und dir einiges sagen.«

»Rede!«

»Ich habe Goran nicht getötet!«

Das war eine Überraschung für Myxin, doch er zeigte sie nicht, sondern fragte statt dessen: »Und warum nicht?«

»Weil ich ihn noch brauche.«

»Wozu?«

»Er dient mir als Bote.« Sie lachte, und dabei klirrten die Glieder ihrer Kette aneinander. Diese Einzelstücke bestanden

aus winzigen Totenköpfen, und in den Augen schimmerten blutrote Perlen. Vor dieser Kette hatte Myxin Angst. Sie strahlte eine so starke Magie ab, daß es ihn schauderte.

Ansonsten trug Asmodina einen langen Umhang aus violettem Stoff. Er war nur mit einer Teufelsfratze bestickt, mehr nicht. Keine magischen Zeichen, keine Formeln und Bannsprüche, wie oft bei anderen Dämonen zu sehen war.

»Goran ist unterwegs zu John Sinclair«, erklärte Asmodina dem wehrlosen Magier. »Er wird ihn besuchen und ihm meine Forderungen offerieren.«

Myxin war überrascht und geschockt. »Was will er von dem Geisterjäger?«

Sie lachte spöttisch. »Ist er nicht dein Freund?«

Myxin schwieg.

»Auf jeden Fall hast du ihm geholfen. Und jetzt bin ich gespannt, ob er dir hilft.«

»Sinclair soll kommen?« fragte Myxin erstaunt.

»Ja, ich will ihn hier in dieser meiner Welt haben. Du bist für mich das beste Druckmittel!«

Die Worte hatten gesessen. Myxin war geschockt. Er glaubte nicht daran, daß ein Mensch sich aufmachen könnte, um ihn, einen Schwarzblüter, zu befreien.

»Du sagst ja nichts«, meinte die Teufelstochter.

»Sinclair wird nicht kommen.«

»Bist du dir da sicher?«

»Welches Interesse sollte er an mir haben?«

»Du hast ihm und seinen Freunden geholfen. Und Sinclair ist ein Mensch mit guten Eigenschaften. Für ihn gibt es noch so etwas wie Dankbarkeit und Treue. Darauf baue ich.«

»Dann baust du auf Sand.«

»Nein!« zischte Asmodina. »Er wird kommen, und dann habe ich ihn!«

Das waren ihre letzten Worte. Auf dem Fuße machte sie kehrt und wurde eins mit dem roten Nebel.

Zurück ließ sie einen sehr nachdenklichen Myxin.

Schwester Genoveva war geschockt. Und zwar so geschockt, daß sie keinen Ton hervorbrachte.

Sie stand mit offenem Mund auf der Türschwelle und starre in das Zimmer.

Ich war herumgefahren. Ebenfalls der Vampir, und in seinen Augen sah ich ein gieriges Funkeln.

Das fehlte mir noch, daß dieser Blutsauger sich über die Frau stürzte!

Sie durfte auch nicht nach draußen laufen und anfangen zu schreien, denn dann würde sie das gesamte Krankenhaus rebellisch machen.

Deshalb mußte ich schnell sein.

Trotz meiner Verletzung schaffte ich es, die Tür zuzuknallen, bevor sich der Angstschrei der Schwester entlud. Meine rechte Hand sprang förmlich von der Klinke weg, und sofort preßte ich sie auf die Lippen der Schwester.

Aus dem Schrei wurde ein Gurgeln.

»Bleiben Sie ruhig!« zischte ich ihr ins Ohr. »Und röhren Sie sich um Himmels willen nicht, dann tut Ihnen niemand etwas.« Sie nickte. Ich löste langsam meine Hand von ihren Lippen und wartete darauf, daß sie anfangen würde zu schreien, doch sie hatte sich zum Glück in der Gewalt.

Sie atmete nur schwer, wobei sich ihr gewaltiger Busen hob und senkte.

Ich war beruhigt.

Die Riesenfledermaus stand lauernd und sprungbereit im Zimmer. Durch das offene Fenster fächerte die kühle Nachtluft und streichelte mein erhitztes Gesicht.

Ich faßte die Schwester am Arm und dirigierte sie in eine Ecke, wo sie stehenbleiben sollte.

»Röhren Sie sich nicht!« schärfte ich ihr ein.

Schwester Genoveva nickte nur.

Dann wandte ich mich an den Vampir. »Wenn du sie angreifst, bekommst du mein Kreuz zu spüren!«

Er zuckte zurück. Vor diesem geweihten Kruzifix hatten die

Dämonen und finsternen Mächte ungeheure Angst. Zuletzt hatte es die vier Horror-Reiter vernichtet. Allein daran war zu erkennen, welch eine Kraft in diesem Kruzifix steckte.

»Ein Vampir«, jammerte die Frau. »Hilfe, ein Vampir. Mein Gott, das ist ...«

Ich drehte mich um. »Seien Sie ruhig, verdammt.«

Die resolute Schwester klappte den Mund zu. Und plötzlich verdrehte sie die Augen und sackte zu Boden. Dort blieb sie liegen. Der Anblick war wohl etwas zuviel für die Gute gewesen.

»So«, sagte ich, »jetzt will ich wissen, wie ich zu Myxin hinkomme. Du kennst bestimmt den Weg!«

»Ich kann dir nur eins geben«, sagte er. »Den Kristall!«

»Welchen Kristall?«

Er griff hinter seinen Körper, und als die Hand wieder zum Vorschein kam, hielt sie einen roten Gegenstand umklammert. Der Vampir schritt bis zu meinem Bett und legte ihn auf die Decke.

Es war in der Tat ein Kristall. Er hatte eine rhombische Form, war hervorragend geschliffen und funkelte im Licht der Deckenlampe.

Ich löste meinen Blick von dem Kristall und schaute den Vampir wieder an. »Was soll ich damit?« erkundigte ich mich.

»Er ist dein Schlüssel.«

»Ein Schlüssel für was?«

»Für eine Reise zu Asmodina. Er wird dich zu ihr bringen, John Sinclair.«

»Und was soll ich tun?«

»Das weiß ich nicht, du mußt es herausfinden. So jedenfalls hat Asmodina es mir aufgetragen.«

Ich nickte. Wohl war mir überhaupt nicht, denn ich fühlte mich nicht fit. Und einen Kampf mit Asmodina würde ich kaum überstehen, denn sie war verdammt mächtig.

Was also tun?

Sollte ich Myxin im Stich lassen? Nein, das ging auch nicht.

Als ich in Not gewesen war, sprang er über seinen eigenen Schatten und half mir. Deshalb mußte auch ich voll einsteigen. Ich blickte wieder auf den Kristall. Welche Magien mochte er beherbergen?

Bestimmt keine guten, wenn er von Asmodina stammte, sondern schwarzmagische Kräfte.

»Nimm ihn in die Hand«, sagte der Vampir.

»Wieso?«

»Dann wirst du seine Reaktion erleben. So jedenfalls hat Asmodina gesagt.«

Ich hatte dies auch vor, wollte seinem Ratschlag folgen, doch ich wurde abgelenkt.

Am Fenster sah ich eine Bewegung.

Ich schaute genauer hin. Nichts. Nach wie vor nistete die Dunkelheit in dem Park.

Der Vampir hatte meinen Blick bemerkt und fragte, was geschehen war.

»Bist du allein gekommen?«

»Ja.«

»Ich hatte das Gefühl, Schatten am Fenster zu sehen. Ich kann mich auch getäuscht haben.«

Goran drehte sich um, breitete seine Schwingen zur Hälfte aus und stand schon vor der Fensterbank, während ich zurück im Zimmer blieb.

Der Blutsauger blickte nach draußen.

Hoffentlich befand sich niemand mehr im Park und schaute hoch, denn dann sah er die Silhouette des Blutsaugers vor der Helligkeit des hinter ihm liegenden Raums. Und Aufsehen wollte ich unter allen Umständen vermeiden.

Goran drehte sich wieder um. »Es war nichts«, sagte er.

»Vielleicht hast du dich geirrt.«

»Vielleicht ...«

Der Blutsauger kam wieder auf den Kristall zu sprechen. »Er ist der einzige Hinweis, den ich geben kann. Mehr hat mir Asmodina nicht gesagt. Du wirst bestimmt damit fertig ...«

Ich hörte gar nicht zu, denn ich schaute an Goran vorbei.
Nein, ich hatte mich nicht getäuscht.
Draußen waren Gestalten.
Zwei schreckliche Wesen.
Sie flogen an das Fenster heran, und meine Augen wurden noch größer. Ich kannte sie. Denn diese Wesen hatten Goran und Myxin aus dem Reich des Schwarzen Tods entführt.
Es waren Asmodinas Todesengel.

Und diesmal hielten sie Waffen in ihren Händen. Pfeil und Bogen. Und wenn mich nicht alles täuschte, bestanden die bereits auf den Sehnen liegenden Pfeile aus guten, hartem Eichenholz ...

Die gefährlichen Todesengel hockten auf der Fensterbank und hielten die Sehnen ihrer Bögen gespannt.

Ihr Ziel war klar.

Goran sollte sterben.

Und zwar durch die für Vampire tödlichen Eichenpfähle.
Der Vampir hatte noch nichts bemerkt. Ich schrie ihm eine Warnung zu, doch er reagierte zu langsam.

Er wirbelte zwar herum, da jedoch hatten die beiden Höllenbotinnen bereits abgedrückt.

Ich hörte die pfeifenden Geräusche, als die Pfeile die Sehnen verließen, und vernahm den dumpfen Aufprall, mit dem sie in den Körper des Blutsaugers drangen.

Goran stieß einen gurgelnden Fauchlaut aus. Er drehte sich auf der Stelle. Ich konnte in den Rachen schauen, und als er in einem letzten, verzweifelten Aufbüumen die Flügel ausbreitete, war mir die Sicht auf die beiden Todesengel am Fenster verdeckt.

Der Vampir zitterte.

Die Eichenpfeile steckten in seinem Rücken und entfalteten ihre weißmagische Kraft.

Sie zerstörten den untoten Wiedergänger.

Doch Goran wollte nicht sterben. Nicht in dieser Welt und nicht jetzt. Er hatte schon soviel hinter sich, zahlreiche Gefahren überstanden, und nun sollte er den Tod finden. Nein, auf keinen Fall.

Er keuchte und stöhnte. Noch weiter riß er sein häßliches Maul auf.

Ich sah den grünen Speichel, der plötzlich zwischen seinen Zähnen floß. Wie eine teerähnliche Masse klebte er in seinem Gebiß. Weit breitete er die Flügel aus, und mir kam es vor, als würde der Haß auf mich in seinen Augen blitzen, weil er mich letzten Endes dafür verantwortlich machte, daß er in diesem Zimmer sein Ende fand. Er schlug mit den Flügeln, und ich mußte zurückweichen, um nicht getroffen zu werden.

Bald spürte ich die Wand im Rücken. An der Stelle blieb ich stehen.

Goran sackte zusammen.

Die krallenbewehrten Füße konnten sein Gewicht nicht mehr halten, weil sie langsam verfaulten und zu Asche wurden.

Seine endgültige Vernichtung begann an den Beinen, setzte sich weiter fort, erreichte den Oberkörper und die Flügel.

Auf einmal sahen sie nicht mehr schwarz und ledern aus, sondern graubraun und verwittert. Schon rieselte die Asche zu Boden, die ein durch das Fenster hereinblasender Windzug hochtrieb und quer durch das Zimmer wehte.

Goran wurde immer kleiner. Rasend schnell setzte sich der Schrumpfungsprozeß fort. Ich schaute erst gar nicht mehr hin. Vorgänge dieser Art kannte ich zur Genüge, mich interessierten die beiden Todesengel.

Sie hockten nicht mehr auf der Fensterbank.

Aber sie schwebten vor dem Gebäude und schauten in das Zimmer hinein.

Die Bogen hielten sie in den Händen. Sie hatten auch neue Pfeile aufgelegt und die Sehnen gespannt. Unwillkürlich wich ich zur Seite, um aus dem unmittelbaren Schußfeld zu gelangen. Dabei fiel die Bewegung etwas zu heftig aus, und ein

stechender Schmerz durchraste meine linke Schulter.

Ich hätte schreien können. Mir wurde schwindlig, und ich mußte auf der Bettkante Platz nehmen.

Tief atmete ich durch.

Wenn die Seiden jetzt schossen, dann war ich geliefert.

Sie feuerten ihre Pfeile nicht ab. Statt dessen zogen sie sich zurück, breiteten die dunklen Flügel aus und waren gedankenschnell in der Finsternis verschwunden.

Allein blieb ich zurück.

Nein, nicht allein. Vor mir auf dem Boden lag ein Häufchen Asche. Mehr war von Goran, dem Vampir, nicht übriggeblieben. Und auch die beiden Pfeile lagen noch dort.

Mir ging es wieder ein wenig besser. Ich stand auf und holte mir die Pfeile.

Ich wog sie auf dem Handteller und stellte fest, daß sie hervorragend gearbeitet waren. Aus bester vampirtötender Eiche. An den Spitzen klebte grünschwarzes Dämonenblut.

Wie sollte es weitergehen?

Goran, der Bote, war tot. Er war von Asmodina ausgenutzt worden und hatte seine Arbeit getan. Mir hatte er seine Botschaft überbracht und einen geheimnisvollen Kristall, mit dem ich im Moment nichts anzufangen wußte.

Bevor ich mir den Kristall näher anschauten, schloß ich das Fenster.

Ich war nur froh, daß der Kampflärm draußen auf dem Gang nicht gehört worden war.

Und auch Schwester Genoveva hatte nichts bemerkt. Sie lag immer noch ohnmächtig auf dem Boden. Normalerweise hätte ich sie in mein Bett gehievt, doch mit nur einem gesunden Arm traute ich mir diese Arbeit doch nicht zu.

Abermals fiel mein Blick auf den Kristall. Er lag auf dem Bett wie ein Fremdkörper und erinnerte mich an einen großen, zu Eis erstarren Blutstropfen.

Ich setzte mich auf die Kante und nahm den Kristall in die rechte Hand.

Warm fühlte er sich an, ähnlich wie mein Kreuz. Es hing noch immer vor meiner Brust, und der Gedanke an einen Test kam mir urplötzlich. Ob ich es wagen konnte, den Kristall mit meinem Kreuz zu berühren? Ich machte den Versuch.

Behutsam führte ich den Kristall an das Kruzifix heran. Er paßte genau in meine hohle Hand und schien direkt für mich angefertigt worden zu sein. Doch was war das?

Fremde Gedanken strömten in mein Gehirn, während mein eigener Wille immer mehr zurückgeschraubt wurde. Ich kämpfte dagegen an, doch ich schaffte es nicht, die anderen Gedanken zu vertreiben.

Der Kristall! Das konnte nur der Kristall verursacht haben. Es gab keine andere Erklärung. Meinen Arm bekam ich nicht weiter hoch, er blieb auf halbem Wege hängen.

Ich gab mir den Befehl, die Hand zu öffnen, um den Kristall wegzuwerfen, doch meine Finger gehorchten mir nicht. Die Schaltzentrale vom Gehirn zu den Nerven war unterbrochen. So etwas hatte ich noch nie erlebt.

Und gleichzeitig kam die Müdigkeit. Ich wurde müde und matt und wehrte mich auch sacht, als ich langsam nach hinten kippte und auf das Bett fiel.

Mein Wille war einfach ausgeschaltet. Noch hielt ich die Augen offen, der Blick war gegen die Decke gerichtet, ich sah die Lampe, doch sie wurde immer größer, glich einem gewaltigen Luftballon, der mehr und mehr aufgeblasen wurde und plötzlich zerplatzte.

Bei mir zerplatzte auch etwas.

Der Ballon wurde zu einem gewaltigen Farbenprisma, das über mich fiel und mich hinwegriß in eine andere fremdartige Sphäre, wo die Gesetze der Erde keine Gültigkeit mehr hatten. Ich spürte auch nicht mehr, daß der Kristall mir unter meinen Fingern wegschmolz und diese flüssige Substanz langsam durch die Poren meiner Haut in den Blutkreislauf sickerte. Auf dem Bett lag nur noch ein wachsbleicher Mensch. Dem Tode näher als dem Leben ...

Schwester Genoveva erwachte, weil sie fror. Sie schüttelte sich und murmelte irgend etwas Unverständliches. Ihr fiel auf, daß sie mit dem Rücken an der Wand lehnte, drehte den Kopf und sah dicht neben sich die Bettkante.

»Bei allen Heiligen, das ist mir auch noch nicht passiert«, murmelte die resolute Krankenschwester. Sie rollte ihren gewichtigen Oberkörper zur Seite, stemmte die Hände auf den Fußboden, hob ihr gewaltiges Hinterteil und stand auf. Verwundert schaute sie sich um. Sie kramte in ihrem Gedächtnis, und da kam die Erinnerung.

»Der Vampir«, flüsterte sie. »Das Ungeheuer, wo ist es geblieben?« Sie schaute sich im Zimmer um, sah mich auf dem Bett liegen und preßte die Hand gegen die Lippen.

»Aber, Mr. Sinclair«, flüsterte sie, »was ist denn mit Ihnen geschehen?« Ein Schritt brachte die Krankenschwester an das Bett. Sie senkte den Kopf und sah genauer nach.

Schwester Genoveva schaute in ein wachsbleiches Gesicht mit aufgerissenen Augen, in denen die Pupillen völlig fehl am Platz wirkten, Sie waren ohne Ausdruck - wie zwei Steine. Oder wie bei einem Toten.

Toten?

Die Schwester überlegte. Ihre Gedanken rasten plötzlich. Sie hatte in ihrem Leben zahlreiche Tote gesehen. Zu viele eigentlich, und sie kannte genau die Symptome. Dieser Mann vor ihr sah ganz danach aus, als würde das Jenseits ihn bereits mit offenen Armen empfangen.

Die Schwester schluckte. »Das - darf doch nicht wahr sein«, flüsterte sie und legte eine Hand auf die Stirn.

Sie fühlte sich kalt und warm zugleich an, als würden unter der Haut Ströme pulsieren und in entgegengesetzte Richtungen fließen. Etwas stimmte da nicht.

Sie dachte wieder an den Vampir.

Wo steckte er?

Die Schwester rechnete damit, daß er sich verborgen hielt, um sie anzugreifen, wie er auch John Sinclair angegriffen hatte.

Ja, es gab keine andere Möglichkeit für sie. Der Vampir hatte den Patienten gebissen und getötet.

Noch einmal schaute die Schwester auf mich.

Dann schüttelte sie den Kopf, flüsterte unverständliche Worte und rannte wie von Furien gehetzt aus dem Krankenzimmer. Die Ärzte und Kolleginnen auf dem langen Gang schauten sie verwundert an, als sie auf das Chefarztzimmer zuhetzte. Es war schon ein gewaltiges Bild, das die korpulente Krankenschwester bot. Alles an ihr war in Bewegung und schaukelte von einer Seite zur anderen.

Normalerweise mußte sich derjenige, der zum Chefarzt wollte, erst anmelden, doch die Schwester pfiff auf alle Regeln. Bei ihrem Fall ging es um Leben oder Tod, da zählte jede Sekunde.

Sie stürmte durch das Vorzimmer und stieß die nächste Tür auf. Der Chefarzt, Professor Higgins, hockte hinter seinem Schreibtisch und las in einer Fachzeitschrift. Wie von der Tarantel gebissen sprang er hoch, als Schwester Genoveva in sein Büro stürmte.

»Was ist denn mit Ihnen los?« rief er.

Schwer atmend blieb die Schwester vor dem Schreibtisch stehen und preßte ihre Hand auf den wogenden Busen. Sie konnte kaum ein Wort hervorbringen.

In der Tür tauchte die Vorzimmerelfe mit hochrotem Kopf auf, Entschuldigungen stammelnd.

»Herr Professor!« keuchte Schwester Genoveva. »Der Patient - er - stirbt.«

Der Arzt sprang auf. Er war ein kleiner Mann mit einem faltigen Gesicht und dünnen Lippen. Sein schütteres Haar bedeckte kaum die beginnende Glatze.

»Wer stirbt?«

»Mr. Sinclair, Sir. Ich ...«

Wie ein Wiesel flitzte der Professor hinter seinem Schreibtisch hervor. Jetzt war er nicht mehr zu halten. An den überraschten Schwestern vorbei lief er durch die Tür auf den Gang und

rannte auf das Zimmer des Patienten zu.
Er rammte die Tür auf, war mit wenigen Schritten neben dem Bett und schaute auf mich nieder.
Routiniert fühlte er nach dem Puls und dem Herzschlag.
Dabei wurde er blaß.
»Schnell, beeilen Sie sich!« schrie er Schwester Genoveva an, die ihm gefolgt war. »Lassen Sie alles vorbereiten. Wir müssen dem Patienten sofort Sauerstoff geben. Künstliche Beatmung, und sagen Sie Dr. Fryley Bescheid.«
Genoveva verschwand.
Higgins beugte sich vor und versuchte es bereits mit Mund-zu-Mund-Beatmung.
Seine Versuche waren erfolglos.
Der Herzschlag ging immer mehr zurück, wurde schwächer und schwächer.
Eine Trage wurde ins Zimmer geschoben. Mehrere Helferbetteten mich darauf. Im Eiltempo ging es dann zum OP. Man wollte retten, was noch zu retten war.
Der Sauerstoff stand bereit.
Künstliche Beatmung!
Noch einmal überprüfte der Professor den Herzschlag.
Danach richtete er sich auf und hob in einer hilflosen Geste beide Schultern.
»Ich spüre nichts mehr«, murmelte er.
Jeder wußte, was das bedeutete.
Der Patient war tot!

Ein Hauch von Frühling über London!
Schüchterne Sonnenstrahlen fielen aus einem blassen Himmel und tupften gegen die grauen Häuser der Millionenstadt. Die zahlreichen Bäume und Büsche in den Parks schienen aufzuatmen, die Menschen waren auf einmal fröhlicher, und selbst die Autofahrer hatten mehr Verständnis füreinander.

Vor allen Dingen freuten sich die Frauen, die endlich einmal wieder Lust bekamen einzukaufen. Dafür sorgten schon die Besitzer und Pächter der zahlreichen Boutiquen. Auf großen Ständern rollten sie ihre Warenangebote vor die Schaufenster und priesen durch knallige Plakate die neuesten Errungen-schaften an.

Auf der King's Road herrschte Hochbetrieb. Es waren wesentlich mehr Fußgänger als Autofahrer unterwegs.

Sie badeten bei ihrem Schaufensterbummel in den ersten Sonnenstrahlen, und die Geldbörse saß bei ihnen lockerer als sonst.

Der gleiche Betrieb herrschte auf der Bond Street. Hier liegen die teuren Läden, in denen Ladies und Touristen kaufen, die nicht unbedingt auf den Shilling schauen müssen.

Unter all den schaulustigen Käuferinnen befand sich auch eine Frau, die trotz der großen Konkurrenz auffiel.

Sie hatte lange pechschwarze Haare, Glutaugen, einen üppi-gen Mund und leicht hochstehende Wangenknochen, die auf ihre slawische Abstammung schließen ließen. Sie bewegte sich mit der Grazie eines Mannequins, trug ein rotes Frühlings-kostüm mit Pariser Chic und einer Rocklänge, die einiges von ihren gutgewachsenen Beinen sehen ließ. Handtasche und Schuhe waren von einem satten Blau, und ein Tuch von Hermes flatterte um ihren schlanken Hals.

Jeder, der die Frau sah, hätte sie für ein schickes, modernes Girl gehalten, aber nicht für das, was sie in Wirklichkeit war. Eine Unternehmerin der Top-Klasse.

Sie hatte von ihrem Vater einen Konzern geerbt, der zu den größten der Insel gehörte.

Es war das King-Imperium.

Denn die junge Frau war keine andere als Damona King, die Bezwingerin der Finsternis. Eine Weiße Hexe, die ihrer Mutter am Sterbebett versprochen hatte, das Böse zu bekämpfen.

Und das war der eigentliche Sinn ihres Lebens. Nicht die Führung des Konzerns, die lag in den Händen ausgezeichneter

Manager. Damona King hatte die Zeit, sich ihrer eigentlichen Aufgabe zu widmen. Und das tat sie mit Hingabe.

Sie kaufte auch in ihrer knappen Freizeit mit Hingabe ein. Dabei durfte niemand sie stören. Deshalb bummelte sie gern allein über die Bond Street.

Es waren nicht nur Frauen unterwegs, sondern auch Männer, die genügend Zeit hatten, sich den Tag um die Ohren zu schlagen. Diese Typen wurden natürlich auf eine Frau wie Damona aufmerksam. Sie wurde auf Schritt und Tritt von begehrlichen Blicken verfolgt, und mehr als einmal erhielt sie sehr deutliche Angebote.

Damona kümmerte sich nicht darum, sie war so etwas gewöhnt, obwohl es ihr schmeichelte, wenn die Männer sie begehrten, da war sie eben ganz Frau. Sie dachte aber auch an Mike Hunter, den Generalbevollmächtigten des King-Konzerns, dem sie sehr zugetan war. Die beiden verband etwas, das man wohl mit dem Wort Liebe umschreiben kann, und Damona sah keinen Grund, ihren Mike zu betrügen.

Vor einer besonders schicken Boutique blieb sie stehen.

Zwei große Schaufenster waren hübsch dekoriert. Die neuen Frühjahrssachen sprangen Damona förmlich ins Auge. Duftige Blusen, weitgeschwungene Röcke, elegante Kostüme, Handtaschen, italienische Schuhe und ausgefallener Modeschmuck. Kleine Punktstrahler leuchteten die besonders ausgefallenen Kleidungsstücke an, und Damona entschloß sich, das Geschäft zu betreten.

Ein Gong wehte seinen melodischen Klang durch den Laden, als sie die Tür aufstieß und die Boutique betrat.

Barmusik umschmeichelte die hübsche Kundin. Sie drang aus versteckten Lautsprechern. Kaufpsychologie, über die Damona lächelte, sich aber trotzdem darüber freute.

Der Laden war ziemlich groß. Er führte noch in einen Anbau hinein, wo die kleinen Umkleidekabinen lagen. Überall waren große, viereckige Spiegel aufgestellt, die Damona Kings Bild mehrfach wiedergaben.

Vor einem Ständer mit Röcken blieb Damona stehen. Sofort näherte sich eine Verkäuferin.

Puppengesicht, gekleidet im Disco-Look, ein Lächeln in den Mundwinkeln.

»Kann ich Ihnen helfen?«

Damona wandte sich um. »Nein, ich möchte nur einmal schauen.«

»Gern.« Die Verkäuferin trat zurück.

Außer Damona befanden sich noch zwei andere Kundinnen in der Boutique. Eine trank Kaffee und ließ sich die neuesten Kleider zeigen. Sie machte einen blasierten, hochmütigen Eindruck. Die Arroganz sprang ihr aus dem Gesicht.

Einen besonders bunten langen Rock nahm Damona vom Bügel und hielt ihn sich vor den Körper.

»Steht Ihnen gut«, sagte die Verkäuferin. »Sie können ja mit Ihrer Figur alles tragen.«

»Sicher.«

Damona King mochte es nicht, wenn die Verkäuferinnen so aufdringlich waren. Sie suchte sich ihre Sachen lieber selbst aus.

»Möchten Sie ihn nicht einmal anprobieren?«

Damona winkte ab. »Vielleicht später.«

Sie trat zurück und steuerte einen anderen Ständer an, an dem Blusen hingen. Den Rock nahm sie mit.

Damona hatte sich längst entschlossen, ihn zu kaufen. Sie suchte nur noch ein passendes Oberteil.

Der Blusenständer war prall gefüllt. Damona konnte kaum die Bügel zur Seite schieben.

Eine andere Verkäuferin kam und bot ihr eine Tasse Kaffee an.

»Danke, die nehme ich gern.«, sagte die junge Konzernherrin.

In kleinen Schlucken genoß sie das belebende Getränk Sie beobachtete dabei die arrogante Kundin, die sich nicht entscheiden konnte und den Verkäuferinnen die Schuld gab.

»Früher waren Sie besser sortiert«, sagte sie, stand auf und rauschte hinaus.

Damona lächelte. Sie mochte diese Frauen nicht, die sich so aufspielten, in Wirklichkeit jedoch voller Komplexe steckten. Man nahm ihr die Tasse ab, und sie konnte weitersuchen.

Zu dem bunten Rock paßte nur eine unifarben Bluse.

Damona suchte sie in Rot, hielt den Rock immer dagegen und wurde sehr schnell fündig.

Eine weitgeschnittene Leinenbluse mit langgebauschten Ärmeln und kleinem Kragen paßte genau.

»Darf ich die Sachen anprobieren?« wandte sie sich an die Verkäuferin.

»Natürlich. Ich gehe vor.«

Die Verkäuferin geleitete Damona zu den Umkleidekabinen und zog den Vorhang auf.

Damona betrat die Kabine, zog den Vorhang wieder zu und entledigte sich ihrer Kostümjacke.

Auch in der Kabine war die Musik zu hören. Ein gepolsterter Stuhl stand bereit, und an der mit Stoff bespannten Wand hing ein Spiegel.

Die Lampe an der Decke blendete nicht.

Damona zog auch ihre Bluse aus. Sie trug einen dünnen BH, der ihre Brüste ein wenig anhob. Und zwischen ihnen lag der schwarze Stein, den sie von ihrer Mutter Vanessa, einer echten Hexe, geerbt hatte.

Mit diesem Stein hatte es eine besondere Bewandtnis. Er war eine Art Indikator, der Damona anzeigen, ob, wann und wo Kräfte des Bösen in der Nähe lauerten.

Gleichzeitig konnte sie durch diesen Stein auch in Verbindung zu ihrer toten Mutter treten, und so war dieses Kleinod ihr wertvollster Besitz.

Er war auch im Spiegel zu sehen und glänzte matt. Den Stein gab Damona nie aus der Hand, er hatte ihr bereits zu große Dienste erwiesen und besaß eine Kraft, die sie bis zum heutigen Tag noch nicht richtig erforscht hatte.

Zuerst schlüpfte sie in den Rock. Er paßte, als wäre er für sie geschneidert worden. Auch in der Taille saß er genau richtig,

und der Saum reichte fast bis zu den Knöcheln. Damona wußte auch schon, wo und wann sie ihn tragen wollte. Im Sommer, wenn es die großen Gartenfeste gab, dafür war der Rock genau passend.

Sie griff nach der Bluse und streifte sie über ihren lack-schwarzen Haarschopf. Auch dieses neue Kleidungsstück saß. Es brauchte nicht geändert zu werden.

Damona King war zufrieden.

Sie zog beide Sachen wieder aus und schlüpfte in ihren Kostümrock.

Als sie ihre Bluse über den Kopf streifen wollte, erstarrte sie mitten in der Bewegung.

Etwas störte sie.

Eine Gänsehaut rann über ihren Rücken. Verursacht durch einen Kälteschauer, der jedoch nicht von draußen kam, sondern aus einer anderen Richtung.

Der Stein strahlte ihn ab.

Ihr Stein!

»Passen die Sachen?« vernahm sie von draußen die Stimme der Verkäuferin.

Damona erwachte wie aus einem Traum. Sie antwortete nicht schnell genug, und das Girl mit dem Puppengesicht steckte seinen Kopf durch den Vorhangspalt.

Hastig drehte sich Damona um. »Ja, ja, es geht schon klar«, erwiderte sie.

Die Verkäuferin zog sich zurück.

Damona King war über die Störung ein wenig ungehalten. Sie wollte sich weiter auf das Phänomen konzentrieren und dabei versuchen, es zu ergründen.

Die Kälte breitete sich aus. Sie strich nicht nur über ihren Rücken, sondern wanderte hoch zur Schulter, erfaßte ihren Hals und ging über auf die Brust.

Dort verschmolz sie mit dem Stein, und im nächsten Augenblick hatte Damona das Gefühl, dieser Stein würde die Kältewellen mit doppelter Intensität abstrahlen und durch

ihren Kreislauf jagen. Sie begann plötzlich zu zittern, die Haut veränderte sich, sie wurde blauweiß und schillerte.

Damona atmete schwer.

Auf einmal konnte sie sich so gut wie nicht mehr bewegen.

Wenn sie ein Bein hochheben wollte, hatte sie dabei das Gefühl, Zentnerlasten hingen an ihren Waden. Mit den Armen erging es ihr um keinen Deut besser, doch zum Glück arbeiteten ihre Gedanken klar und deutlich.

Sie mußte den Stein ablegen!

Es war die einzige Möglichkeit, einem neuerlichen Kälteschock zu entgehen, den sie unter Umständen nicht überlebte.

Damona hob die Arme. Sie versuchte es zumindest, doch es fiel ihr mehr als schwer. Den linken bekam sie überhaupt nicht in die Höhe, den rechten nur mit ungeheurer Mühe.

Sie stöhnte auf. Vor Schmerzen und vor Glück, als sie mit ihren Fingern die Kette berührte, die den Stein hielt. Jetzt hatte sie bereits einen Teilsieg errungen.

Damona biß die Zähne zusammen. Sie gab nicht auf, obwohl das eisige Gefühl in ihrem Innern wieder zunahm.

Dabei raste ihr Herzschlag. Sie spürte ihn gegen die Rippen trommeln, und das Echo rief ein dumpfes Pochen in ihrem Kopf, dicht unter der Schädeldecke, hervor.

Damona stöhnte auf. Sie wankte zurück, fiel mit dem Rücken gegen den Spiegel, sammelte alle Kräfte und intensivierte ihre verzweifelten Bemühungen.

Endlich hielt sie die Kette zwischen den Fingern.

Ein kleiner Erfolg nur, doch für sie ein Fortschritt. Damona atmete schnell und keuchend. Sie wehrte sich gegen die Lähmung. Dabei versuchte sie, ihr weißmagisches Erbe ins Spiel zu bringen, was ihr jedoch nicht gelang, denn die Gedankenströme wurden durch eine geistige Barriere verschluckt.

Was war nur geschehen? Weshalb reagierte ihr Innerstes nicht? Damona fand keine Antwort. Es war ihr jetzt auch egal,

denn sie mußte sich nun auf die reinen Körperkräfte verlassen. So hart umspannte sie die Kette, daß sie sogar in das Fleisch ihrer Hände schnitt. Und sie hob den Arm, konzentrierte sich nur auf diese Aufgabe.

Damona schaffte es.

Plötzlich konnte sie die Kette und damit auch ihren Stein über den Kopf streifen. Sie ließ beides fallen, als wäre es aus glühendem Eisen.

Ächzend sank sie auf einen Stuhl.

Augenblicklich verschwand die Kälte aus ihrem Körper, der Kreislauf stabilisierte sich, die Atmung war wieder normal, und auch ihre Finger gehorchten.

Zurück blieb ein dumpfes Gefühl im Kopf, das jedoch langsam verschwand.

Die Verkäuferin kam wieder. Sie sah Damona auf dem Hocker sitzen, und ihr Gesicht nahm einen bestürzten Ausdruck an. »Ist Ihnen nicht gut, Miss?« fragte sie.

Damona King hob den Blick und lächelte. »Doch, doch, es geht schon. Nur ein leichtes Unwohlsein, mehr nicht.«

»Dann bin ich froh. Darf ich den Rock und die Bluse mitnehmen?« fragte die Verkäuferin.

»Nehmen Sie, ich kaufe beides.«

»Danke, Miss.«

Damona wollte ihr die Sachen überreichen, doch die Verkäuferin wehrte ab. »Lassen Sie nur, es geht schon.«

Als sie verschwunden war, zog sich Damona King weiter an. Sie hob ihren Stein erst auf, als sie die Knöpfe der Kostümjacke geschlossen hatte.

Damona war darauf gefaßt, sofort wieder den schwarzmagischen Schock zu spüren, doch das geschah nicht. Der Stein strahlte wieder die normale Temperatur ab. Er war handwarm. Trotzdem traute Damona dem Frieden nicht. Sie hängte sich die Kette nicht um den Hals, sondern steckte sie in die rechte Tasche der Kostümjacke.

Danach verließ sie die Kabine.

Die Verkäuferin brachte kleine Erfrischungstücher herbei, doch Damona wehrte ab.

»Das ist sehr lieb von Ihnen, aber mir geht es inzwischen wieder besser.«

»Vielleicht liegt's am Wetter«, vermutete die Verkäuferin.

»Viele Menschen, auch jüngere, können den Umschwung nicht so vertragen.«

Damona hob die Schultern. »Möglich ist es.« Sie schaute sich suchend um.

»Die Kasse ist dort«, sagte die Verkäuferin und deutete an einer Spiegelwand vorbei. »Wenn Sie vielleicht noch Modeschmuck mitnehmen möchten ...?«

»Nein, danke! Ich werde ein anderes Mal vorbeischauen.«

»Ist schon recht.«

Damona King zahlte an der Kasse die Rechnung. Die erworbenen Stücke wurden verpackt und Damona mit einem Lächeln verabschiedet.

Tief atmete sie durch, als sie draußen auf der Straße stand. Im Spiegel hatte sie festgestellt, daß ihr Gesicht noch immer eine ungesunde Blässe zeigte, doch sie war sicher, daß diese bald verschwand.

Das bereitete ihr keine Sorgen.

Etwas anderes jedoch viel mehr.

Wie war es dazu gekommen, daß ihr Stein so artfremd reagiert hatte?

Dieses Rätsel mußte sie einfach lösen, sonst hatte sie keine ruhige Minute mehr.

Ihr war die Lust an einem weiteren Einkaufsbummel vergangen, obwohl sie noch gern einige Antiquitätengeschäfte und auch Galerien durchstöbert hätte.

Etwas anderes war jetzt wichtiger.

Irgendwo lauerte das Böse!

So rasch es ging, lief Damona King auf das Parkhaus zu, in dem sie ihren Wagen abgestellt hatte. Sie benutzte in der Stadt einen kleinen, wendigen Golf.

Mit dem Aufzug fuhr sie hoch in das Parkhaus. Ihr grüner Wagen stand oben, dicht unter dem Dach.

Damona schloß die Tür auf, setzte sich hinter das Lenkrad, schnallte sich an und nahm den Stein in die Hand.

Er hatte seine Farbe verändert!

Damonas Augen wurden groß. Was hatte das denn nun wieder zu bedeuten?

Sie ließ ihre rechte Hand, auf dessen Innenfläche der Stein lag, in den Schoß sinken und schaute ihn sich genauer an. Der Stein war nicht mehr schwarz, sondern leicht durchsichtig geworden. Nur noch schlierenartig erkannte sie im Innern die dunkleren Fragmente. Und diese Schlieren bewegten sich. Sie kreisten hin und her, stießen sich ab, drehten Kurven und ließen wieder auseinander.

Eine Magie war in Unordnung geraten. Anders konnte sich Damona dieses Ereignis nicht erklären.

Wieso war dies entstanden? Und wo befand sich die Quelle dieser Fremdmagie?

Die mußte Damona finden.

Vielleicht führte der Stein sie hin.

Plötzlich hörte sie Schreie, Hilfeschreie.

Jemand befand sich in großer Not.

Sie horchte in sich hinein, versuchte, den in Not Geratenen ausfindig zu machen - und ...

Zufällig hatte sie wieder einen Blick auf den Stein geworfen. Dort sah sie ein Gesicht schimmern.

Das Gesicht eines blondhaarigen Mannes.

Damona überlegte. Sie kannte das Gesicht zwar, mit dem Mann jedoch hatte sie noch nie gesprochen. Trotzdem kam er ihr bekannt vor, denn sie hatte in einer Zeitung einmal sein Bild gesehen.

Dieser Mann, dessen Gesicht sie in dem Stein sah, war kein anderer als John Sinclair ...

Professor Higgins machte ein ratloses Gesicht. Und auch die anderen Ärzte wußten keine Lösung.

Der Patient war tot.

Normalerweise ...

Aber er war doch nicht gestorben, denn die Körpertemperatur sank nicht ab, sie blieb konstant, und das widersprach allen Gesetzen der Natur.

Lange hatten sie versucht, die Atmung wieder zu aktivieren, es hatte nichts genutzt. Die Ärzte und mit ihnen die moderne Medizin waren hilflos.

Schließlich blieb in den frühen Morgenstunden nur eine Wache bei dem »Toten« zurück, die anderen gingen schlafen. Nach drei Stunden saßen Professor Higgins und Dr. Fryley wieder beieinander. Bei starkem Kaffee diskutierten sie den Fall noch einmal durch.

Sie gelangten zu keinem Ergebnis.

Schwer stützte der Professors sein Kinn in beide Hände. »Ich weiß mir keinen Rat mehr«, gestand er, »selbst ein Kollege, den ich angerufen habe, konnte mir nicht helfen. Und der Mann ist Spezialist. John Sinclair ist für uns und die Medizin ein Rätsel. Anders kann ich es nicht ausdrücken.«

Dr. Fryley fragte: »Welche Chance geben Sie ihm?«

Der Professor schaute seinen jüngeren, schnauzbärtigen Kollegen nachdenklich an. »Normalerweise gar keine, wenn ich ehrlich bin. Aber mittlerweile habe ich das Gefühl, daß bei ihm alles möglich ist. Vielleicht erwacht er heute.«

»Oder morgen oder in drei Tagen oder in drei Monaten«, warf Dr. Fryley ein.

»Das kann durchaus sein«, bestätigte der Professor.

»Und was tun wir?«

Higgins saugte an seiner Dunhill-Pfeife. »Wir können nichts tun, nur beobachten. Zum ersten Mal in meiner medizinischen Laufbahn stehe ich vor einem unlösbaren Rätsel. Vielleicht sind wir in zehn Jahren soweit, es zu lösen. Heute jedoch nicht.«

»Was schlagen Sie vor?« fragte der jüngere Arzt.

»Wir sollten Sinclairs Angehörige benachrichtigen.«

»Das klingt endgültig.« Die Stimme Fryleys klang bestürzt.

»Haben Sie einen besseren Vorschlag?«

Dr. Fryley schwieg.

Die Situation war verfahren genug, das wußten beide Männer. Sie waren mit ihrer ärztlichen Kunst am Ende und standen vor einem Rätsel. Jetzt lag das Schicksal des Patienten in der Hand eines Höheren.

Professor Higgins seufzte noch einmal tief und griff dann zum Telefonhörer. Über die Zentrale ließ er sich mit New Scotland Yard verbinden, die Nummer würde das Mädchen leicht herausfinden.

»Möchten Sie einen Cognac?« fragte der Professor seinen jüngeren Kollegen.

»Nein, danke.«

Higgins lächelte verständnisvoll. Als das Telefon schellte, hob er sofort ab.

Er wußte, daß der Vorgesetzte des Patienten Sir James Powell hieß, und verlangte, ihn zu sprechen.

Der Superintendent meldete sich rasch.

»Hier Higgins«, sagte der Professor und räusperte sich, bevor er weitersprach. »Ich fürchte, Sir, ich muß Ihnen eine betrübliche Mitteilung machen.«

»Ist irgend etwas mit John Sinclair?« fragte der Superintendent sofort.

»Ja.«

»Reden Sie!«

»Der Patient oder vielmehr die Krankheit des Patienten ist in ein Stadium getreten, das wir allein nicht mehr überschauen können«, erklärte der Professor.

Powell wurde ungeduldig. »So reden Sie doch, Professor.«

»Nun, Ihr Mitarbeiter hat seine Verletzung gut auskuriert, wenn ich das mal so sagen darf. Dann jedoch ist er am vergangenen Abend in eine totenähnliche Starre gefallen, für die wir keine Erklärung haben.«

»Er ist also nicht tot?«

»Ja und nein.«

»Das versteh ich nicht, Professor.«

»Ich auch nicht, Sir. Wir als Mediziner haben ebenfalls keine Erklärung für dieses Phänomen. Es ist uns ein Rätsel.«

Dr. Fryley nickte zu den Worten seines Vorgesetzten.

»Haben Sie schon mal an Magie gedacht?« fragte der Superintendent.

»Nein.«

»Das sollten Sie aber.«

Jetzt lachte der Professor. »Sir, ich bitte Sie, Magie ist nichts wissenschaftliches, nichts Konkretes. Gut, es gibt das Gebiet der Parapsychologie, und ich will meinen Kollegen ...«

»Ich werde persönlich vorbeikommen und mir den Patienten anschauen«, unterbrach Powell den Professor. »Natürlich nur, wenn Sie nichts dagegen haben.«

Higgins hatte nichts dagegen. Und wenn, dann hätte er es auch gar nicht ausgesprochen, denn er fühlte sich ziemlich hilflos in dieser Situation.

»Wir sehen uns dann gleich«, sagte Sir James Powell und hängte auf.

»Und?« fragte Dr. Fryley.

»Er kommt vorbei.«

»Ob das was hilft?«

Der Professor breitete die Arme aus. »Das kann ich Ihnen nicht sagen. Zudem hat er von Magie geredet. Er sucht wahrscheinlich dort eine Erklärung.«

Dr. Fryley tippte sich gegen die rechte Stirnseite. Das war sein Kommentar dazu.

»Lassen Sie das nur nicht den Yard-Boß sehen«, warnte ihn der Professor. »Der wird sonst sauer.«

»Meinetwegen.«

Es klopfte. Auf das kräftig gerufene »Herein« des Professors betrat Schwester Genoveva den Raum. Auch sie sah übernächtigt und blaß aus. Unter ihren Augen lagen dicke Ringe. Sie

hatte keinen Schlaf gefunden und sich jetzt und nach langem Überlegen dazu durchgerungen, mit dem Arzt zu reden.
An der Tür blieb sie stehen.

»Was kann ich für Sie tun, Schwester?« fragte der Professor.
»Ich - ich muß Ihnen etwas sagen«, erwiderte Schwester Genoveva und drehte vor Nervosität ihre Hände.

»Bitte, nur raus damit.«

»Es war am gestrigen Abend. Ich wollte noch einmal nach dem Patienten Sinclair schauen, betrat sein Zimmer und sah ihn zusammen mit einem riesigen Ungeheuer.«

»Womit?«

»Mit einem Ungeheuer, einer menschengroßen Fledermaus.«

»Sie haben doch nichts getrunken, Schwester?« fragte der Professor mit strenger Stimme.

»Aber Sir!« erwiderte die Frau empört. »Noch nie im Leben war ich nüchtern.«

»Okay, lassen wir das. Was geschah, als Sie das Zimmer betraten und die Fledermaus sahen?«

»Da ist John Sinclair auf mich zugekommen, hat mich gepackt und zur Seite gezogen.«

»Er war doch verletzt.«

»Trotzdem hat er es geschafft.«

Higgins nickte. »Gut, er hat Sie also gepackt. Und was geschah danach?«

»Bin ich ohnmächtig geworden.«

Die beiden Ärzte verzogen die Gesichter. Während Fryley anfing zu lachen, schaute der Professor die Krankenschwester ziemlich scharf an.

Genoveva bemerkte den Blick und verteidigte sich. »Es war wirklich so, Sie können mir glauben.«

»Wollen Sie uns auch keinen Bären aufbinden?« fragte der Professor, nachdem das Lachen seines jüngeren Kollegen verstummt war.

»Nein, Sir. Als ich erwachte, war diese Riesenfledermaus verschwunden. Aber ich habe noch den Staub auf der Erde ge-

sehen. Das waren bestimmt die Reste des Vampirs.« Die Schwester holte tief Luft. »Ich kenne das. Das habe ich schon oft genug im Kino gesehen.«

»Wann denn zum letzten Mal?« fragte Higgins.

»Erst vor ein paar Wochen ...«

Fryley mischte sich ein. »Da haben wir es ja. Schwester Genoveva spinnt. Der Film hat sie so mitgenommen.«

»Der Vampir war echt!« beharrte die resolute Krankenschwester auf ihrem Standpunkt. »Wir können in das Zimmer gehen und nachschauen. Vielleicht finden wir dort noch Staub.«

Professor Higgins winkte ab. »Okay, Schwester, wir glauben Ihnen ja. Scotland Yard ist ebenfalls schon eingeschaltet worden. Die Herren werden bald hier sein. Lassen Sie uns bitte allein.«

»Natürlich, Sir. Entschuldigen Sie.«

Schwester Genoveva verschwand.

Die beiden Ärzte schauten sich an. »Was sagen Sie dazu, Dr. Fryley?« fragte der Professor.

»Unsinn.«

»Sie glauben ihr also nicht?«

»Nein, auf keinen Fall.« Der junge Arzt lächelte. »Sie denn, Professor?«

Higgins legte seine Stirn in nachdenkliche Falten. »Es ist schon erschreckend, mit welch einer Selbstverständlichkeit die Schwester von den Dingen spricht.«

»Dann glauben Sie ihr?«

»Das habe ich damit nicht gesagt.«

»Sie zweifeln aber.«

»Warten wir ab.«

Die Männer vom Yard trafen zwei Minuten später ein. Sir James Powell an der Spitze. Mit dabei waren, neben zwei Yard-Medizinern, auch ein Chinese und eine blondhaarige Frau, die sich als Jane Collins vorstellte und angab, Privatdetektivin zu sein. Der Chinese hörte auf den Namen Suko.

»Wo kann ich den Tot - ähem, ich meine, Mr. Sinclair sehen?« fragte Powell.

»Kommen Sie mit«, erwiderte Professor Higgins und ging vor. Er sagte zwar nichts, weil ihm alle folgten, doch seinem Gesicht war anzusehen, daß es ihm nicht besonders schmeckte. Powell hatte Suko und Jane Collins angerufen, weil er sie als Zeugen dabeihaben wollte. Bei Bill Conolly hatte er es auch versucht, dort jedoch keinen erreicht.

Jane war ebenso wie Suko und Sir Powell bestürzt gewesen, als sie von meinem >Tod< hörte. Sie konnte es einfach nicht fassen, sie glaubte nicht daran, daß ich gestorben sein sollte.

Ebenso wie Suko. »Da ist irgend etwas fauk«, hatte er gesagt.

»An einer Schulterverletzung stirbt man nicht.«

»Das glaube ich auch«, sagte Jane.

Sie schritten durch die langen Gänge des Westminster-Hospitals. Jane hörte ihr Herz überlaut schlagen. Es waren die Aufregung und auch die Angst um mich.

An Sukos Gesicht war nichts abzulesen, aber der Chinese hatte die Hände geballt, ein Zeichen dafür, wie nahe ihm die ganze Sache ging.

Neben dem Professor schritt noch ein jüngerer Arzt her, der Jane Collins mit unverhohlenem Interesse beobachtete. Jane beschloß, ihm bei passender Gelegenheit einiges zu sagen. Im Augenblick war sie zu sehr in Gedanken.

Durch eine zweiflügelige Schwingtür gelangten sie in die Intensivstation.

Und wenig später standen sie vor der Zimmertür des Patienten.

»Erschrecken Sie nicht«, sagte der Professor, als er die Tür öffnete, »aber ein künstlich beatmeter Mensch sieht nicht sehr schön aus.«

Jane und Suko erschraken trotzdem, als sie den wachsbleichen Mann sahen. Man hatte mich an alle möglichen Geräte angeschlossen. Ich hing am Tropf, und ein EKG überwachte mein >Leben<.

Sir James Powell, Jane und Suko traten näher. Auch die beiden Spezialisten vom Yard.

Minutenlang sprach niemand ein Wort. Dann nickte Powell.

»Sieht wirklich so aus, als wäre er tot.«

Jane Collins wischte sich verstohlen eine Träne aus dem linken Augenwinkel.

»Aber er kann nicht tot im medizinischen Sinne sein«, hielt Professor Higgins entgegen. »Seine Körpertemperatur sinkt nicht weiter ab. Sie bleibt konstant.«

»Wie sieht es mit dem Pulsschlag aus?« fragte Powell.

»Nichts festzustellen.«

»Sie meinen Stillstand?«

»Ja«

Die Männer hoben die Schultern, während Suko wie ein Tiger um mich herumschlich.

»Wenn Sie keinen Herzschlag mehr verspüren«, sagte Powell, »wie können die Organe weiterarbeiten?«

»Das ist für uns auch ein Rätsel. Wie ich Ihnen bereits am Telefon andeutete, es ist uns völlig unklar, wie so etwas möglich ist.«

»Aber es muß irgend etwas vorgefallen sein«, meinte Suko.

»Von nichts kommt nichts. Ist Ihnen oder einer Krankenschwester denn nichts aufgefallen?«

Die Ärzte schauten sich an. Und es sah so aus, als wollten sie nicht so recht mit der Sprache herausrücken.

»Was ist denn?« hakte Jane Collins nach, die natürlich auch nicht blind war.

Dr. Fryley antwortete. »Nur eine dumme Sache, Lady. Nichts Erwähnenswertes.«

»Erzählen Sie es trotzdem.«

Fryley machte auf Casanova. »Weil Sie es sind, Lady. Wir haben da eine Krankenschwester. Sie erzählte, in Sinclairs Zimmer einen Riesenvampir gesehen zu haben.«

Alle hatte die Worte natürlich gehört.

Und jeder zuckte herum.

»Wie war das?« fragte Suko.
Und auch Powell forderte Fryley auf zu reden.
Der Arzt hob beide Hände. »Meine Herren, das ist ein
Märchen, glauben Sie mir.«
Barsch winkte Powell ab. »Wo ist diese Schwester? Kann ich
Sie sprechen?«
Fryley nickte. »Natürlich ...«
»Holen Sie sie her. Rasch!«
Zwei Minuten später war Schwester Genoveva da. Sie er-
zählte ihre Geschichte noch einmal.
James Powell, Jane und Suko wußten plötzlich Bescheid. Und
Jane Collins sprach es aus.
»Dieser Riesenvampir war kein geringerer als Goran, Myxins
Flugtier.«
Sie wandte sich an die Schwester. »Und er war verschwun-
den, als sie erwachten?«
»Ja, aber auf dem Boden habe ich Asche gesehen.«
»Dann ist der Vampir getötet worden«, murmelte Powell.
»Fragt sich nur, von wem.«
Professor Higgins mischte sich ein. »Glauben Sie etwa
daran?«
»Ja.«
»Kann John ihn getötet haben?« erkundigte sich Jane.
Schweigen.
»Er war ziemlich schwach«, sagte die Schwester nach einer
Weile. »Er hatte sein Bett verlassen, als ich zum erstenmal nach
ihm sah. Da stand er am Fenster, und er hatte Mühe, sich wie-
der hinzulegen. Er ist sofort eingeschlafen.«
»Beim zweiten Besuch haben Sie dann den Vampir gesehen?«
hakte Powell nach.
»Ja, ihn und John Sinclair.«
Es war schon seltsam, sehr seltsam sogar. Das wußten auch
Powell, Jane Collins und Suko.
Man sah ihnen förmlich an, wie es hinter ihren Stirnen arbei-
tete. Powell nahm den Faden wieder auf. »Erinnern wir uns an

die Auseinandersetzung mit dem Schwarzen Tod. Er hatte seine Skelette aus den Gräbern geholt, um John Sinclair zu vernichten. Myxin griff aber mit seinen Vampiren ein. Es kam zu einem Kampf.«

»Den wir aber nicht miterlebt haben, weil man uns magisch gelähmt hatte«, erklärte Jane Collins

»Richtig, doch John hat uns davon berichtet«, fuhr Powell fort. »Und er hat uns diesen Riesenvampir beschrieben. Wie hieß er noch?«

»Goran«, sagte Suko.

»Genau.« Powell hob seinen rechten Zeigefinger und legte ihn an die Stirn. »Weder von Myxin noch von Goran haben wir irgend etwas gehört. Sie sind einfach verschwunden. Ich habe John Sinclair danach gefragt, aber er hat mir keine konkrete Antwort darauf geben können. Ich nahm an, daß man sie in eine andere Dimension entführt hat.«

»Wo John vielleicht auch zu finden ist«, bemerkte Jane.

»Aber er liegt doch hier«, sagte Suko.

»Vielleicht ist es nur sein Körper«, vermutete Jane Collins.

»Du meinst, man hat Geist und Körper getrennt?«

Die Detektivin nickte.

Suko hob die Schultern. Er wußte sich auch keinen Rat mehr. Wenn hier Schwarze Magie im Spiel war, dann standen sie ihr hilflos gegenüber.

Plötzlich hatte der Chinese eine Idee. Er wandte sich an den Professor und fragte: »Darf ich etwas bei Mr. Sinclair ausprobieren?«

»Wenn es ihm nicht schadet ...«

»Kaum.«

»Was willst du tun?« hauchte Jane dem Chinesen ins Ohr.

Suko gab keine Antwort. Er nahm statt dessen meine Hand und bog die Finger nach außen.

»Da, seht! « sagte er.

Alle Anwesenden schauten auf den Handteller. Spuren einer roten Flüssigkeit waren zu sehen.

Sie hatte sich in den Handlinien festgesetzt.

»Was ist das?« fragte Jane.

Suko hob die Schultern. »Es ist mir vorhin schon aufgefallen, daß John die Hand so verkrampt hält.« Mehr sagte er nicht. Statt dessen griff er nach dem Kreuz.

Langsam hob er es von der Brust, und im selben Augenblick schrie Jane Collins auf.

»Nicht, Suko, um Himmels willen, nein!« Sie streckte den Arm aus. »Sieh doch!«

Jane Collins hatte recht. Etwas Unheimliches geschah. Mein Körper begann, sich von den Füßen an aufzulösen ...

Urplötzlich hüllte mich eine schwarze, gnadenlose Finsternis ein. Ich spürte, wie irgend etwas in meinem Innern zerriß, dann wurde ich fortgeschleudert, hinein in den finsternen Tunnel, aus dem es kein Entrinnen zu geben schien.

Weit, unendlich weit vor mir sah ich ein graues Licht.

Es wurde heller, kam auf mich zu, überschwemmte mich - und auf einmal konnte ich sehen.

Ich sah mich!

Ja, tatsächlich. Ich konnte mich selbst erkennen, wie ich in dem Krankenhausbett lag. Dabei schwebte ich über meinem Körper und glitt der Decke entgegen.

Jede Einzelheit innerhalb des Zimmers nahm ich wahr. Ich sah den hellen Boden, den Einbauschrank, das Fernsehgerät, das Telefon, das Fenster, die Tür zum Bad - alles.

Nur in meinen Körper zurück konnte ich nicht.

Ich versuchte es und strengte mich an. Ich kämpfte verzweifelt, doch es war einfach nicht möglich. Die andere Macht war wesentlich stärker als ich.

Ich beobachtete, wie die Krankenschwester aus ihrer Ohnmacht erwachte, wie sie sich umschaute, zu meinem Bett ging und die Fassung verlor.

Ich wollte ihr zurufen, daß alles nicht so schlimm war, aber

sie hörte nicht oder konnte und wollte nicht hören. Sie rannte aus dem Zimmer.

Ich war verzweifelt.

Irgendeine Macht hatte meinen Geist aus dem Körper gerissen, sie hatte eine Einheit zerstört, und ich war nicht in der Lage, beides wieder zusammenzufügen.

Sicherlich würde die Schwester jetzt Hilfe holen, doch was sollte das?

Auch die anderen waren nicht in der Lage, mich zu retten. Ich mußte mich allein zurechtfinden.

Plötzlich spürte ich wieder die fremde Macht. Sie riß und zerrte an mir, ein gewaltiger Trichter tauchte über mir auf, wurde auf meinem Kopf gestülpt, und mich erfaßte wieder die absolute Dunkelheit des zeitlosen Alls.

Ich trieb weiter und weiter.

Mein Geist befand sich in einer Ebene, die für normale Menschen nicht sichtbar ist. Ich verlor jegliches Gefühl für die Dimensionen, hatte keine Vorstellungen mehr von Länge, Breite oder Höhe. Es war alles anders.

Bis ich mein Ziel erreichte.

Die Welt der Todesengel!

Plötzlich steckte ich in meinem Körper. Auf einmal war ich wieder ich selbst.

Ich hatte mein Ich zurückerhalten!

Dabei spürte ich etwas in meiner rechten Hand. Die Finger hatten sich darum verkrampt. Ich hob den Arm mühelos an, öffnete die Finger und sah einen roten Stein!

Suko ließ das Kreuz sofort los, und es fiel auf die Brust zurück. Das war aber auch alles.

Der Auflösungsprozeß setzte sich langsam, aber sicher fort. Da waren plötzlich keine Knie mehr, auch die Oberschenkel verschwanden und ebenso die Hüften.

Der Auflösungsprozeß erreichte die Hände, führte weiter bis

zu den Ellenbogen und erfaßte die Oberarme.
Keiner der Anwesenden begriff den unheimlichen Vorgang.
Alle standen starr vor Schreck auf ihren Plätzen. Vor den
Augen meiner Freunde löste sich mein Körper auf.
Jetzt war nur noch der Hals mit dem Kopf zu sehen.
Ein makabres Bild. Der Kopf lag völlig isoliert auf dem
Laken, die Schläuche mit den Lösungen waren herabgefallen.
Flüssigkeit tropfte zu Boden und bildete Lachen.
Der Hals verschwand, und der Auflösungsprozeß setzte sich
weiter fort, erfaßte Kinn, Lippen, Nase und Augen. Sekunden
später waren auch die Stirn und die Haare verschwunden.
Völlig leer lag die Unterlage vor den Augen der entsetzten
Zuschauer.

»Nein!« hauchte Jane Collins. »Ich - ich brauche einen Stuhl.« Sie wankte zurück und ließ sich fallen. Suko hatte ihr blitzschnell einen Stuhl in die Kniekehlen geschoben.
In angespannter Haltung und mit totenblassem Gesicht blieb Jane Collins darauf hocken.
Powell war ebenfalls kreidebleich geworden. Er ging jetzt vor bis dicht an die Trage und fühlte mit seinen Händen über den Stoff, als könnte er nicht glauben, was er mit eigenen Augen gesehen hatte.
Da war nichts.
Seine tastenden Hände fanden keinerlei Widerstand.
Das Laken war absolut leer!

Nervös knetete Professor Higgins seine Hände. Schweiß hatte sich auf seiner Stirn gesammelt und rann über die hageren Wangen. Für ihn als Wissenschaftler war eine Welt zusammengebrochen. Er hatte etwas gesehen, was es nicht geben durfte.
Ein Mensch verschwand - löste sich einfach auf.
Unmöglich und unheimlich ...

Dr. Fryley war ebenfalls geschockt. Er suchte ebenso nach einer Erklärung wie sein Vorgesetzter, doch auch er fand keine. Der Auflösungsprozeß war wissenschaftlich nicht zu erklären.

Nur Suko blieb gelassen. Äußerlich wenigstens. Der Chinese hatte sich am besten in der Gewalt. Er war es auch, der die ersten Worte sprach.

»Ich glaube, wir sind selten so hilflos gewesen wie jetzt. Für John können wir nichts tun. Er ist völlig auf sich allein gestellt.«

»Und wehrlos«, hauchte Jane. Seine Waffen hat er nicht mit.«

»Er besitzt das Kreuz«, sagte Powell mit kratziger Stimme.

Professor Higgins schenkte sich ein Glas Wasser ein und trank es in langen Zügen leer.

Powell fragte ihn: »Glauben Sie nun, daß es einige Dinge gibt, die auch mit der Wissenschaft nicht erkläbar sind?«

Higgins stellte das Glas weg und nickte. »Wenn ich es nicht mit eigenen Augen gesehen hätte - aber so ...«

Die beiden Spezialisten vom Yard hatten sich bisher zurückgehalten. Sie wurden nicht gebraucht, und Powell entließ sie.

»Sollen wir hierbleiben?« fragte Jane Collins und schaute dabei in die Runde.

Suko nickte, und auch Superintendent Powell stimmte für den Vorschlag der Detektivin.

»Aber was können wir tun?« erkundigte sich Dr. Fryley.

»Nichts«, erwiederte Jane. »Nur warten.«

»Reizende Aussichten.«

»Sie sagen es, Doktor.«

»Da muß eine ungeheuer starke und uns unbekannte Magie im Spiel gewesen sein«, meinte Suko. »Anders kann ich mir dieses Phänomen nicht erklären.«

»Aber wer war der Auslöser?« rief Jane Collins.

»Asmodina?« Die Antwort des Chinesen glich mehr einer Frage.

»Bestimmt war sie es.« Powell gab Suko recht. »Sie wird auch hinter Myxins Entführung stecken.«

»Ganz sicher sogar.« Jane nickte.

»Sie sprechen in Rätseln!« Professor Higgins trat vor und schaute die Freunde an.

»Für Sie vielleicht, für uns nicht«, erwiederte Powell.

»Würden Sie dann die Güte haben, mich und meinen Kollegen aufzuklären, Sir?«

Die Augen des Superintendenten hinter den dicken Brillengläsern wurden noch größer. »Natürlich könnten wir Sie aufklären, aber wir glauben kaum, daß es Zweck haben wird. Die Probleme sind für Sie zu unwahrscheinlich, sie würden die Tatsachen wirklich nicht begreifen. Das ist keine Abwertung, sondern eine Feststellung.«

»Aber daß Ihr Mr. Sinclair verschwunden ist, habe ich begriffen«, versicherte der Professor.

»Sie haben es ja mit eigenen Augen gesehen. Doch wenn ich Ihnen von einem Land erzähle, in dem es aussieht wie vor hunder Millionen Jahren, würden Sie mich sicherlich für verrückt erklären, Professor.«

Higgins nickte. »Das könnte sein.«

»Und deshalb lasse ich es bleiben.«

Higgins preßte hart die Lippen zusammen, bis sie nur noch einen Strich bildeten.

Nach einer Weile des Nachdenkens meinte er: »Der angeblich Tote ist verschwunden. Das bleibt eine Tatsache, und davon beißt keine Maus den Faden ab. Wir müssen zusehen, Fryley, daß es sich nicht herumspricht. Ich werde auch Schwester Genoveva verständigen, damit die ihren Mund hält.«

Sie brauchten die Schwester gar nicht zu rufen, die kam von allein. Wie ein Gewitter stürmte sie in das Zimmer, wollte sprechen und blieb starr stehen, als ihr Blick auf das leere Bett fiel.

»Wo - wo ist Mr. Sinclair?« flüsterte sie.

»Das kann Ihnen von den Leuten hier niemand erklären«, sagte plötzlich eine energische Frauenstimme. Die Sprecherin schob sich an der Krankenschwester vorbei und schloß die Tür. Higgins holte tief Luft. »Was unterstehen Sie sich!« schrie er. »Wer sind Sie überhaupt, daß Sie hier in den Raum platzten? Das ist eine Unverschämtheit, eine bodenlose Frechheit, Sie ...«

»Jetzt halten Sie mal die Luft an, Professor«, sagte die schwarzhaarige, ungemein hübsche junge Frau. »Mein Name ist Damona King. Und wenn jemand John Sinclair helfen kann, dann bin ich es.«

»Sind Sie die Damona King?« fragte Jane Collins.

»Ja.«

Die Detektivin atmete auf und streckte ihr die rechte Hand entgegen. »Dann heiße ich Sie recht herzlich in unserem illustren Kreis willkommen.«

»Jetzt verstehе ich gar nichts mehr«, murmelte der Professor. Und Dr. Fryley wußte gar nicht, wo er zuerst hinschauen sollte. Zur Schwarzen oder zur Blondinen. Er entschied sich dafür, seine Blicke wechseln zu lassen.

Auch Superintendent Powell hatte schon von der Weißen Hexe Damona gehört. Er hieß sie ebenfalls willkommen. Schwester Genoveva begriff überhaupt nichts mehr. Sie saß in der Ecke und schüttelte nur den Kopf. Die letzten Ereignisse hatten sich zu sehr überstürzt.

»Inwiefern können Sie John Sinclair behilflich sein?« fragte Jane Collins.

»Mr. Sinclair ist wahrscheinlich entführt worden, wenn ich das recht sehe«, sagte Damona King.

»Ja.«

»Ich habe ihn gesehen!«

Sprachlos schauten James Powell, Jane Collins und Suko die dunkelhaarige Frau an.

»Sie haben ihn gesehen?« echte der Chinese. »Ja, um Himmels willen, wo denn?«

»In meinem Stein.«

Fryley fing plötzlich an zu lachen. »Jetzt drehe ich bald ganz durch«, gluckste er.

»Seien Sie still!« fuhr Powell ihn an.

Auch von Damona King erntete der junge Arzt einen strafenden Blick.

Damona holte aus ihrer Tasche einen schwarzen, matt glän-

zenden Stein hervor. »Um Ihnen die Geschichte des Steins zu erklären, ist hier nicht der richtige Ort. Soviel sei aber gesagt: Dieser Stein besitzt magische Kräfte, und daß irgend etwas mit Sinclair passierte, habe ich durch ihn bemerkt. Er reagierte plötzlich ganz anders, völlig unnormal. Er hätte mich sogar umgebracht, wäre es mir im letzten Augenblick nicht gelungen, mich von ihm zu lösen. Als ich ihn dann in der Hand hielt, veränderte er sich, und ich sah das Bild eines blondhaarigen Mannes, eben Ihr John Sinclair.«

»Wie sind Sie in dieses Krankenhaus gelangt?« fragte Superintendent Powell.

»Ich folgte den Strahlen des Steins. Es war ganz einfach.«

»Wie wollen Sie uns helfen?« erkundigte sich Jane.

»Zuerst müßte ich die Vorgeschichte wissen.«

»Die kann ich Ihnen erzählen.« Jane Collins berichtete in wenigen Worten, was sich ereignet hatte.

Damona King hörte konzentriert zu und nickte ein paarmal.

»Ja«, meinte sie nach einer Weile. »John Sinclair wird sich in der Grauen Galaxis aufhalten, wenn ich das mal so nennen darf.« Jane runzelte die Stirn. »Graue Galaxis? Was ist das denn nun schon wieder?«

»So nennt sich das Reich der Höllentochter.«

»Und wo liegt es?«

Damona King hob die Schultern. »Überall und nirgendwo«, antwortete sie orakelhaft.

»Damit kommen wir nicht weiter.«

Damona lächelte Jane an. »Aber mit meinem Stein. Ich werde versuchen, mit den Kräften des Jenseits Kontakt aufzunehmen. Vielleicht sogar mit meiner Mutter.«

»Ihre Mutter ist tot?« fragte Jane.

»Ja, aber ich habe ständig Kontakt mit ihr. Eben durch meinen ererbten Stein.«

Die beiden Ärzte verstanden nichts, hielten sich jedoch zurück.

»Was können Sie konkret tun?« erkundigte sich Superintendent Powell.

»Ich muß versuchen, meine Mutter zu erreichen.«

Powell schaute Jane Collins und Suko an. Es paßte ihnen nicht, zur Untätigkeit verdammt zu sein, das sah man ihren Gesichtern an. Aber was sollten sie tun? Das Gesetz des Handelns war ihnen aus den Händen genommen worden. Sie mußten sich damit abfinden, nur Zuschauer zu sein.

Damona King blickte zum Fenster. »Wenn einer von Ihnen vielleicht die Vorhänge zuziehen könnte?«

Suko war der Schnellste. Er erledigte die Aufgabe rasch. Professor Higgins hatte noch einen Einwand. »Wollen Sie tatsächlich diesen Hokuspokus hier durchführen?«

»Ja!« sagte Powell hart.

Higgins schwieg.

Damona deutete auf die freie Stelle vor der Tür. »Darf ich Sie bitten, einen Kreis zu bilden?«

»Alle?« fragte Dr. Fryley.

»Ja.«

Auch Schwester Genoveva trat hinzu. Wie auch die anderen vernahm sie Damonas Erklärungen.

»Ich darf Sie höflichst darum bitten, kein Wort zu sprechen. Und halten Sie sich an den Händen. Was auch immer geschehen mag, unterbrechen Sie diesen Kreis nie, denn dann gerät die Magie außer Kontrolle, und ich kann für nichts mehr garantieren. Sind Sie bereit?«

Ein mehrfaches »Ja« war die Antwort.

Damona King betrat den Kreis, den Jane und Suko sofort hinter ihr schlossen.

Die schwarzhaarige Frau setzte sich auf den Boden, legte ihren Stein auf die linke Handfläche und senkte den Kopf.

Es wurde still.

Nicht einmal das Atmen war zu hören.

Damona King begann mit ihrer Beschwörung ...

Ich starrte auf den roten Stein und versuchte, die Gedanken in meinem Kopf zu ordnen.

Es klappte nicht.

Es war ein wirres Durcheinander von Eindrücken, Erlebnissen und Taten.

Wie war der Stein in meine Hand gelangt? Ich schaute auf ihn nieder, konzentrierte mich auf ihn, und plötzlich kehrte die Erinnerung zurück.

Das Krankenzimmer, der Vampir, das Nichts, die lange Reise durch die Dimensionen. Und nun war ich hier.

In meinem Körper.

Aber wieso? Wieso waren Körper und Geist wieder vereint?

Das hätte doch gar nicht sein dürfen, mein Körper war doch zurückgeblieben.

Und jetzt?

Ich schüttelte den Kopf, schaute auf meine linke Schulter und sah dort den Verband. Und auch mein Kreuz war noch vorhanden. Sonst besaß ich keine Waffe.

Allerdings fühlte ich mich in meiner Kleidung ziemlich deplatziert.

Ich trug nur einen Schlafanzug, allerdings einen modernen, dessen Oberteil man durchaus als Hemd benutzen konnte.

Barfuß war ich auch nicht. Sandalen schützten meine Füße.

Und das war gut so, denn unter mir befand sich ein harter, felsartiger Boden, durchzogen von zahlreichen Rissen und kleineren Spalten, die mit gelbbraunem Sand gefüllt waren.

Ich schaute mich um und sah ein Land wie aus einem Alpträum. Es bestand aus Wüsten und Felsen, wohin man auch schaute. Eine vegetationslose Zone, die dem Vorhof zur Hölle glich.

Über dem Land lag ein fahler Himmel, ähnlich dem auf der Erde, wenn ein Gewitter im Anmarsch ist.

Atmen konnte ich, und das war die Hauptsache.

Der warme, manchmal heiße Wind wehte über das Land und trieb lange Staubschleier vor sich her.

Lebewesen sah ich keine.

Stehenbleiben konnte ich auch nicht. So ging ich langsam vor. Die Schleier wurden dichter. Ich hatte das Gefühl, daß sie mit jedem Schritt an Intensität zunahmen. Seltsamerweise wehten sie mir nicht ins Gesicht oder gegen meinen Körper, sondern umkreisten mich wie grazile Tücher.

Aus welchem Grund?

Ich ging weiter, und die Schleier hatten sich vor mir zu einer wahren Wand aufgebaut.

Einer Wand, in die plötzlich Bewegung kam.

Überrascht und fasziniert zugleich blieb ich stehen. Was ich zuvor nicht gesehen hatte, bot sich jetzt meinen Augen. Die graue Wand bewegte sich wie von unsichtbarer Hand in zwei große Hälften und gab mir den Blick auf eine Burg frei.

Eine Illusion? Eine Täuschung? Eine Fata Morgana? Ich stand tatsächlich vor der Burg und konnte nur staunen.

Sie war ein wahres Prachtexemplar. Die Burg wies vier hohe Türme auf, die wie dicke Zigarren in die Höhe stachen. Durch Laufgänge waren die Türme miteinander verbunden, und ich sah auch die zahlreichen Löcher und Schießscharten im braunen Mauerwerk.

Nur Menschen oder Dämonen sah ich nicht.

Ich wollte natürlich wissen, ob diese Burg echt war, und schritt auf sie zu.

Zwischen zwei Türmen befand sich ein breites Eingangstor, aber auch ein tiefer Graben.

Im letzten Moment sah ich ihn und blieb abrupt stehen. Einen Schritt weiter, und ich wäre in den Canyon gefallen,

Das war knapp ...

Doch wie sollte ich in diese Burg hineinkommen? Ich mußte einfach hinein, denn ich hatte das Gefühl, daß ich dort Myxin, den Magier, treffen würde.

Der Eingang bestand nicht nur aus einem großen Tor, sondern auch aus einer Zugbrücke.

Sie löste sich plötzlich aus der Halterung, fiel nach unten,

und wäre ich nicht zurückgesprungen, hätte sie mich zerquetscht. So krachte sie dicht vor meinen Füßen zu Boden, wo Sand und Staub in großen Wolken hochgewirbelt wurden.

Das Falltor bestand aus dicken Bohlen, die mir widerstandsfähig genug aussahen, um mein Gewicht zu tragen. Außerdem blieb mir keine andere Wahl, und so riskierte ich es.

Die Zugbrücke zählte in der Breite mindestens zwei Pferdelängen, so daß auch eine Kutsche hinüberfahren konnte. Das stabile Geländer wurde durch unregelmäßig angebrachte Längsstreben gestützt, und die einzelnen Bohlen waren rauh und abgeschabt.

Rechts und links der Brücke ging es in die Tiefe. Es war schon ein seltsames Gefühl, über diesen Abgrund zu schreiten, besonders deshalb, weil ich nicht wußte, ob die Brücke nun eine Falle war oder nicht. Ein falscher Tritt, eine lose Bohle, und ich rutschte ab.

Wohin ich dann fiel, konnte ich nicht sehen, denn in der Tiefe wölkte und waberte es. Manchmal glaubte ich, Schreie und Wehklagen zu hören.

Neugierig geworden, trat ich an das linke Geländer und blickte hinunter.

Ich sah nichts. Bis auf den wabernden Nebel und die erstickt klingenden Laute.

Die Hälfte der Brücke hatte ich bereits geschafft, und nichts war passiert. Das gab mir Mut und Auftrieb. Ich glaubte nicht mehr daran, daß mich meine Gegner auf der Brücke in eine Falle locken würden. Die Falle wartete sicherlich in der Burg. Hin und wieder blickte ich zu den die Türme verbindenden Wehrgängen hoch.

Dort stand niemand. Keiner schleuderte Lanzen, niemand schoß Pfeile ab oder kippte heißes Pech nach unten.

Alles war so unnatürlich ruhig ...

Direkt hinter der Brücke befand sich das Tor. Es war eingeschlossen in dickes Mauerwerk, und als ich vor dem Tor stehenblieb, stellte ich fest, daß es verschlossen war.

Die Maserung des Holzes interessierte mich. Ich trat noch näher heran und stellte fest, daß es sich um keine Maserung handelte, sondern um eingravierte Teufelsfratzen.

Eine zeigte das stilisierte Gesicht des Höllenherren, die andere das seiner Tochter.

Asmodina ...

Ich hatte es mir fast gedacht. Sie also lauerte auf mich. Noch immer trug ich den roten Stein in meiner rechten Hand. Es wurde Zeit, daß ich ihn wegwarf.

Das ging nicht.

Ich wurde den verdammten Stein einfach nicht los. Er schien mit meiner Handfläche verwachsen zu sein.

Seltsam, sehr seltsam ...

Auch schien es mir unmöglich zu sein, das Tor zu öffnen. Es gab keinen Riegel, der sich zurückschieben ließ, und ich sah auch keine Klinke oder einen Knauf.

Das Tor war eingelassen in breites Mauerwerk, und darin befand sich eine schmale Tür. Ich sah sie erst später, weil sie in der Farbe mit dem Mauerwerk fast deckungsgleich war.

Dieser Eingang interessierte mich.

Durch ihn würde ich zwar nicht auf den Innenhof dieser Burg gelangen, doch immerhin auf einen der Wehrgänge. Und von dort hatte man einen guten Überblick.

Plötzlich hörte ich hinter mir ein Geräusch. Es fiel deshalb so stark auf, weil es bisher ziemlich still gewesen war. Meine Nackenhärchen stellten sich quer.

Ruhig drehte ich mich um.

Vor mir standen die zwei Todesengel!

Sie mußten sich lautlos herangepirscht haben, denn ich hatte sie wirklich nicht gehört.

Und sie trugen genau die Kleidung, in der ich sie auch zum erstenmal im Reich des Schwarzen Tods gesehen hatte.

Dieses schwarze, enganliegende Oberteil aus Leder, durch-

brochen unter den Brüsten bis hin zur Hüfte, und ihre Beine steckten in engen Hosen.

Lang, kraus und brandrot flatterten die Haare hinter ihnen her. Die Farbe glich der Asmodinas, nur ihre Gesichter waren nicht von einer solch kalten Schönheit wie das ihrer Herrin. Mir kam ihre Haut eher grau vor und leicht angewelkt. Doch eines hatten sie und ihre Herrin gemeinsam.

Den kalten, gemeinen, haßerfüllten Blick!

Sie schwebten vor mir. Ihre dunklen Flügel schwangen hoch und nieder. Unwillkürlich hob ich den Arm gegen mein Gesicht, um es zu schützen, doch die beiden wollten mir nicht ans Leben, zudem waren sie unbewaffnet.

Sie sprachen mich aber an.

Und ich verstand, was sie sagten.

»Geh in die Burg!« wisperte die linke von ihnen. »Geh, denn dort wartet man auf dich!«

Und die rechte sagte: »Nimm die schmale Tür. Du wirst dort im Turm eine Treppe finden, die zu ihm führt.«

»Zu wem?« fragte ich, obwohl ich genau wußte, wen sie meinten, aber ich wollte es von ihnen hören.

»Dein Freund Myxin wartet auf dich!«

Also doch.

Myxin war hier. Asmodina hatte ihn in ihr Reich verschleppt. Wie ich es bereits geahnt hatte.

Warum sollte ich den beiden nicht den Gefallen tun? Ich hatte sowieso vorgehabt, Myxin aus seinem Gefängnis herauszuholen, doch über meine Chancen durfte ich gar nicht nachdenken. Sie standen mehr als mies.

Ich drehte mich und spürte eine Gänsehaut. Ein komisches Gefühl war es doch, den beiden den Rücken zuzuwenden.

Sie griffen mich nicht an. Ich konnte unangefochten die Tür öffnen, und dann sah ich vor mir eine Holztreppe, die in die Höhe führte.

Es war keine Wendeltreppe, die einzelnen Absätze standen rechtwinklig zueinander.

Wie auch schon bei der Brücke, so erweckte die Beschaffenheit des Materials durchaus den Eindruck, daß es mein Gewicht halten konnte.

Ich stieg die Stufen hoch, blieb auf dem ersten Absatz stehen und warf einen Blick zurück.

Die Todesengel waren mir nicht gefolgt.

Automatisch wurde ich an ein Abenteuer erinnert, das noch gar nicht lange zurücklag. Damals jagte ich Grimes, den Ghoul. Da war ich auch in einen Turm gestiegen und hatte in der Spitze einen Teufelsdiener gefunden, einen ehemaligen Vampir.

Wie würde es hier sein?

Stufe für Stufe schritt ich in die Höhe. Unter meinen Sohlen knarrte das Holz. Hin und wieder rieselte es aus den Spalten des Mauerwerks zu Boden, sonst blieb alles ruhig.

Plötzlich blieb ich stehen.

Ich hatte ein Stöhnen gehört.

Es klang so verzweifelt, daß es mir kalt den Körper hinunterlief.

Da wurde jemand gequält.

Myxin?

Die Chance, daß er es war, lag durchaus im Bereich des Möglichen. Denn Asmodina haßte ihn. Sie würde an dem Magier ihren Mut kühlen. Myxin hatte sich im Gegensatz zu dem Spuk nicht auf ihre Seite gestellt. Und so etwas vergaß die Teufelstochter nicht.

Das Stöhnen wurde lauter, und als ich den nächsten Absatz erreichte, sah ich die schmale Tür, die in das Mauerwerk führte und damit in ein Verlies, in dem man Myxin, den Magier, gefangenhielt.

Ich mußte den Kopf einziehen, um eintreten zu können. Direkt hinter dem Eingang blieb ich stehen. Was ich sah, war grauenhaft.

Asmodina hatte sich eine schlimme Art ausgesucht, um Myxin zu quälen.

Er war angekettet worden, so daß er sich kaum bewegen konnte. Über ihm an der Wand befand sich ein Regal, auf dem eine große Flasche stand. Sie war mit einer wasserhellen Flüssigkeit bis zur Hälfte gefüllt. Die Flasche hatte einen Ausguß, an dem ein kurzes Stück Gummischlauch befestigt war. Eine Klammer drückte ihn dicht vor der Öffnung zusammen, aber nur so weit, daß der Wasserdruck einen Tropfen durch den Schlauch schieben konnte.

Und dieser Tropfen fiel genau auf Myxins Kopf.
In regelmäßigen Abständen traf er den Magier. Myxin war kein Mensch, sondern ein Dämon, und daß sich kein normales Wasser in der Flasche befand, hörte ich sofort, denn es zischte jedes Mal, wenn Myxin getroffen wurde.

So etwas passierte nur bei Weihwasser.
Ein Teil seines Gesichts hatte sich bereits aufgelöst.
Er stöhnte und jammerte, sah mich jetzt, und in seinen Augen glomm so etwas wie Hoffnung auf.

»John Sinclair!« keuchte er. »Du?«

Ich nickte und ging vor. Weiter brauchte ich nichts zu sagen, ich handelte. Mit beiden Händen packte ich die bauchige Flasche und drehte sie zur Seite, damit aus dem Schlauch nichts mehr nach unten tropfte.

Jetzt war Myxin von seinen Qualen ein wenig erlöst.
Vor ihm ging ich in die Knie. Er versuchte ein Lächeln, das ihm jedoch mißlang.

»Okay«, sagte ich. »Jetzt geht es aufwärts.«

»Nein, wir schaffen es nicht.«

Myxins Pessimismus wirkte nicht gerade stimulierend auf mich, aber ich konnte ihn verstehen.

»Wie bist du in die Lage geraten?« fragte ich ihn.
»Du erinnerst dich an den Kampf im Reich des Schwarzen Tods?«

»Ja.«

»Plötzlich waren sie da. Diese beiden Todesengel waren stärker als Goran, und sie packten und entführten uns. Ehe ich

mich versah, befanden wir uns in einer anderen Dimension. Ich wurde hierher in dieses Verlies geschleppt.«

»Warum hat man dich gefoltert?« fragte ich.

»Ich weiß es nicht. Wahrscheinlich will mich diese verfluchte Höllentochter quälen.« Er hob den Blick und schaute mich aus trüben Augen an. »Wieso bist du gekommen?«

Ich senkte meine Augenlider, denn ich konnte kaum in sein zerstörtes Gesicht schauen. Das geweihte Wasser hatte wie Säure gewirkt und seine Spuren hinterlassen.

»Goran ist zu mir gekommen!«

Plötzlich leuchteten die Augen des Magiers. »Der Vampir lebt?«

»Nicht mehr.«

»Hast du ihn getötet?«

»Nein, obwohl ich es wahrscheinlich getan hätte, denn er hatte sich schon ein Opfer gesucht. Er brachte mir nur eine Botschaft und diesen Stein hier.« Ich hob den Arm ein wenig an und öffnete die Hand, so daß Myxin den Stein sehen konnte.

»Kenne ich nicht.«

»Der Stein ebnete mir den Weg in diese Dimension«, erklärte ich ihm. »Als ich ihn hatte, standen plötzlich zwei Todesengel im Zimmer. Sie töteten Goran mit Eichenpfeilen.«

»Diese Bestien!« keuchte Myxin. »Jetzt bin ich auf mich allein gestellt.«

»Und deine anderen Vampire?« fragte ich.

»Vernichtet. Sie sind vernichtet worden, John. Die Skelette und der Schwarze Tod haben schrecklich aufgeräumt. Ich stehe allein, du kannst mir hier keinen Schutz bieten. Asmodina ist wesentlich stärker als wir beide zusammen. Es wird ihr Spaß bereiten, uns zu töten.«

Da hatte Myxin wahre Worte gesprochen. So kannte ich ihn nicht. Er hatte die Flinte schon ins Korn geworfen, bereitete sich darauf vor, bald zu sterben.

Ich dachte anders darüber, denn noch lebte ich. Und ich hatte nicht vor, mich von Asmodina so leicht fertigmachen zu lassen.

»Nein, wir haben keine Chance!« flüsterte Myxin. Er bewegte seine Arme, und die Ketten klickten.

»Verdammter, reiß dich zusammen!« fuhr ich ihn an. »Noch leben wir.«

Er lachte nur und sagte dann: »Dreh dich einmal um, John Sinclair!«

Plötzlich stellten sich meine Nackenhärchen auf. Ich ahnte, was mich erwartete, tat Myxin jedoch den Gefallen.

Unhörbar hatten sich die beiden Todesengel angeschlichen. Und diesmal waren sie bewaffnet.

Sie hielten ihre Bogen in den Händen, hatten Pfeile aufgelegt, deren Steinspitzen genau auf meine Brust zeigten.

Langsam hob ich die Arme ...

Zusammengesunken hockte Damona King in der Mitte des Kreises. Sie hatte die Stirn gefurcht, ihre Blicke waren auf den Stein gerichtet, und sie versuchte, sich zu konzentrieren, was ihr ungeheuer schwerfiel, denn irgend etwas störte das magische Band, das sie mit ihrer Mutter knüpfen wollte.

Die anderen hielten den Kreis zusammen.

Rechts von Jane Collins stand Dr. Fryley. Er hatte es geschafft, in ihre Nähe zu kommen. Jane spürte seine schweißfeuchte Hand in der ihren. An der linken Seite hielt sie Suko fest, es folgten Schwester Genoveva, Superintendent Powell und Professor Higgins. Der schloß den Kreis, indem er Fryleys Hand hielt.

Die Stille war bedrückend. Auch draußen von den Gängen war nichts zu hören.

Es schien, als wüßten die übrigen Ärzte und Patienten, daß die Menschen in diesem Raum auf keinen Fall gestört werden durften.

Damona strengte sich an. Sie geriet in Trance, entspannte sich völlig, bis sie das Gefühl hatte, über dem Boden zu schweben. Jetzt, wo ihr Geist rein und klar von anderen Gedanken war,

versuchte sie abermals, mit ihrer Mutter Vanessa Kontakt aufzunehmen.

Sie schaute auf den Stein und sandte dabei Gedankenströme aus, die von dem Erbstück aufgefangen und verstärkt werden sollten, um anschließend über Raum und Zeit hinweg den Geist ihrer Mutter zu treffen.

Es war ungeheuer schwer, den Geist der Vanessa King zu erreichen, aber Damona King gab nicht auf. Sie mußte mit ihrer Mutter reden. Menschen befanden sich in Gefahr - und nicht nur John Sinclair, sondern auch die Menschen, die den Kreis gebildet hatten. Und auch sie selbst war nicht gänzlich ungefährdet, denn eine fremde Magie hatte ihren ererbten Stein getroffen.

Plötzlich spürte Damona etwas.

Es war ein leichtes Vibrieren, und sie merkte, daß ihre Gedanken gestört wurden.

Fremde Ströme drangen in ihr Hirn ein.

Damona schaute auf den Stein und sah, daß er sich verändert hatte.

Seine Oberfläche schimmerte nicht mehr schwarz, sondern hatte einen graugrünen Stich bekommen. Wieder sah sie die Schlieren innerhalb des Gefüges, und sie erkannte die heftigen Bewegungen, die parallel zu ihren Gedanken liefen.

Damona! Die Stimme war nur ein ferner, kaum zu vernehmender Hauch. Doch sie gehörte ihrer Mutter.

Vanessa King hatte sich gemeldet. Die Botschaft ihrer Tochter hatte sie erreicht.

Endlich.

Mutter, formulierte Damona.

Was willst du von mir?

Ich brauche deinen Rat.

Sprich.

Und wieder formulierte Damona King in Gedanken ihren Wunsch. Sie sprach vom Verhalten ihres Steins und erzählte von John Sinclairs Verschwinden.

Weißt du, wo dieser Mann geblieben ist? erkundigte sie sich zum Schluß.

Ihre Mutter antwortete. Doch es bereitete ihr Mühe, das hörte Damona deutlich heraus. Sie bekam kaum die Worte zusammen, setzte immer wieder neu an, und Damona glaubte, das Wort Asmodina zu verstehen.

Im selben Augenblick brach der Kontakt ab. Als hätte jemand eine Telefonleitung mitten im Gespräch kurzerhand durchgeschnitten. Damona hatte keinerlei Gedankenkontakt mehr.

Aus!

Sie hob den Kopf und legte ihn in den Nacken.

Auch die übrigen Menschen hatten bemerkt, daß etwas geschehen war, und sie stellten diesbezügliche Fragen.

Vor allen Dingen Jane Collins. »Haben Sie den Kontakt herstellen können?«

»Ja. Aber es ist so schwer«, flüsterte Damona. »Irgendwas stört. Meine Mutter hat sich zwar gemeldet und den Namen Asmodina genannt, mehr allerdings nicht.«

»Dann ist John Sinclair dort gefangen«, vermutete die blondhaarige Detektivin.

»Wahrscheinlich.«

Jane merkte, wie Dr. Fryley neben ihr den Kreis durchbrechen wollte. Er versuchte, seine Hand aus der ihren zu ziehen, doch Jane griff hart zu.

»Nicht jetzt!« zischte sie.

»Und warum nicht? Das ist doch alles Quatsch, was ihr hier treibt. Spinnerei und Hokuspokus.«

»Halten Sie Ihren Mund!« regte sich Jane Collins auf, und auch Damona bat um Ruhe.

Dr. Fryley lachte, hielt sich aber an die Bitte.

»Ich werde es noch einmal versuchen«, erklärte Damona King. »Vielleicht gelingt es mir, einen Dämon zu beschwören und herzuholen.«

Jetzt stampfte Professor Higgins mit dem rechten Fuß auf.

»Das mache ich nicht mit!« rief er. »Dämonen beschwören, wo

gibt es denn so etwas? Machen Sie Licht, Schwester. Ich will endlich mit diesem Unsinn aufhören!«

»Nein, Sie bleiben!«

Powell griff ein, und es war wohl niemand unter den Anwesenden, der nicht erschrak. So scharf hatten selbst Suko und Jane den Superintendent noch nie reden hören.

Aber Higgins gab nicht auf. »Was erlauben Sie sich eigentlich, Sir? In diesem Krankenhaus habe noch immer ich zu bestimmen. Das sollten Sie sich merken!«

»Sie wird die Beschwörung durchführen!«

Higgins gab nach. »Okay, einmal kann sie es noch versuchen. Wenn es aber diesmal nicht klappt, höre ich damit völlig auf.« Powell sagte nichts. Er schloß den Kreis jedoch fester. Auch Janes Händedruck wurde wieder stärker. Neben sich hörte die Detektivin Dr. Fryley leise lachen. Dann flüsterte er: »Wenn alles vorbei ist, gehen wir dann essen?«

Jane Collins schwieg.

Diesmal konzentrierte sich Damona King nicht mehr auf ihre Mutter, sondern versuchte, durch den geheimnisvollen Stein in Sphären einzudringen, die von Asmodina nahestehenden Dämonen bewohnt wurden.

Sie sprach.

Leise murmelte die schwarzhaarige junge Frau die Beschwörungsformeln. Es waren Worte, die von den Kreismitgliedern nicht verstanden wurden, Dämonen jedoch bis in den Nerv hinein trafen und sie auch anlocken mußten.

Damona King kniete jetzt. Sie hatte den Kopf dabei in den Nacken gelegt, die Schultern hochgezogen und die Hände zu Fäusten geballt. Ihr Mund stand halb offen. Kehlige Laute drangen daraus hervor, während sie mit beiden Händen den Stein umklammert hielt, allerdings so, daß er nur zur Hälfte von ihren Fingern bedeckt wurde.

Plötzlich begann der Stein zu glühen!

Er wechselte seine Farbe. War er zuvor tiefschwarz gewesen, so zog jetzt ein roter Ton durch das Gefüge, der immer mehr

der Oberfläche entgegendorang, sie erreichte und anfing zu strahlen.

Der Stein in Damonas Händen wurde zu einer regelrechten kleinen Sonne.

Es war schon phänomenal, wie er sich veränderte. Die roten Strahlen drangen sogar aus ihm heraus und umgaben ihn mit einem blutigen Kranz, so daß es aussah, als wäre er gewachsen. Ein wirklich unerklärlicher Vorgang.

Immer stärker wurde das Strahlen. Von Sekunde zu Sekunde nahm es an Intensität zu. Sein Schein spiegelte sich auf dem Gesicht der Frau wider und ließ es aussehen, als wäre es mit Blut übergossen.

Damona stöhnte.

Sie hatte die Beschwörung abgebrochen, denn sie zehrte an ihren Kräften.

Und der Kreis hielt.

Noch ...

Denn auch die Menschen spürten plötzlich den Einfluß des anderen, der sich in dem Zimmer breitmachte. Auf einmal war die Luft anders. Sie roch und schmeckte irgendwie muffig, man vermeinte auch, Schwefelgeschmack auf der Zunge zu spüren.

Dr. Fryley traf der Schock zuerst.

Er begann plötzlich zu zittern und wollte seine Hand losreißen, um den Kreis zu sprengen.

Das durfte Jane Collins auf keinen Fall zulassen. Wenn der Kreis unterbrochen wurde, konnte das ihrer aller Leben kosten, dann hatte das Böse keine Hemmschwelle mehr, und es würde sich frei entfalten.

Aber Fryley war nicht zu bremsen. Er schrie auf und wurde wie vom Fieber geschüttelt. Der Arzt zitterte am gesamten Körper, sein Gesicht glänzte, und er warf den Kopf wild hin und her.

»Haltet ihn fest!« sagte auch Suko. Seine Stimme vibrierte. Er hätte Jane Collins gern geholfen, doch auch er durfte den Kreis nicht zerstören.

Währenddessen wurde Damona King von einer kalten roten Flammenwand umhüllt. Ihre Haare begannen zu knistern, als stünden sie unter einer elektrischen Spannung, und sie stellten sich aufrecht.

Auch Schwester Genoveva spürte die Macht des Bösen. Sie begann zu schreien.

Es war ein wilder, markenschüchternder Schrei, der durch den Raum hallte und all die Angst verriet, die die Frau gefangenhielt.

Ein eisiger Hauch streifte die Gesichter der Anwesenden, und die Menschen hörten rauhe, flüsternde Stimmen.

Die Dämonen waren da.

»Festhalten!« keuchte Jane. »Um Himmels willen, haltet euch fest!«

Damona fiel zu Boden. Sie hatte die Beschwörung nicht verkraftet, sämtliche Energie war aus ihrem Körper abgesaugt worden, so daß sie nicht mehr die Kraft besaß, sich aufrecht zu halten.

Das rote Licht schwebte über ihr. Es hatte eine Auriole gebildet, verformte und teilte sich, so daß zwei Personen entstanden.

Zwei Geister!

Noch waren sie nur in Umrissen zu sehen, aber Suko, Jane und die anderen erkannten die beiden Pantherköpfe auf den Körpern der Frauen.

Monster waren erschienen!

Sie hatte Damona Kings Beschwörung aus den Tiefen der Dimensionen herbeigeholt.

Noch konnten sie sich nicht manifestieren. Sie waren zu schwach, und es gelang Damona King, sich wieder zu erholen. Sie richtete sich auf.

»Boten der Finsternis!« rief sie. »Hört mich an. Ich habe euch gerufen, und ich bin jetzt eure Meisterin. Ihr werdet mir meine Fragen beantworten, und wenn ich ...«

Im selben Augenblick brach Dr. Fryley zusammen.

Jane Collins konnte sein Gewicht nicht mehr halten. Fryleys Hand rutschte aus der ihren.

Damit war der Kreis geöffnet.

Im nächsten Augenblick überstürzten sich die Ereignisse ...

Jeder Widerstand war zwecklos. Ich hatte wirklich keine Chance gegen die beiden Todesengel, die mich nicht aus den Augen ließen. Wenn ich nur ein einziges Mal falsch mit der Wimper zuckte, hätten mich ihre Pfeile durchbohrt.

Also blieb ich ruhig stehen.

Myxin meldete sich. »So sieht es aus, John Sinclair. Jetzt haben sie uns beide. Du hättest nicht herkommen sollen. Nun wird Asmodina ihr Spielchen mit dir machen.«

Ich horchte auf. »Welches Spielchen?«

»Laß dich überraschen.«

Die beiden Todesengel traten einen Schritt vor, wobei sie mich weiterhin im Auge behielten. Ich sah Köcher auf ihren Rücken. Die Ersatzpfeile ragten über die Schultern hinweg. »Dreh das Gefäß wieder herum!« befahl der von mir aus rechte Todesengel.

»Wollt ihr ihn wirklich noch weiterquälen?«

»Tu, was man dir gesagt hat!«

Ich ließ meine Arme sinken und hob die Schultern.

Meinetwegen sollten sie ihren Willen haben. »Darf ich mich dabei umdrehen?« erkundigte ich mich höhnisch.

»Ja, aber keine Tricks! «

»Das hatte ich nicht vor!« Die Lüge drang glatt über meine Lippen, denn plötzlich hatte ich eine Idee.

Vorsichtig drehte ich mich zur Seite, streckte dabei die Arme aus und trat rechts neben den angeketteten Myxin und umfaßte die Wandung des Behälters mit beiden Händen.

Tief atmete ich durch.

»Dreh ihn um, und öffne den Schlauch!«

»Okay.« Ich spielte den beiden eine Komödie vor und tat so,

als müßte ich mich furchtbar anstrengen, um das Gefäß hochheben zu können.

In Wirklichkeit drehte ich es nur ein wenig zur Seite weg, um eine bessere Wurfposition einzunehmen.

In derselben Sekunde fuhr ich herum. Ich drehte mich auf der Stelle, riß dabei das Gefäß mit und schleuderte es auf die beiden Todesengel zu.

Srrrttt - ich hörte das singende Geräusch, als der erste Pfeil von der Sehne schnellte, zog den Kopf ein und spürte den Luftzug, als das gefährliche Geschoß dicht an meinem Ohr vorbeistrich.

Ich aber hatte getroffen.

Der zweite Todesengel war gar nicht zum Schuß gekommen.

Das schwere Weihwassergefäß war ihm gegen die Brust geprallt und hatte ihn zurückgeworfen bis gegen die Wand.

Das Gefäß rutschte ab, prallte gegen das Mauerwerk und zerbrach.

Das Weihwasser strömte aus.

Es rann nicht nur an der Wand entlang, sondern ergoß sich auch über den Todesengel.

Und der war ein Dämon.

Weihwasser konnte er nicht vertragen.

Sofort brüllte er auf. Wo die Flüssigkeit getroffen hatte, stiegen plötzlich Dämpfe hoch, denn das Wasser begann sofort die Haut des Monsters aufzulösen.

Ich bekam dies nur am Rande mit, weil ich mich um den zweiten Todesengel kümmern mußte.

Er hatte seinen Arm nach hinten über die Schulter geschleuder und einen Pfeil aus dem Köcher geholt. Dies geschah mit geschmeidigen Bewegungen. Das Wesen mußte es tausendmal geübt haben.

Der Pfeil lag schon auf der Sehne, als ich mich abstieß.

Noch hatte der Todesengel nicht gespannt, und das war mein Glück. Ich katapultierte mich vor und griff ihn mit gesenktem Schädel an.

Mein Kopf sauste genau in den freien Raum zwischen
Hosenbund und Oberteil.

Der Todesengel flog nach hinten. Der Angriff war so über-
raschend erfolgt, daß er sogar seinen Bogen verlor.

Gedankenschnell hob ich die Waffe auf.

Bevor die Kreatur sich aufraffen konnte, hatte ich bereits in
den Köcher gegriffen und ein paar Pfeile an mich genommen.
Dazu nahm ich den linken Arm zur Hilfe, was dem überhaupt
nicht bekam, denn von der verletzten Schulter her durchzog
ein beißender Schmerz meinen Arm. Trotzdem hielt ich fest.
Der Todesengel war wieder auf den Beinen, und ich hörte
Myxins Warnschrei.

Auf der Stelle kreiselte ich herum. Trotz meiner Schmerzen
stieß ich dabei auch meinen linken Arm war, dessen Hand mit
Pfeilen gespickt war.

Der Todesengel konnte nicht mehr stoppen.

Die Pfeile trafen ihn in die Brust.

Sie töteten ihn nicht, nein, sie stoppten seinen Angriff, so daß
ich Zeit hatte, an mein Kreuz zu gelangen. Ich zog die Kette
nicht über den Hals, sondern nahm das Kreuz in die Hand und
warf mich gegen den Todesengel.

Das Kruzifix berührte sein Gesicht.

Nichts geschah!

Und das gab mir einen Schock!

Unter mir lachte der Todesengel, stieß seine Beine vor und
traf mich dicht unter der Gürtelschnalle in den Leib, so daß ich
zurückflog.

Dann stand das Geschöpf auf.

Ich hing mit dem Rücken an der Wand und sah zu, wie der
Todesengel sich die vier Pfeile aus der Brust zog. Die Wunden
schlossen sich, als wäre nichts passiert.

Ich suchte nach einem Ausweg.

Da das Kreuz seine Wirkung nicht entfalten konnte, mußte
ich mir schnell eine andere Möglichkeit einfallen lassen, denn
viel Zeit blieb mir nicht. Der Todesengel bückte sich bereits

nach seinem Bogen und hob ihn auf.
Warum war die Magie meines Talismans außer Kraft gesetzt worden? Diese Frage quälte mich.
Und plötzlich wußte ich es.

Der Stein.
Ja, er mußte es sein. Der rote Stein, der noch immer an meiner rechten Handfläche klebte.
Aber wie konnte ich seine Kraft brechen?
Der Todesengel vor mir spannte seinen Bogen. Er zog die Sehne, soweit es ging, zurück.
Der Pfeil konnte mich gar nicht verfehlten.
Da griff Myxin ein.
Der Todesengel war etwas zu weit zurückgegangen und in die Reichweite des Magiers gelangt. Seine Arme konnte er zwar nicht bewegen, dafür jedoch seine Beine.
Damit trat er zu.
Myxin jagte seine Füße in die Kniekehlen des Todesengels, der nach vorn geschleudert wurde, die Balance verlor und den Pfeilschuß verriß. Er ließ die Sehne zwar noch los, doch der Pfeil jagte gegen die Decke des Verlieses.
Ich schlug mit der Rechten zu.
Den Schlag holte ich weit aus der Schulter, traf das Kinn des weiblichen Monsters, und der Aufprall schleuderte es quer durch das Verlies bis gegen die Wand, an der das Weihwasser entlanggelaufen war.
Die Magie des Weihwassers reichte.
Der Todesengel kam damit in Berührung und schrie auf. Sein Gesicht wurde zu einer Fratze. Er taumelte vor und damit auf mich zu. Mit einem Judowurf hebelte ich ihn zu Boden, genau in die Pfütze mit dem Weihwasser.
Diesmal wurde auch sein Gesicht in Mitleidenschaft gezogen.
Ich sah auch den zweiten Todesengel.
Das Weihwasser hatte ihm stark zugesetzt.
Die gesamte rechte Körperhälfte schimmerte bleich. Solch einen Anblick bot nur ein Skelett.

Schauernd wandte ich mich ab. Jetzt mußte ich mich erst einmal um Myxin kümmern.

Der Magier schaute mich an. »Flieh, John Sinclair!« flehte er.

»Es hat keinen Zweck. Wirklich nicht.«

»Halt die Klappe! Bist du geflohen, als der Schwarze Tod mich vernichten wollte?«

»Nein, aber das war etwas anderes.«

Ich ließ mich nicht beirren. »Nein, es gibt keinen Unterschied.«

»Hier hast du keine Chance!« versuchte er es noch einmal.

Ich schüttelte nur den Kopf und gab ihm keine Antwort mehr. Man mußte Myxin wirklich zu seinem Glück zwingen. Aber auch ich stand vor einem Problem. Ich schaffte es nicht, die Ketten aus dem verdammten Mauerwerk zu lösen. Sie saßen zu fest.

»Mit Magie kannst du hier nichts ausrichten?« fragte ich ihn.

»Nein, Asmodina hat eine stärkere Magie angewendet. Ich kann die Ketten nicht brechen.«

»Das ist schade.«

Noch immer klebte dieser verdammte Stein an meiner Hand. Ohne ihn hätte vieles besser ausgesehen, und die Weiße Magie meines Kreuzes wäre nicht aufgehoben gewesen.

In einem Anfall von Wut drosch ich meinen Handteller gegen die Wand. Der Stein bekam nicht einmal einen Kratzer mit, er glitt einfach ab.

So schaffte ich es nie.

»Gib dir keine Mühe, John Sinclair!« sagte hinter mir eine kalte, gefühllose Stimme. »Du schaffst es sowieso nicht!« Nein, ich schaffte es nicht. Aber sie würden mich schaffen, davon war ich überzeugt.

Langsam drehte ich mich um.

Vor mir stand Asmodina!

Sie war nicht allein.

Mehrere Todesengel drängten sich hinter ihr, und wie ich erkennen konnte, waren sie allesamt bewaffnet.

Da war nichts zu machen.

Ich spreizte die Arme ab.

»So will ich dich haben, Sinclair«, sagte Asmodina und schaute auf die am Boden liegenden Scherben und dann auf ihre beiden Dienerinnen, von denen nur noch eine lebte, jedoch jämmerlich stöhnte. Asmodinas Gesicht verzerrte sich. »Du bist doch ein widerlicher ...« Ihr fehlten einfach die Worte, und sie stampfte mit dem Fuß auf, als wäre sie der Teufel persönlich und nicht seine Tochter.

Ich grinste.

Ja, ich grinste. Was sollte ich auch sonst tun? Ich freute mich darüber, ihr wenigstens eine kleine Niederlage beigebracht zu haben, denn die Teufelstochter ärgerte sich, das war ihr deutlich anzusehen.

Asmodina war eine kalte Schönheit. Und wären nicht die beiden Teufelshörner auf ihrer Stirn gewesen, hätte man sie als gutaussehende Frau bezeichnen können. In Locken fiel das lange Haar bis auf die Schultern. Es leuchtete brandrot wie das Höllenfeuer. Ihr Gesicht war blaß.

Eine Haut hatte sie, die mich an Marmor erinnerte, und ihre Pupillen leuchteten ebenfalls rot.

Aus ihnen strahlte mir ein furchtbarer Haß entgegen, wie er nur in der Hölle geboren werden konnte.

Asmodina haßte mich ebenso stark wie damals der Schwarze Tod. Und sie war noch mächtiger.

Die Teufelstochter trug die gleiche Kleidung wie ihre Dienerinnen. Nur war sie bei ihr nicht aus schwarzem, sondern aus knallrotem Leder gefertigt.

»Ich hätte nicht gedacht, daß du so schnell kommen würdest, John Sinclair«, sagte sie.

»Ich lasse keinen Freund im Stich!«

»Dieser Edelmut wird dich das Leben kosten!«

»Damit habe ich gerechnet!«

»Du hast nicht gehofft, Sieger zu bleiben?«

»Das auch.«

Asmodina machte eine unwirsche Handbewegung. »Damit ist es jetzt vorbei, John Sinclair. Du wirst sterben!«

Das hatte ich geahnt. »Wirst du mich töten?« fragte ich.

»Nein, Geisterjäger, ich schaue nur zu. Für dich und Myxin habe ich mir etwas Besonderes ausgedacht.«

»Und was?«

»Sei nicht so neugierig, Geisterjäger. Du siehst es noch früh genug.«

Sie schnippte einmal mit den Fingern, und Myxins Fesseln fielen.

»Steh auf, Abtrünniger!« befahl sie.

Myxin erhob sich. Er bot ein Bild des Jammers. Das Weihwasser hatte tiefe Furchen in seine Haut geätzt. Es war auch durch die Kleidung gedrungen. Der Magier litt wirklich. Asmodina war zufrieden.

Sie gab zwei ihrer Todesengel ein Zeichen. Die beiden verstanden und packten Myxin, der nicht den Versuch unternahm, sich zu wehren.

Zwei weitere traten auf mich zu.

Ich spannte die Muskeln.

Asmodina schüttelte den Kopf. »Es sind zu viele, Geisterjäger. Du kannst gegen uns nichts ausrichten. Laß es lieber bleiben, wenn du nicht auf der Stelle sterben willst.«

Sterben sollte ich so oder so. Aber vielleicht hatte ich später noch eine winzige Chance.

Myxin und ich wurden zur Tür geführt und traten hinaus in den Turmschacht. Ich spürte wie der Magier die harten Hände der Todesengel an meinen Armen, wehrte mich jedoch nicht. Die Übermacht war zu groß.

Wir schritten die Turmtreppe hoch. Die Holzstufen ächzten und knarrten, manchmal schwankten sie bedrohlich. Ich hatte das Gefühl, jeden Moment einzubrechen.

Wider Erwarten lief alles gut.

Zwanzig bis an die Zähne bewaffnete Todesengel bewachten uns, da wurde jeder Widerstand zum reinen Selbstmord.

Manche Dämoninnen hielten auch Schwerter und Lanzen in ihren Händen. Ich war davon überzeugt, daß sie damit ebenso gut umgehen konnten wie die anderen mit ihren Bogen.

Meine Schulterwunde tat weh. Die Schmerzen zogen sich bis hinunter in den Arm, der am unteren Gelenk von zwei Todesengeln umklammert wurde.

Myxin führte man auf die gleiche Art und Weise ab. Auch der Magier dachte nicht an Gegenwehr.

Wir erreichten einen Ausgang, durch den wir auf den Wehrgang gelangten.

Asmodina ging an der Spitze, die Todesengel folgten ihr, dann kamen wir, und hinter uns schritten abermals einige Teufelsdienerinnen.

Der Wehrgang war ziemlich breit, so daß mehrere Personen nebeneinander gehen konnten.

Rechts befand sich die Brüstung. Über die konnte ich hinwegschauen und blickte hinunter in eine Arena.

Es war in der Tat ein Quadrat mit den vier Türmen an den Ecken und den Verbindungsgängen, die den gewaltigen Innenhof einrahmten.

Sonst gab es nichts.

Keine Stallungen, keine Lagerräume, nur Türme, Wehrgänge und den Innenhof.

Ich schaute über die Brüstung.

Gelbbrauner Sand bedeckte den Innenhof. Er war zertrampelt, und es sah aus, als wäre eine Herde über ihn hinweggelaufen.

Arena! Dieser Begriff erinnerte mich an das alte Rom. Auch die Römer liebten ihre Arenen, in denen die Kampfspiele zur Ergötzung eines übersättigten Publikums stattfanden.

Auch hier sollte es Kampfspiele geben. Und ich brauchte kein großer Prophet zu sein, um zu wissen, wer dabei im

Mittelpunkt stehen würde. Myxin und ich.

Asmodina, die an der Spitze gegangen war, blieb stehen und drehte sich um. Sie schob ihre Dienerinnen zur Seite und bahnte sich einen Weg zu mir.

Wir schauten uns an.

»Ist das deine Welt?« fragte ich sie.

»Nur ein geringer Teil davon.«

»Diese Burg, ist sie überhaupt existent?« erkundigte ich mich.

»Oder ist sie nur ein Trugbild?«

»Sie schwebt zwischen den Dimensionen, und sie wird gern von meinen Dienerinnen angeflogen. Hier können sie auch ihre Kräfte messen. Vor allen Dingen gegen die Pantherfrauen.«

»Pantherfrauen?« wiederholte ich. »Wer, zum Henker, ist denn das?«

»Das sind ebenfalls Dienerinnen. Allerdings wilder und grausamer als meine Todesengel. Du erinnerst dich doch sicherlich an Serena Kyle und ihre Tigerfrauen - oder?«

Und ob ich mich erinnerte. Denn ich hatte Serena Kyle, die Wertigerin letzten Endes vernichtet.

Meinem Gesichtsausdruck las Asmodina ab, daß ich mich sehr gut erinnerte. »Serena Kyle hast du getötet, John Sinclair. Doch für eine Truppe stelle ich wieder zehn neue auf die Beine. Die Pantherfrauen werden es dir zeigen.«

Ich schüttelte mich. »Woher kommen sie?« fragte ich mit krächzender Stimme.

»Aus einem höllischen Reich, jenseits aller Grenzen.«

Damit konnte ich nicht viel anfangen. Außerdem hatte Asmodina keine große Lust mehr, mit mir noch lange zu debattieren. Sie wollte mich endlich tot sehen.

»In die Arena mit euch!« sagte sie.

Ich deutete nach unten. »Sollen wir springen?«

»Nein, es wird schon einen Weg geben.« Sie gab mehreren Dienerinnen ein Zeichen.

Die Todesengel wußten, was sie zu tun hatten. Sie traten dicht an die Brüstung und legten einen kleinen, kaum sichtba-

ren Hebel um. Ein Teil der Brüstung klappte nach außen. Wir hatten die Gelegenheit, hindurchzuschlüpfen.

Ich sah vor mir eine Art Rutschbahn, die hinunter in die Arena führte.

Myxin wurde als erster vorgestoßen.

Bäuchlings fiel er auf die Rutsche und verschwand aus meinem Blickfeld.

Dann war ich an der Reihe.

Die Todesengel wollten auch mich lässig vorstoßen, doch ich stemmte mich gegen den Griff und schaute Asmodina an.

Sie hielt meinem Blick stand und lächelte spöttisch. »Keine Chance mehr, John Sinclair, denn durch diesen magischen roten Stein habe ich die Wirkung deines Kreuzes aufgehoben.«

»Ich weiß.«

Sie lachte. »Und ich bin gespannt, wie du die Pantherfrauen besiegen willst.«

Am liebsten hätte ich mich auf die Teufelstochter gestürzt, doch die beiden Todesengel schienen meine Absicht zu erraten. Sie griffen noch härter zu.

»Weg mit ihm!« kreischte Asmodina.

Ich wurde herumgedreht und auf die Rutsche zugestoßen.

Zwei Schritte mit festem Grund unter den Füßen, ein dritter ging ins Leere, und ich fiel.

Ich wollte mich noch fangen, doch die Rutsche führte zu steil in die Tiefe.

Plötzlich verlor ich das Gleichgewicht, prallte mit dem Bauch auf die glatte Fläche und fegte der Arena entgegen, in der Myxin und ich unser Leben aushauchen sollten.

Hart kam ich auf.

Staub und Dreck drangen in meine Augen und verklebten sie. Ein beißender Stich durchzog meine verletzte Schulter. In der Wunde pochte und hämmerte es. Durch einen raschen Blick nach links stellte ich fest, daß sie wieder anfing zu bluten. Der Verband war bereits durchtränkt.

Mühsam rappelte ich mich hoch.

Myxin stand ebenfalls. Sein grünes Gesicht sah schaurig aus. Das Weihwasser hatte es zum Teil zerstört, und in den Augen leuchtete die nackte Angst.

So etwas hatte ich bei dem Magier noch nie gesehen.

Wahrscheinlich war er auch über den Tod des Vampirs so geschockt.

Ich ging langsam auf ihn zu. Bei jedem Schritt schmerzte meine linke Schulter. Trotzdem zeigte mein Gesicht ein verbissenes Lächeln.

Neben Myxin blieb ich stehen.

»Es gibt keinen Ausweg mehr«, sagte der Magier.

Darauf gab ich keine Antwort, sondern schaute hoch zu der Brüstung. Dort stand Asmodina mit ihren Todesengeln. Sie hatte sich den besten Platz ausgesucht, eine Stelle, von der sie alles überblicken konnte. Es mußte ihr eine diebische Freude bereiten, mich leiden und danach sterben zu sehen.

Plötzlich stieß mich Myxin an. »Da, sieh doch!«

Er deutete nach links.

In einer Ecke des Innenhofs stand eine Pantherfrau.

Ich erschrak.

Dann drehte ich mich und mußte feststellen, daß auch die drei anderen Ecken von diesen Monstern besetzt waren.

Vier Pantherfrauen.

Viermal eine Mischung aus Mensch und Raubtier!

Ich warf noch einen Blick zum Wehrgang hoch, wo Asmodina stand und zuschaute.

Ein wissendes und barbarisches Grinsen lag auf ihren Lippen. Sie hatte den rechten Arm erhoben und ließ ihn nun nach unten fallen. Dabei klatschte ihre Hand auf die Brüstung. Dieses Zeichen war für die vier Werpantherinnen ein Signal. Gleichzeitig fauchten sie auf und setzten sich dann langsam in Bewegung.

Ihr Ziel waren Myxin und ich ...

Als sie näher kamen, konnte ich sie besser erkennen. Diese Pantherfrauen boten wirklich einen scheußlichen Anblick. Sie

hatten den Kopf des Dschungelraubtiers, genau die schlägsten gelben Augen und auch die Pranken dieser Tiergattung.

Ihr Körper und die Beine waren völlig normal gebaut und sahen so aus wie die ihrer weiblichen Geschlechtsgenossinnen auf der Mutter Erde.

Ich packte den angstschlotternden Myxin an der Schulter, drehte ihn herum, so daß wir Rücken an Rücken standen und uns gegenseitig deckten.

»Reiß dich zusammen!« fuhr ich ihn an. »Vielleicht schaffen wir sie!«

»Nein, sie sind zu stark!«

Mit Myxin, dem Magier, war wirklich nicht mehr viel anzufangen. Er hatte eine ungeheure Angst.

Die Tier-Mensch-Monster bewegten sich mit der Geschmeidigkeit echter Raubtiere.

Mir rann eine Gänsehaut über den Rücken. Auch ich verspürte Angst und umklammerte mein Kreuz.

Es half mir nichts. Es war völlig wertlos in dieser Dimension. Vielleicht hätte ich mich mit meiner neuen Waffe, dem silbernen Bumerang, wehren können, aber der lag in meiner Wohnung, ebenso die Beretta und der Silberdolch.

Ihnen konnte ich nur hinterhertrauern.

Die Hälfte der Strecke hatten die Pantherfrauen bereits hinter sich. Oben an der Brüstung bewegten sich die Todesengel. Sie hoben ihre Bogen, legten die Pfeile auf die Sehnen und spannten sie.

Eine doppelte Sicherung.

Wenn wir die Pantherfrauen schaffen sollten, wollten sie mit ihren Pfeilen alles klarmachen.

Noch fünf Schritte trennten uns.

Ich stellte mich breitbeinig hin, denn leicht sollten es die verdammten Bestien nicht haben.

»Wenn sie springen, wirf dich zu Boden!« flüsterte ich Myxin, dem Magier, zu.

Ob er mich verstanden hatte, wußte ich nicht, denn er zeigte keine Reaktion.

Die Pantherfrauen schlichen schräg auf uns zu. Der Winkel wurde immer spitzer, und da wir so ziemlich in der Mitte des Quadrats standen, mußten sie bei uns zusammentreffen.

Sie hatten ihre Rachen geöffnet. Ich sah die langen Reißzähne blitzen und schauderte. Beißender Raubtieratem schlug mir entgegen.

Jetzt waren sie bereits so nahe heran, daß sie einen Sprung durchaus wagen konnten.

Und sie stießen sich ab.

Vor und hinter mir hörte ich das Fauchen, vermischt mit Myxins Angstschrei.

Ich sah den gestreckten Körper auf mich zufliegen, tauchte zur Seite weg. Es war eine gedankenschnelle Drehung, und sie war auch nötig, denn das Biest flog nur haarscharf an mir vorbei.

Aber Myxin war getroffen worden. Zwei Körper hatten ihn unter sich begraben.

Ich hörte das wilde Fauchen, sah aus den Augenwinkeln, wie Myxin sich wehrte. Er hatte keine Chance.

Ich handelte automatisch und ohne lange zu überlegen. Ich sprang der Raubkatze, die über Myxin lag, geradewegs in den Nacken und hämmerte der zweiten meine Faust auf die Schnauze.

Die Pantherfrau schrie beinahe klagend auf. Diesen Schmerz vertrug selbst sie nicht. Ich jedoch hatte mich überschätzt, denn ich prallte mit der linken Schulter zu Boden und hatte das Gefühl, von tausend Säbeln gefoltert zu werden.

Für wenige Augenblicke machte mich dieser Schmerz kampfunfähig. Dafür kassierte ich einen Prankenheb, der mich am Kopf streifte. Haut riß auf, Blut quoll hervor und drang mir in die Augen.

Trotzdem stemmte ich mich hoch.

Neben mir war Myxin von zwei Pantherkörpern begraben

worden. Ich sah, wie die beiden Bestien das Maul aufrissen, um ihn zu töten.

Da sprang mich die nächste Pantherfrau an. Die Wucht schleuderte mich auf den Rücken, und einen Herzschlag später waren die gefährlichen Zähne nur eine Handbreit von meinem Hals entfernt ...

Urplötzlich standen die beiden Pantherfrauen mitten im Zimmer.

Vielleicht hätte eine rasche Schließung des Kreises ihr Erscheinen noch verhindert, doch das war nicht mehr möglich. Dr. Fryley hatte den Kreis aufgebrochen und damit den Weg für die Monster aus einer anderen Dimension geebnet.

Jetzt waren sie da.

Sofort griffen sie an.

Die erste Bestie sprang auf Jane Collins zu. Die Pantherfrau hatte ihr Maul weit aufgerissen, stinkender Atem fuhr der Detektivin entgegen, die vor Schreck wie erstarrt auf der Stelle stand.

Da griff Suko ein.

Und er war schneller als die Bestie.

Der Chinese warf sich vor. Er hatte die Arme hochgehoben und angewinkelt, um sein Gesicht zu schützen, und er prallte auf halbem Weg mit der Pantherfrau zusammen.

Beide stürzten zu Boden.

Suko allerdings lag unten, die Bestie auf ihm. Sie wollte ihre Zähne in seinen Hals schlagen.

Blitzschnell riß Suko beide Hände hoch und umklammerte den Hals der Pantherfrau.

Die Kiefer klappten zu, dicht vor Sukos Gesicht. Er wurde nicht verletzt, und er kämpfte. Seine stahlharten Karatefinger drückten der Raubkatze die Luft ab. Er schüttelte den Kopf hin und her, stemmte mit aller Gewalt die Bestie hoch und schleuderte sie zur Seite. Sie fiel auf den Rücken.

Sofort sprang Suko wieder auf.

Damona King saß noch auf dem Boden, eingehüllt in eine rotleuchtende Aura, die gleichzeitig wie ein Schutzschild wirken mußte, denn die schwarzhaarige Frau wurde von den Pantherfrauen nicht angegriffen.

Dafür jedoch Dr. Fryley.

Während Jane Collins, James Powell, Professor Higgins und Schwester Genoveva bis an die Wände zurückgewichen waren, stürzte sich die Bestie auf den jungen Arzt.

Der Doktor war kein Kämpfer. Er riß zwar noch die Arme schützend hoch, doch ein Prankenheb fegte sie zur Seite. Im nächsten Augenblick war die Bestie über ihm.

In seiner Verzweiflung trommelte Dr. Fryley gegen den Oberkörper der Pantherfrau, doch er konnte sie nicht mehr zurückstoßen. Sie war zu stark.

Die Kiefer schnappten zu.

Der Schrei des Arztes endete in einem Röcheln. Der Mann starb noch auf dem Fußboden.

Suko hatte nicht eingreifen können. Er versuchte, sich mit aller Macht von der Pantherfrau zu befreien, was beinahe so gut wie unmöglich war, denn beide waren etwa gleich stark. Aber Suko war geschickter.

Er schaffte es, seine Beine anzuziehen und sie der Pantherfrau in den Leib zu stemmen.

Ein Ruck, und die Bestie flog zurück. Sie krachte gegen die Trage, auf der ich einmal gelegen hatte, und schleuderte sie zur Seite. Sie kippte um und riß dabei mehrere Gefäße mit, in denen sich noch Nährlösung befand. Sie breitete sich lachenartig auf dem Boden aus.

Die Bestie schüttelte sich.

Suko stand wieder auf.

Jane Collins kam auf ihn zu. Sie wollte den Chinesen unterstützen, doch Suko schüttelte den Kopf. Als die Detektivin nicht reagierte, gab Suko ihr einen Stoß, der sie bis zur Wand zurücktrieb.

»Das erledige ich allein!«

Die Pantherfrau fauchte.

Suko bewegte sich etwas zurück und gleichzeitig zur Seite, damit er auch die zweite Bestie im Blickfeld hatte. Und das war gut so, denn sie griff an.

Blitzschnell legte der Chinese beide Hände ineinander und holte zu einem Rundschlag aus.

Die Fäuste klatschten seitlich gegen den Kopf der Bestie und schleuderten das Monster herum. Es prallte zu Boden, war aber sofort wieder auf den Beinen.

Suko trat zu.

Karate beherrschte er neben einigen anderen Kampfsportarten aus dem Effeff. Sein Tritt riß den Kopf der Bestie in den Nacken. Es gingen sogar einige Zähne zu Bruch, und die Menschen konnten etwas aufatmen.

Aber an Flucht war nicht zu denken, denn die zweite Pantherfrau sprang auf die Tür zu und versperrte dort den Rückzug.

In dem Zimmer sah es aus, als hätte dort ein Tornado gewütet.

Die Trage war umgekippt, mehrere Flaschen zerbrochen, so daß Flüssigkeit auslief und auf dem Boden eine regelrechte Rutschbahn bildete.

Jane Collins, James Powell, Professor Higgins und der Krankenschwester stand der Schrecken im Gesicht geschrieben. Die Angst hielt sie wie mit unsichtbaren Händen umkrallt. Die Pantherfrauen griffen nicht mehr an.

Sie verhielten sich ruhig, drehten ihre Köpfe und schauten mit ihren gelben Raubtieraugen nur eine Person an.

Damona King!

Sie hatte sich erhoben und war noch immer eingehüllt in eine rote Aura. Langsam drehte sie sich um, bis sie so stand, daß sie die Bestien anschauen konnte.

Die Monster winselten plötzlich. Sie duckten sich zusammen und zogen ihre Köpfe ein.

»Kommt her!« befahl Damona King und streckte ihren rechten Arm aus.

Dabei bewegte sie ihren Zeigefinger, um die Tiere zu locken. Und die Pantherfrauen gehorchten.

Sie kamen tatsächlich näher!

Die übrigen Menschen konnten nur staunen. So etwas hatten sie noch nicht erlebt. Da gehorchten die beiden Bestien der schwarzhaarigen Frau aufs Wort, obwohl sie zuvor noch getötet hatten.

Damona King streckte nun beide Arme aus.

Die Pantherfrauen ließen sich fallen und näherten sich auf allen vieren der Weißen Hexe.

Sie erreichten auch die rote magische Aura.

Da geschah das Unerwartete, aber auch Unheimliche.

Plötzlich waren die beiden Pantherfrauen verschwunden.

Doch nicht nur sie.

Auch von Damona King war nichts mehr zu sehen!

Myxin, der Magier, schien verloren. Das Gewicht der beiden Bestien drückte ihn in den Sand. Durch das Weihwasser geschwächt, brachte er den Pantherfrauen kaum Widerstand entgegen.

Ich konnte ihm auch nicht helfen, denn ich mußte mich gegen die anderen Monster verteidigen.

Noch hielt meine Gegenwehr.

Den rechten Arm hatte ich angewinkelt, um meine Kehle vor den gefährlichen Zähnen zu schützen.

Mein Widerstand erlahmte allmählich. Der Druck und die Kraft der Pantherfrauen waren zu stark. Ich kam nicht dagegen Dicht vor mir sah ich die kalten gelben Augen der Bestie. Die Tatzen schlügen neben meinem Körper in den Boden und wühlten ihn auf. Von der Kopfwunde rann mir immer noch das Blut über das Gesicht und verklebte die Haut.

Ich wollte die Beine anziehen, um die Katzenfrau wegzu-stemmen, doch das gelang mir nicht, da mich die Bestie mit ihrem Gewicht am Boden festnagelte.

Wieder öffnete sie ihr Maul.

Wenn sie jetzt zuschnappte, dann riß sie mir das halbe Gesicht weg.

In diesen schrecklichen Sekunden empfand ich wahre Todesangst. Ich keuchte, schrie und strampelte, spürte dabei nicht den Schmerz in meiner linken Schulter, sondern war nur von dem Gedanken besessen, mich nicht zerfleischen zu lassen. Da jaulte die Pantherfrau auf. Ein harter Tritt hatte ihren Kopf getroffen. Er wurde zur Seite gedriftet, und ich hatte wieder etwas Luft. Es gelang mir, die Beine anzuziehen, und mit einem Kniestoß schleuderte ich die Bestie zurück.

Sie überkugelte sich auf dem Boden und sprang wieder auf. Aber sie griff nicht an, verhielt sich ebenso abwartend wie die zweite Bestie.

Warum?

Etwas hatte sie irritiert.

Und nicht nur die Pantherfrauen, auch ich war geschockt worden. Jedoch auf eine angenehme Art und Weise.

Ich schaute Myxin an. »Was ist geschehen?«

Der Magier - er hatte der Pantherfrau einen Tritt gegeben - hob die Schultern. »Ich kann es mir auch nicht erklären.

Plötzlich waren zwei Bestien verschwunden. Einfach weg«

Ich nahm es hin, denn darüber groß nachzusinnen hatte keinen Zweck. Irgend jemand hatte eingegriffen und uns gerettet.

Vorläufig jedenfalls, denn nun griff Asmodina, die Teufels-tochter, ein.

Sie brüllte einen Befehl. Noch immer stand sie inmitten ihrer Todesengel dicht an der Brüstung des Wehrgangs. Sie hatte den rechten Arm hochgereckt und die Hand zur Faust geballt.

Der Arm fiel.

Die Engel hatten bereits ihre Bögen gespannt.

Viele Pfeile schickten sie auf die Reise.
Ich glaubte, das Sirren zu hören, als die Pfeile von den Sehnen sprangen. Ich gab Myxin einen Stoß und hechtete selbst in den Sand.

Ein Pfeil jagte dicht neben mir mit einem dumpfen Laut in den Boden, ein zweiter pfiff über mich hinweg, der dritte wäre Myxin fast in den Hals gedrungen, doch der vierte traf.

Allerdings das falsche Ziel, wenn man von Asmodinas Meinung ausging.

Der Pfeil jagte einer der Pantherfrauen genau in den Kopf. Zwischen den Augen blieb er stecken.

Die Bestie brüllte auf, schlug ein paarmal mit den Tatzen, brach zusammen und verendete.

Jetzt war nur noch eine Pantherfrau übrig.

Allerdings auch die Todesengel. Auf den Sehnen ihrer Bögen lagen bereits die neuen Pfeile. Und andere setzten sich in Bewegung, um in die Arena zu gelangen. Sie benutzten dazu die Rutsche.

Bewaffnet waren sie mit Schwertern und Lanzen. Waffen, denen Myxin und ich nichts als unsere Körperkräfte entgegenzusetzen hatten. Zudem waren die noch geschwächt.

Ich sah mich hastig um. Deckungsmöglichkeiten gab es in dieser quadratischen Arena nicht. Sie konnten uns abschießen wie Hasen auf dem Feld.

Um wenigstens den Rücken frei zu haben, mußten wir an die den Todesengeln gegenüberliegende Wand laufen. Dort hatten wir dann wenigstens den Rücken frei.

Ich riß Myxin mit. »Lauf!« schrie ich nur.

Schon flogen die nächsten Pfeile.

Ich schlug mehrere Haken, wischte dicht an der letzten Pantherfrau vorbei und ließ die Pfeile hinter mir. Sie hatten weder mich getroffen noch Myxin.

Ich prallte gegen die Mauer, weil ich zuvor nicht hatte abbremsen können.

Die nächsten Gegnerinnen hatten die Arena schon erreicht.

Sie waren über die Rutsche gekommen und formierten sich. Sechs Todesengel, alle waren bis an die Zähne bewaffnet. Sofort fächerten sie auseinander, um bessere Kampfpositionen einnehmen zu können.

Ich erwartete sie.

Neben mir stand Myxin. Er schaute mich mit seinem verwüsteten Gesicht an, und in seinen Augen las ich eine stumme Frage.

»Wir schaffen es!« sagte ich. »Nur nicht aufgeben.«

»Wie willst du das anstellen?«

»Vielleicht kann ich einen Todesengel entwaffnen. Mit einem Schwert kann man schon viel anfangen.«

»Du gibst nie auf, wie?«

»Nein!« erwiderte ich hart.

Da waren die ersten schon heran. Und mit ihnen kam die letzte Pantherfrau.

Ich wartete erst gar nicht ab, bis sie mich attackierten, sondern griff selbst an.

Bevor sich die Todesengel versahen, stürzte ich mich auf die ersten beiden, warf einen von ihnen mit einem Faustschlag zu Boden und hebelte den zweiten mit einem Judogriff um.

Blitzschnell riß ich ihm das Schwert aus der Hand. Und schlug noch aus der Drehung zu.

Es war ein Glückstreffer, denn mit einem einzigen Hieb trennte ich der letzten Pantherfrau den Kopf vom Rumpf.

Dann fegte schon eine Lanze auf mich zu.

Ich parierte den Stich. An der Schwertklinge streifte die Lanze entlang und geriet aus ihrer ursprünglichen Richtung. Sie hieb in das Mauerwerk.

Von der linken Seite griffen mich zwei weitere Todesengel an. Sie droschen mit ihren Schwertern zu, und ich mußte mich verteidigen.

Rechts und links hieben sie auf mich ein. Ich konnte immer nur mein Schwert als Deckung hochreißen und die Schläge einigermaßen parieren, zu einem Konterangriff kam ich nicht.

Aus den Augenwinkeln sah ich, wie Myxin die Lanze hochhob. Der kleine Magier hielt den Schaft mit beiden Händen umklammert. Todesmutig drang er den Angreifern entgegen. Sterben oder untergehen, das war jetzt seine Devise!
Er kämpfte.

Ich verschaffte mir mit einem gewaltigen Hieb Luft. Er war so hart, daß einer der Todesengel sein Schwert verlor.
Dann stach ich zu.

Das Monster brach zusammen.

Mit einem weiteren Streich hackte ich einer Dämonin den rechten Flügel ab und näherte mich Myxin, über dessen Kopf bereits eine Klinge schwebte, um ihn zu spalten.

Aus dem Handgelenk schleuderte ich mein Schwert.

Es jagte der Dämonin genau in die Brust.

Doch nun war ich waffenlos. Andererseits war ich froh, Myxin das Leben gerettet zu haben.

Die anderen hatten jetzt freie Bahn.

»Das ist das Ende!« schrie Myxin, der Magier.

Er hatte unrecht, es war nicht das Ende.

Denn urplötzlich fiel ein roter Schein vom Himmel, leuchtete die Arena aus, und inmitten des Scheins sah ich eine schwarzhaarige Frau zusammen mit zwei Werpantherinnen!

Im selben Augenblick erstarrten die Todesengel zur Bewegungslosigkeit.

Ich begriff nichts. Und auch Myxin schaute sich ratlos um. Zeit und Raum waren aufgehoben.

Die schwarzhaarige Frau schritt auf mich zu, kam immer näher, und ich sah einen roten Stein in ihrer Hand, der dieses intensive Leuchten ausstrahlte.

Auch der Stein in meiner rechten Hand begann, seine Kräfte zu entfalten. Er klebte noch immer in meiner Handfläche, hatte mich jedoch zum Glück beim Kampf gegen die Todesengel nicht behindert.

Er wurde warm, dann so heiß, daß ich unwillkürlich aufschrie.

Da fiel der Stein zu Boden.

Plötzlich leuchtete mein Kreuz auf. Die Strahlen vereinigten sich mit dem gleißenden Leuchten des Steins und schufen eine weißmagische Aura.

Und eine Zeitsprung-Lücke.

Beide fielen wir hinein in diese Dimension. Mir wurde es plötzlich schwarz vor den Augen, und dann folgte der Blackout.

Ich schlug die Augen auf.

Eine weiße Decke über mir, der Geruch von Bohnerwachs und Krankenhaus ...

Hastig richtete ich mich auf. Sofort war das Schwindelgefühl da. Nur mühsam unterdrückte ich es und sah dann in das lächelnde Gesicht meiner Retterin.

»Wer - wer sind Sie?« hauchte ich.

»Mein Name ist Damona King.«

»Damona King?« Ich überlegte. Natürlich hatte ich schon von der Bezwingerin der Finsternis gehört, aber nie persönlich Kontakt mit ihr gehabt. Jetzt stand sie vor mir. Und sie hatte mich aus Asmodinas Klauen befreit.

Unglaublich ...

»Wie war das möglich?«

Sie behielt ihr Lächeln bei. »Eigentlich haben Sie es nur meinem Erbstück, diesem Stein hier«, sie deutete auf ein schwarzes Oval vor ihrer Brust, »zu verdanken, daß Sie noch leben, Geisterjäger. Hätte er die fremde Magie Ihres Steins nicht gespürt, wären Sie verloren gewesen. So aber wies er mir den Weg.«

Ich nickte. »Das verstehe ich. Nur - wie kam es dazu?«

»Das bleibt auch mir ein Rätsel«, erwiederte Damona King.

»Wahrscheinlich ist es so, daß die beiden magischen Strahlen

sich kreuzten und nur einer stärker sein konnte. Eben meiner. Durch diesen Stein ist mir ein Dimensionssprung gelungen, so daß ich Sie retten konnte, John Sinclair. Denn Ihre Freunde hatten den Kreis unterbrochen, und die Pantherfrauen konnten aus der anderen Dimension in unsere Welt gelangen.«

Ich begriff einiges. Mir wurde jetzt auch klar, wieso die beiden Bestien so plötzlich verschwunden waren. Der Kreis war geöffnet worden und damit auch das Dimensionstor. So hatte die Person, die den Kreis unterbrach, mir das Leben gerettet.

»Ihr Stein mußte vernichtet werden«, erklärte Damona King.

»Eine andere Möglichkeit gab es nicht.«

»Und er existiert jetzt nicht mehr?« fragte ich.

»Nein.«

Myxin fiel mir ein. »Wo ist er?« fragte ich.

»Sie meinen diesen Kleinen mit der grünen Haut?«

»Ja.«

Damona hob die Schultern. »Keine Ahnung. Vielleicht ist er in Raum und Zeit verschollen.«

Ich nickte. Das war möglich. Obwohl ich es bedauerte, denn irgendwie hatte ich mich an Myxin gewöhnt.

Plötzlich flog die Tür auf.

Und dann stürmten Jane Collins, Suko und James Powell in das Krankenzimmer.

Sie erzählten, ich erzählte.

Nur Dr. Fryley war nicht mehr zu retten. Die Pantherfrau hatte den jungen Arzt getötet.

Professor Higgins dachte schon wieder praktisch. »Welche Erklärung geben wir ab?«

»Gar keine«, sagte Powell. »Was hier zu regeln ist, das nehme ich in die Hand.«

»Meinetwegen.«

Ich wollte berichten, doch nicht einmal zehn Sätze brachte ich über die Lippen .

Plötzlich fielen mir die Augen zu. Ich schlief ein und damit meiner Gesundung entgegen.

Jane Collins, Suko und Powell verließen auf Zehenspitzen das Krankenzimmer. Als letzte ging Damona King. Sie wartete, bis die anderen auf dem Gang waren, dann setzte sie sich heimlich ab.

Dank wollte sie nicht. Auf sie warteten andere Aufgaben. Ebenso wie auf mich.

Der Kampf gegen die Mächte der Finsternis lief wieder auf vollen Touren ...

DAS EISGEFÄNGNIS

Er hockte auf einem Thron aus Menschenknochen! Grauweiß schimmerten die Gebeine. Sie wurden von einem diffusen Licht getroffen. Nebel wallte im Hintergrund. Stimmen jammerten und winselten. Es gab Wehklagen, dann wieder Schreie oder schreckliches Stöhnen. Doch all die Laute und Geräusche waren für die Gestalt auf dem Thron die reinste Musik. Denn er war der Bewacher der gefangenen Seelen.

Er war der Spuk.

Er sah aus wie immer. Gestaltlos, kaum zu sehen, mehr zu ahnen. Seine dunkelgrüne Kutte schien sich von selbst zu bewegen, getragen von unsichtbaren Händen. Wenn er sich bewegte, wallte nur der Stoff auf und nieder. Man sah keine Knochen, keine Haut, kein Gesicht, kein Fleisch - nichts. In der Gunstliste des Teufels stand der Spuk hoch oben. Denn seinem Reich galt er als der unumschränkte Herrscher. Auch nach dem Ausscheiden des Schwarzen Tods hatte sich daran nichts geändert. Die Rangfolge war geblieben.

Asmodis an erster Stelle, dann folgten Asmodina und der Spuk schon ranggleich, das hatte er sich bei Asmodinas Erschaffung auserbeten, und der Satan machte ihm dieses Zugeständnis.

Asmodina mußte also mit ihm sprechen, wenn ein Fall seine Belange berührte.

Und um solch ein Gespräch hatte Asmodina nachgesucht. Der Spuk hatte es ihr gewährt. Jetzt saß er auf seinem Knochenthron und wartete. Er war gespannt, was Asmodina von ihm wollte, denn wie er wußte, lag ihr John Sinclair schwer im Magen. In letzter Zeit war es ihr nicht gelungen, ihn zu packen. Sie hatte ihn sogar in ihr Reich entführen lassen, wo auch Myxin, der Magier, noch schmachtete. John Sinclair und Damona King war jedoch die Flucht gelungen.

Asmodina hatte getobt. Und auch Destero, ihr Henker und Verbündeter, hatte Sinclair nicht packen können.

Die Vorzeichen waren also verschoben worden.

Es mußte wieder neu aufgebaut, und es mußten vor allen Dingen Pläne geschmiedet werden.

Deshalb wollte Asmodina erscheinen.

Der Spuk ahnte, daß sie seine Hilfe benötigte, aber er hatte sich noch nicht entschieden, er wollte sich erst ihre Argumente anhören.

Und sie kam.

Ihre Konturen schälten sich aus den Nebeldämpfen. Zwei Leibwächterinnen begleiteten sie. Schwarze Todesengel mit dunklen Flügeln und hautenger Lederkleidung.

Asmodina selbst stach von den beiden Todesengeln ab. Ihr rotes Haar loderte wie Feuer. Aus der sonst glatten Stirn wuchsen zwei krumme Hörner, der Mund war grausam verzogen, in den Augen leuchtete es. Ihre Bewegungen hatten etwas katzenhaft Geschmeidiges an sich, sie schien mit den Füßen den Boden kaum zu berühren, so sicher schritt sie auf den Thron zu.

Die Todesengel blieben zurück. Sie waren nicht bewaffnet. Im Reich des Spuks drohte ihnen keine Gefahr.

Asmodina löste sich von den beiden. Etwa einen Schritt vor dem Thron blieb sie stehen.

Der Spuk dachte nicht daran, aufzustehen. Er blieb sitzen, ebenfalls ein Zeichen seiner Gleichberechtigung in der Dämonenwelt.

»Ich grüße dich«, sagte Asmodina.

»Ich dich ebenfalls!« drang es dumpf aus der Kapuze des Spuks.

Die beiden redeten in einer Sprache, die nur aus kehligen Lauten bestand und nirgendwo auf der Erde verstanden wurde. Es war die Ur-Dämonensprache.

»Du hast um ein Gespräch gebeten«, sagte der Spuk. »Bitte, ich bin bereit.«

Asmodina machte es geschickt. »Ich soll dich von Asmodis grüßen! «

»Danke.«

»Er freut sich, daß gerade deine Bastion allen Widrigkeiten zum Trotz gehalten hat.«:

Der Spuk lachte. »Hattest du etwas anderes erwartet?«

»Nein, deshalb bin ich ja gekommen.«

»Du brauchst also Hilfe!«

Asmodinas Mundwinkel zuckten, denn das hörte sie nicht gern. Hilfe brauchte sie nicht. Oder sie wollte es zumindest nicht wahrhaben. »Es ist so«, erwiderte sie. »Du bist doch auch daran interessiert, daß John Sinclair vernichtet wird.«

»Natürlich«, gab der Spuk zu.

»Dann müßtest du meinem Plan gegenüber aufgeschlossen

»Sag ihn mir.«

»Vorher möchte ich dich noch fragen, ob du wirklich auf meiner Seite stehst.«

»Rede!«

Der Verlauf des Gesprächs paßte Asmodina nicht so ganz. Sie selbst gestand eine kleine Niederlage ein, denn sie hatte sich fest vorgenommen, den Geisterjäger aus der Welt zu schaffen, doch das war ihr nicht gelungen.

»Gib mir eine Seele frei!« forderte sie.

»Nein!«

»Aber du wolltest mir helfen!«

»Hat man dich nicht über die ehernen Gesetze informiert?« höhnte der Spuk.

»Ja.«

»Dann halte dich daran.«

»Es gibt auch Ausnahmen.«

»Für mich nicht.«

»Auch nicht, wenn es um John Sinclair geht?«

»Nein.«

»Asmodis hat bereits seine Einwilligung gegeben. Er ist dafür, daß du eine Ausnahme machst.«

Die Kutte bewegte sich. Der Spuk stand auf, verließ seinen Knochenthron. Er schritt an Asmodina vorbei, drehte dann ab

und ging im Kreis. Es lag auf der Hand, daß er nachdachte. Asmodina wußte, daß sie mit ihrem Wunsch an den ehernen Gesetzen rüttelte, aber sie sah keine andere Möglichkeit, um John Sinclair zu vernichten.

»Ich kann es nicht machen!« wiederholte der Spuk.

»Willst du dich gegen Asmodis stellen?«

»Nein!«

»Dann gib deine Zustimmung!«

»Und wenn ich tatsächlich ja sage?«

»Ist es gut.«

»Nichts ist gut, gar nichts. Andere werden davon erfahren und das gleiche fordern. Die schwarzen Seelen der Dämonen sind nun einmal zu ewiger Qual verdammt, und so soll es bleiben. Wenn ich einmal nachgebe, muß ich es immer wieder tun. Verstehst du das denn nicht?«

»Doch.«

»Dann laß deinen Plan fallen, du hast Macht und Einfluß genug. Ich gehe von meinen Prinzipien nicht ab.«

Eine Schweigepause entstand. Auch Asmodina hörte das Wimmern und Winseln, das schaurige Heulen der Gequälten. Die schwarzen Seelen litten eine schreckliche Pein. Es gab nur ewige Strafen. Wer einmal vor Maddox, dem Dämonenrichter, gestanden hatte, der kam nie wieder frei. So schrieben es die Gesetze vor. Und die sollten nun gebrochen werden? Nein, dagegen war der Spuk.

Bisher hatte er stolz darauf sein können, die Gesetze eingehalten zu haben, nun aber verlangte man etwas von ihm, das gegen seine Überzeugung war.

»Ich habe Macht und Einfluß«, erklärte Asmodina, »der Satan hat mir volle Unterstützung zugesagt, und er hat mir Handlungsfreiheit gegeben. Ich habe sie noch nie ausgenutzt, jetzt will ich es aber tun. Und ich weiche nicht.«

»Damit brichst du ein Tabu!«

Asmodina lachte nur. »Es bleibt unter uns. Kein anderer wird etwas davon erfahren. Es ist ein Pakt zwischen dir und mir.«

»Ich würde meine Glaubwürdigkeit verlieren.«

»Ich möchte, daß du nur einmal eine Ausnahme machst.«

Der Spuk hatte einen anderen Einwand.

»Es gibt genügend starke Freunde. Ich denke da an Astaroth, an Belphdgor, an Bael, an ...«

»Sie haben andere Probleme«, unterbrach Asmodina den Spuk. »Zudem kannst du Belphegor vergessen. Sinclair hat ihm eine Niederlage beigebracht, von der er sich jetzt noch nicht erholt hat. Er ist irgendwo in der Mikrowelt verschwunden und leckt seine Wunden.«

»Aber die anderen sind da«, hielt ihr der Spuk entgegen.

»Sie sind untereinander zerstritten!« zischte die Teufelstochter. »Und es ist auch für mich unmöglich, sie unter einen Hut zu bringen! Nein, ich muß mich an dich halten!«

Der Spuk schwieg.

Von seiner Sicht aus war es verständlich, daß er die Gesetze nicht brechen wollte, aber er sah auch Asmodinas Probleme. Und wenn wirklich niemand erfuhr, daß eine Seele freigelassen wurde, konnte man sich vielleicht auf einen Kompromiß einigen.

»Was willst du mit der Seele anstellen?« fragte er.

»Die Seele, die ich haben will, soll in den Körper eines anderen Menschen eindringen«, erklärte Asmodina. Sie lächelte innerlich, denn sie hatte gemerkt, daß der Spuk nun auf ihrer Seite stand.

»Und welcher Körper ist das?«

»Es muß schnell gehen, denn er wird bald beerdigt«, antwortete Asmodina. »Der Tote heißt Solo Morasso!«

»Nie gehört.«

»Nein, kannst du auch nicht. Er hat in seinem Leben einen Mafiaclan befehligt, war Oberhaupt einer Familie und hatte nebenbei noch ein Hobby: die Wissenschaft. Er war ein genialer Tüftler, nur sind seine Forschungen nie anerkannt worden, weil man ihn in den einschlägigen Clubs nicht haben wollte. Außerdem hielt er sich nicht an die Gesetze, denn er experi-

mentierte nicht nur mit Tieren, sondern auch mit Menschen. Er hat keine Skrupel, und wenn nun der Geist eines Dämons in seinen Körper fährt, hätten wir eine ideale Mischung und einen Gegner für John Sinclair.«

»Hört sich vielversprechend an«, gab der Spuk zu.

»Das hört sich nicht nur so an, sondern es ist auch vielversprechend«, erwiderte die Teufelstochter.

»Ich bin einverstanden«, erklärte der Spuk, »aber nur dieses eine Mal. Eine zweite Ausnahme werde ich nicht machen, darauf kannst du dich verlassen!«

»Nein, die verlange ich auch nicht. Wenn unser Plan klappt, hat John Sinclair einen Gegner, an dem er sich die Zähne ausbeißt. Normale Dämonen sind zu schwach für ihn. Und Sinclairs Macht ist mit der Zeit ungeheuer gewachsen.«

»Ich möchte nur noch zwei Dinge wissen«, sagte der Spuk.

»Was ist mit Myxin, und wie heißt die Seele, die ich freigeben soll?«

»Myxin befindet sich in meiner Gewalt. Sinclair hat ihn nicht befreien können. Vielleicht lasse ich den Magier töten, damit du eine Ersatzseele bekommst, aber das hat Zeit. Wichtig ist der Name. Du kennst ihn. Er ist ein alter Feind des Geisterjägers. Auf der Erde hat er sich Dr. Tod genannt ...«

Palermo, Sizilien.

Der Don ist tot, es lebe der Don!

Ein Herzschlag hatte Solo Morasso dahingerafft, ihn, den Don aller Dons.

Und dabei war er erst fünfzig Jahre alt, aber die besten Ärzte der Welt hatten ihm nicht helfen können.

Der Tod hatte ihn beim Essen überrascht.

Zum Glück stand bereits ein Nachfolger fest, es war Dino Zacarra, und er war ebenso brutal wie Morasso.

Die alten Mafiosi trauerten.

Doch es gab auch welche, die aufatmeten.

Das waren die Polizisten, die unbestechlichen wenigstens, und einige Angestellte der Behörden. Sie hatten unter dem Mafia-Terror am meisten zu leiden gehabt, denn Solo Morasso war der unumschränkte Herrscher der Stadt gewesen, wenn nicht sogar der ganzen Insel.

Ihm gehörte Sizilien, jeder Bauer verneigte sich vor ihm, und die Bürgermeister kuschten.

Zudem hatte er eine schlagkräftige Truppe und einige Unterführer, die getreu seine Befehle ausführten, so daß sich Solo Morasso seinen wissenschaftlichen Forschungen widmen konnte.

Und die waren schlimm genug.

Er hatte in der Tat mit Menschen experimentiert. Ein Gebiet fasziinierte ihn besonders.

Das Einfrieren eines Körpers für Jahrzehnte, ohne daß der Mensch starb.

Überall auf der Welt wurde daran experimentiert. Und es gab Millionäre, die jetzt schon Summen hingebláttet hatten, um sich für gewisse Zeit einfrieren zu lassen.

Noch scheute die Wissenschaft davor zurück, diese Versuche an Menschen durchzuführen, nur Solo Morasso hatte sich nicht daran gehalten. In seinem Labor führte er Versuche mit lebenden Personen durch.

Das waren seine Gegner, die Mitglieder anderer Banden, Feinde und auch Bauern oder Landarbeiter.

Gnadenlos arbeitete dieser menschliche Teufel.

Viele wußten Bescheid, doch kaum jemand wagte, dies öffentlich auszusprechen, denn Solo Morasso galt auch als der große Wohltäter der Stadt.

Eine Schule trug ebenso seinen Namen wie ein Krankenhaus oder eine Straße.

Doch jeder Stein war mit Blut und Tränen seiner Feinde bezahlt, was einige Leute jedoch nicht kümmerte.

Die, die es wußten, hielten den Mund. Wer den Don nur beleidigte, konnte sein Testament machen.

Nun war er tot. Herzschlag!

Eine lächerliche Todesursache, aber all seine Macht und all sein Geld hatten ihn nicht davor bewahren können.

In der größten Kirche der Stadt stand ein prunkvoller Sarg. Er war extra angefertigt worden und von innen mit Seidenpolstern ausgelegt.

Blumengebinde und Kränze türmten sich auf dem Sarg wie eine gewaltige bunte Woge. Einfache Menschen hatten gespendet, aber auch Politiker und offizielle, die zu Solo Morasso ein gutes Verhältnis hatten.

In der Kirche war es dämmrig und kühl. Vier Leibwächter in schwarzen Anzügen hielten neben dem Prunksarg Wache. Ein letzter Ehrendienst für ihren Boß. Aus kalten, gleichgültigen Augen schauten sie auf den Besucherstrom, der einfach nicht abreißend wollte. Solo Morasso war populär gewesen.

Auf einer Staffelei stand ein Bild von ihm.

Es zeigte sein Gesicht, einen eckigen Kopf mit einer wuchtigen Nase, Granitkinn, buschigen Brauen und kurzen eisgrauen Haaren. Die Augen waren schwarz und wirkten wie Knöpfe. Der Mund wurde von zwei grausam verzogenen Lippen gebildet. Sie wirkten wie farblose Striche in dem kantigen Gesicht. Es war ein Hohn, daß dieser Verbrecher in einer Kirche aufgebahrt wurde, aber es ging nicht anders. Solo Morasso gehörte zu den größten Spendern.

Sizilien war eben anders.

Die Trauerfeier sollte nicht, wie sonst üblich, in der Leichenhalle stattfinden, sondern draußen. Auf dem großen Kirchplatz. Man erwartete Tausende, die Solo Morasso auf dem letzten Weg begleiten wollten, und schon in den frühen Morgenstunden drängten sich die Zuschauer.

Oft waren sie von weither angereist, denn der Name Solo Morasso hatte Gewicht auf der Insel.

Eine warme, schon heiße Aprilsonne schien vom wolkenlosen Himmel und brannte auf die Köpfe der Menschen.

Die Frauen trugen schwarze Kleider. Tücher bedeckten ihre

Köpfe. Manche Augen waren vom Weinen gerötet.
Auch die Männer hatten dunkle Anzüge angezogen. Ihre
Mienen waren steinern. Geduldig harrten sie in der Sonne aus.
Ein Gang wurde vom Kirchenportal aus freigehalten.
Polizisten sorgten für die Absperrung, im Verein mit den härtesten Mafiosi. Deren Jacken beulten sich unter den Schultern verdächtig aus. Die Männer legten ihre Waffen nie ab.
Um 15 Uhr sollte die Trauerfeier beginnen.
Noch eine halbe Stunde.
Die letzten Nachzügler trafen ein. Sie konnten nur noch am Rand der Menge ihren Platz finden und stellten sich auf die mitgebrachten Hocker und Schemel, um wenigstens etwas sehen zu können.
Dann rollten schwere Limousinen heran. Mercedes-Wagen der oberen Preisklasse. Jeder Wagen hatte schußsichere Scheiben und gepanzertes Blech. Ebenso waren die Reifen aus einem Material hergestellt, das Kugeln widerstand.
In den Wagen saßen die Dons der anderen Familien. Sie waren aus Rom angereist, aus Mailand, Venedig und Neapel. Sie alle wollten Solo Morasso den letzten Dienst erweisen.
Für die Wagen war ein Parkplatz zur Verfügung gestellt worden. Hinter der Kirche fanden die Fahrzeuge ihre Plätze.
Die Dons ließen die großen Kränze abladen und zu dem schwarzen Holzaufbau bringen, der in der Mitte des Platzes errichtet worden war. Dort sollte der Sarg stehen und noch einmal von allen gesehen werden.
Es war ein besonderer Sarg. Er bestand zwar aus Holz, aber dort, wo der Kopf des Toten lag, war das Holz durch zwei Glasfenster ersetzt worden.
Jeder konnte das Gesicht sehen.
Noch einmal Abschied nehmen. Von einem Mann, der Palermo beherrscht hatte, ein Verbrecher war und doch von vielen Menschen als Wohltäter angesehen wurde.
Welch eine verkehrte Welt.
Noch wenige Minuten.

Die anderen Dons hatten Aufstellung genommen. Ein Musikzug spielte Trauermelodien.

In der Kirche warteten vier Sargträger. Sie bückten sich, und ihre Finger umfaßten die Griffe.

Dann hoben sie den Sarg an.

Die Blumen und Kränze wurden hinausgeschafft und unterhalb des Podests aufgebaut. Mit gemessenen Schritten durchquerten die Träger den Mittelgang der Kirche. Das Portal wurde aufgestoßen. Blendend weißes Sonnenlicht strömte in die Kirche und ergoß sich als heller Schein über die dicht hinter dem Eingang stehenden dunklen Bänke.

Nichts rührte sich in den Gesichtern der vier Leibwächter, als sie den Sarg aus der Kirche trugen.

Schweigen empfing sie.

Ehrfürchtig, andächtig ...

Für einen Augenblick spiegelte sich die Sonne in der linken Scheibe des Sargs.

Die Leibwächter blieben für einen Moment auf der obersten Stufe stehen. Sie blinzelten in das grelle Licht, dunkle Brillen hatten sie nicht aufgesetzt.

Dann gingen sie weiter.

Sechs breite Stufen waren es. Die ersten Menschen nahmen ihre Hüte ab und verneigten sich vor dem Sarg. Man wußte, was man dem großen Don Solo schuldig war.

Die vier Sargträger steuerten nun das Podest an. Wie in der Kirche gingen sie auch hier im Gleichschritt. Unbeweglich blieben ihre Gesichter, als sie die mit schwarzem Tuch verkleideten Holzstufen hinaufschritten, sich auf der Plattform drehten und den Sarg so hinstellten, damit er mit dem Kopfende zu den Zuschauern zeigte, so daß zahlreiche Menschen durch die Fenster schauen konnten.

Sie sahen ein bleiches Gesicht, das der Kosmetiker präpariert hatte, denn der Don hatte sich sehr quälen müssen. Der Infarkt war äußerst schmerhaft gewesen.

Dumpf hallten die Schritte der Leibwächter, als die Männer

zurückgingen und sich zu den anderen Mafiosi gesellten.

Einige Frauen weinten.

In den Gesichtern der Männer regte sich kein Muskel.

Man wartete auf den Priester. Offiziell hatte man Solo Morasso nichts beweisen können, deshalb wurde ihm auch eine christliche Beerdigung zugestanden.

Solo Morasso sollte am Rande der Stadt beerdigt werden. In einem extra für ihn gebauten Mausoleum, dafür hatte er schon zu Lebzeiten gesorgt.

Als Mafioso lebte er gefährlich, auch als mächtiger Mafioso, denn Feinde und Neider hat jeder. Solo Morasso hatte sich von unten hochgearbeitet und es mit Brutalität und Raffinesse geschafft, sich an die Spitze zu setzen.

Bis zu seinem Infarkt!

Der hatte ihn aus seinem verbrecherischen Leben herausgerissen, und der Organisation einen schweren Schlag versetzt. Über dem Platz lag eine ehrfürchtige Stille. Dazu kam das strahlende Azurblau des Himmels. Ein Tag wie aus dem Bilderbuch. Der Verkehrslärm war nur als gedämpftes Rauschen zu vernehmen, die Kirche und der Platz lagen abseits des Haupttrubels.

Keiner der Menschen bemerkte den helleren Schemen, der schlängengleich über die Hausdächer der Stadt strich. Er erinnerte an einen Nebelstreif, war nur bei genauem Hinsehen zu erkennen und bewegte sich mit absoluter Lautlosigkeit.

Das Unheil nahte ...

Asmodinas und des Spuks Plan schien in Erfüllung zu gehen, denn deren Bote war bereits unterwegs.

Die Musiker hatten eine Pause eingelegt. Als die Meßglocken ertönten, reckten die Zuschauer ihre Köpfe. Bald würde der Priester erscheinen und den Trauergottesdienst abhalten.

Niemand warf einen Blick nach oben.

Dort hatte sich der Streifen bereits dem Platz gerähert, schwebte über den Köpfen der Menschen und fand sicher sein Ziel. Den Sarg auf dem Podest!

Lautlos huschte er voran, blieb über dem Sarg für einen Moment hängen und wurde auch entdeckt.

Die Leibwächter vorn sahen den Streif, doch sie glaubten an eine Täuschung, denn als sie wieder hinschauten, war der helle Schemen verschwunden.

Doch er war nicht weg.

Im Gegenteil, er war längst existent, und er hatte seinen Weg gefunden.

Die Seele des Verstorbenen befand sich bereits im Sarg und fuhr durch die Nasenlöcher des Toten in dessen Körper ...

Niemand dachte an etwas Böses.

Während sich die Prozession, bestehend aus vier Meßdienern und dem Pfarrer, dem Kirchplatz näherte, wurde die Schwarze Magie im Körper des Toten voll wirksam.

Gesteuert von Asmodinas unheilvollen Händen und mit dem Einverständnis des Spuks versehen, begannen sich Körper und Seele zu einer Einheit zusammenzufinden.

Sie gingen eine unheilvolle Symbiose ein.

Ein Toter erwachte ...

Zuerst geschah nichts.

Niemand vernahm das röchelnde Atmen des >Toten<. Es sah auch keiner hin, als der Unterkiefer der Brust entgegenklappte und die Nasenflügel vibrierten. Jeder glaubte, einen Toten im Sarg liegen zu sehen.

Ein folgenschwerer Irrtum.

Solo Morasso, der Mafiaboß, lebte! Er spürte die Kraft in seinem Innern und hörte eine weibliche Stimme, die in seinem Unterbewußtsein nachhallte.

»Ich bin deine Herrin, Solo Morasso, denn ich habe dich erweckt. Du erhältst von mir jede Unterstützung und wirst von nun an einen zweiten Namen führen: Dr. Tod! Merk ihn dir gut, Solo Morasso. Dr. Tod. Du bist das größte Genie der Welt. Deine Arbeit ist auf Vernichtung programmiert, du wirst es ihnen allen zeigen, du wirst ihnen deine Macht beweisen, und du mußt dich um einen Mann kümmern. Um John Sinclair!

Erinnerst du dich? Weißt du noch, wie Sinclair dir den silbernen Nagel durch den Schädel bohrte? Er ist dein Feind, und ich habe die Weichen so gestellt, daß er zwangsläufig über dich stolpern muß. Es ist eine Spur gelegt worden, die ihn zu dir hinführt. Dann nutze deine Chance.«

Solo Morasso, alias Dr. Tod, rief sich die Worte in Erinnerung. Er mußte sie erst verdauen und sich darüber klarwerden, daß er jetzt lebte.

Er hatte Asmodina noch nie gesehen, auch als Geist in der Verbannung nicht, doch er ahnte, daß diese Frau aus einem anderen Reich zu ihm sprach, das Dimensionen von der normalen Welt trennten.

»Hast du alles verstanden?«

Dr. Tod formulierte in Gedanken eine positive Antwort.

Asmodina lachte. »Dann ist es gut. Nun zeig ihnen, daß du da bist. Bringe ihnen den Schrecken, denn ich habe dir die Kraft gegeben. Steige aus deinem Sarg und zeige ihnen, daß von nun an die Welt mit dir rechnen muß!«

Diese Worte waren Balsam für Solo Morasso. Sein Gehirn begann wieder zu arbeiten. Er dachte daran, daß er seine Versuche fortsetzen konnte. Es würde keinen Nachfolger für ihn geben, denn er war nach wie vor der Chef.

Seine Aufgabe stand fest, und er wollte nicht zögern, sie anzupacken.

Die Stimme verstummte.

Neben der Kirche erschienen die Meßdiener und der Priester. Die Männer hatten ihre Hüte abgenommen. Manche Frauen hielten Tücher vor ihre Nasen.

Solo Morasso aber lächelte teuflisch, als er das sah. Sie würden sich wundern, alle würden dumm dastehen, wenn sie ihn sahen, wenn er seine eigene Beerdigung sprengte. So etwas hatte es noch nie gegeben.

Er drehte den Kopf. Bisher hatte er auf dem Rücken gelegen, still und starr.

Jetzt konnte er sich bewegen.

Seine kalten grausamen Augen, blickten durch das Sargfenster. Er sah die Oberhäupter der anderen Familien mit ihren Leibwächtern in der ersten Reihe stehen.

Die meisten schauten den Priester an. Nur Don Julio Leone aus Rom, der Ewigen Stadt, hatte seinen Blick auf den Sarg gerichtet.

Plötzlich wurden seine Augen starr. Ungläubig riß er sie auf, sein Mund öffnete sich, die Hand kroch hoch zur Kehle, seine Knie begannen zu zittern, und der Schweiß erschien wie eine glänzende Speckschicht auf seiner Stirn.

Seine Leibwächter merkten, was los war. Sie packten zu, denn ihr Boß wäre sonst gefallen.

Auch die anderen wurden aufmerksam.

»Was ist denn, Julio?« fragte der Don aus Neapel.

Der Römer stöhnte nur.

»Schnell, ein Glas Wasser«, rief einer der Leibwächter.

»Nein, nicht, kein Wasser«, ächzte Don Julio. »Ich - ich habe etwas gesehen.«

»Was denn?«

»Der Tote - unser Freund Solo - er hat sich bewegt! Er lebt!«

Plötzlich bäumte sich der Don unter den Griffen seiner Leibwächter auf und schrie: »Er lebt, der Tote lebt!«

Seine Stimme hallte über den Platz.

Die Menschen zuckten zusammen, lauschten dem Echo, dann reagierten sie.

Sämtliche Blicke richteten sich nach vorn. Die hinteren Zuschauer drängelten, sie wollten ebensoviel sehen wie die vor ihnen stehenden.

Fragen schwirrten über dem Platz. Niemand wußte etwas Genaues.

Der Priester war stehengeblieben. Ein letztes Klingeln der Glocken in den Händen der Meßdiener, danach Stille.

Dafür rutschten die Hände der Leibwächter in die Ausschnitte der Jacketts. Verschwitzte Finger berührten die Kolben der Waffen. Zwei Kerle, breit gebaut und mit finsternen

Gesichtern, traten vor und schützten ihren Boß mit ihren Körpern.

Solo Morasso lag in seinem Sarg und betrachtete die Szene durch das Sichtfenster.

Er lachte. Schon jetzt weidete er sich an der Angst eines einzelnen und an der Ratlosigkeit der Leibwächter.

Dr. Tod spürte die Kraft in seinem Innern, eine immense Kraft, die ihn antrieb und die er auch voll und ganz ausnutzen wollte.

Und jetzt sahen auch andere, daß etwas mit der Leiche nicht stimmte.

Spitz und grell schrie eine Frau.

»Er lebt, er lebt! Hilfe, er lebt!« kreischte sie. Die Frau riß die Hände vor ihr Gesicht und fiel auf die Knie. Ihr Schrei alarmierte auch die anderen Zuschauer.

Plötzlich hielten die Leibwächter Waffen in den Händen. Im Nu entstand ein wildes Durcheinander.

Der Pfarrer und die Meßdiener zogen sich zurück. Die hinteren Menschen drängten nach vorn.

Der Beginn einer Panik stand dicht bevor ...

Es war direkt ein Wunder, daß noch kein Schuß gefallen war. Dafür wurden die ersten Menschen zu Boden gestoßen. Zuerst die schwächeren Frauen, die Kinder brachten sich zum Glück in Sicherheit, einige besonders mutige Männer näherten sich mit schußbereiten Waffen dem auf der Plattform stehenden Sarg.

Sie stiegen die Holzstufen hoch. Es waren die vier Träger, Solo Morassos engste Leibwächter.

Langsam traten sie näher ...

Morasso, alias Dr. Tod, hatte alles mitbekommen. Er sah den Beginn der Panik, freute sich über das Chaos, und für ihn war es der rechte Augenblick, seine Kraft auszukosten.

Seine vier Getreuen standen dicht vor dem Sarg.

Zwei bückten sich und wollten rechts und links in die luxuriöse Totenkiste hineinschauen.

Genau der richtige Moment für Dr. Tod.

Er winkelte die Arme an, legte sich flach unter den Deckel, nahm all seine neu gewonnene Kraft zusammen und drückte mit einem Ruck den Sargdeckel hoch ...

Wie vom Katapult geschleudert, flog das schwere Oberteil in die Luft. Es gab einen Knall, als die Halterungen gesprengt wurden. Die beiden Mafiosi, die sich gebückt hatten, fuhren mit einem gellenden Schrei auf den Lippen zur Seite.

Einer von ihnen verlor die Übersicht, geriet an den Rand des Aufbaus, verpaßte ihn und trat ins Leere.

Er verschwand so rasch, als hätte ihn jemand mit einem Faustschlag heruntergeholt.

Bei den drei anderen blieb die Reaktion fast im Keim stecken. Nur der zweite Mann richtete sich noch auf, dann starre auch er wie seine beiden Kollegen auf Solo Morasso, der wie Phönix aus der Asche seinem Prunksarg entstieg.

Ein Toter, der lebte.

Solo Morasso stand auf.

Er stellte sich in seinen Sarg, hob drohend die Faust, und sein schauriges Gelächter gellte über die Köpfe der so zahlreich versammelten Menschen.

»Ich bin wieder da!« brüllte er. »Dr. Tod ist gekommen. Ich, Solo Morasso, alias Dr. Tod! Hütet euch, hütet euch vor mir!« Wieder folgte ein schauriges Lachen.

Beides, das Lachen und seine Worte, wirkten als auslösendes Moment auf die Zuschauer.

Blitzschnell brach die Panik los.

Gellende Schreie stachen in den azurblauen Himmel. Nach allen Richtungen drängten die Massen fort. Keiner nahm mehr Rücksicht. Die Leibwächter versuchten ihre Dons zu schützen, doch sie wurden kurzerhand über den Haufen gerannt.

Eine Woge aus Menschenleibern donnerte gegen die Aufbauten der Plattform, wurde wieder zurückgespült, weil

jeder Angst hatte, in die Nähe des lebenden Toten zu gelangen. Wirre Menschenknäuel entstanden. Schreie, Flüche, Entsetzen! Die Masse war nicht mehr zu halten. Jeder drängte weg vom Ort des Grauens.

Nur die drei Leibwächter standen noch auf der Plattform. Sie zitterten vor Angst, aber sie dachten auch an die Waffen in ihren Händen. Und sie taten etwas, was sie zuvor nie für möglich gehalten hätten.

Sie schossen auf ihren Boß!

Nein, sie feuerten auf ein Monster, auf einen lebenden Toten. Als hätten sich die Männer untereinander abgesprochen, brüllten die drei schweren Revolver gleichzeitig auf.

Solo Morasso bekam das Blei in die Brust.

Drei Kugeln fing er auf.

Und jede für sich war schon tödlich.

Doch nicht für Solo Morasso, alias Dr. Tod. Ihm konnten die Geschosse nichts anhaben.

Eigentlich mußte er fallen, umkippen, und darauf warteten die drei Leibwächter auch, doch nichts von dem geschah. Die Geschosse hatten das menschliche Monster nur durchgeschüttelt, aber nicht zu Boden oder aus dem Sarg stoßen können.

Solo Morasso stand!

Allerdings nicht lange, denn plötzlich wurde ihm bewußt, was geschehen war, und daß man auf ihn geschossen hatte.

Dagegen hatte er etwas.

Er drehte seinen Kopf und fixierte die drei Leibwächter aus Augen, die blutunterlaufen waren.

Ein dumpfes Grollen drang aus seiner Kehle.

Inzwischen hatte sich die Panik vervielfacht. Die Menschen schrien und rannten. Niemand nahm mehr Rücksicht. Zum Glück hatten es die anderen Dons nicht weit bis zu ihren Wagen, denn wären sie in den Strom der angstfüllten Masse geraten, hätten ihre Leibwächter eiskalt geschossen.

So aber rannten sie an der Kirche vorbei den Parkplätzen zu, wo die schweren Limousinen standen. Ihre Fahrer hatten die

Türen geöffnet. Die Männer warfen sich in die Wagen, die mit aufheulenden Motoren losrasten.

Sie brauchten nicht über den Platz zu fahren, sondern sie nahmen Schleichwege dicht an einer hohen weißen Mauer entlang. Sie umfriedete das Kirchengelände.

Eine Staubwolke wallte hinter den schweren Limousinen auf. Sie zeigte den Weg der Flüchtenden an.

Auf dem Platz brandete inzwischen abermals eine Woge gegen das Gerüst.

Dieser Aufprall war für Dr. Tod ein Startzeichen. Jemand hatte auf ihn geschossen, und dafür sollte er büßen.

Der ins Leben zurückgerufene Verbrecher warf sich nach vorn und packte den ihm am nächsten stehenden Schützen an der Kehle. Der Mann kam gar nicht dazu, eine Abwehrbewegung zu machen, er spürte die Stahlkammern an seinem Hals und brach zusammen.

Auch das Gerüst hielt dem Aufprall nicht mehr stand.

Zudem war nicht das beste Holz genommen worden. Alles krachte ineinander.

Die beiden nicht angegriffenen Leibwächter wurden ebenso unter den Trümmern begraben wie Solo Morasso und der Mann, den er inzwischen erwürgt hatte.

Auch Flüchtende gerieten unter die Trümmer.

Schreie gellten zum Himmel. Dazwischen jaulten die Sirenen der Einsatzwagen, doch die Fahrzeuge kamen nicht weiter, sie blieben im Menschenpulk stecken. Einer wurde kurzerhand von mehreren Leuten hochgehoben und umgeworfen.

Scheiben zerbrachen. Ihre Splitter wurden zu einer gläsernen Rutschbahn.

Und doch gab es welche, die den Überblick behielten. Dazu gehörte ein Reporter eines Sensationsblattes. Der Mann wollte über die Beerdigung berichten. Als die Panik begann, hatte er sich auf eine hohe Mauer flüchten können, saß dort sicher und knipste, was seine Kamera hergab.

Er machte Bild auf Bild und schoß die Fotos seines Lebens.

Die Kamera schien vor seinen Augen festgewachsen zu sein, er nahm sie gar nicht mehr weg.

Innerlich jubilierte der Mann. Er freute sich über das Chaos. Das war die Chance seines Lebens. Er würde die Fotos zu Höchstpreisen verkaufen, denn seine Kollegen waren allesamt verschwunden oder untergegangen.

Der Fotograf zitterte vor Aufregung. Kaum konnte er einen neuen Film einlegen, als der alte verknipst war. Sonst Routinearbeit für ihn, wurde sie jetzt zu einer regelrechten Nervenprobe.

Dann brach das Gerüst zusammen.

Der Reporter sah, wie der lebende Tote unter den Holztrümmern verschwand.

Und er knipste.

Der Motor seiner Kamera lief heiß. Endlich hatte er den Superknüller - die Sensation.

Geschafft!

Als der Mob gegen die Mauer brandete und das Gestein durchschüttelte, wurde es für den Reporter Zeit, zu verschwinden. Er sprang auf der anderen Seite zu Boden, landete in mehreren Wacholdersträuchern, befreite sich fluchend und sah zu, daß er zu seinem kleinen Alfa kam. Nichts wie weg und in die Redaktion.

Inzwischen hatte Solo Morasso, alias Dr. Tod, seine Hände von der Kehle des Mannes gelöst. Ein Holzstück mit einem rostigen Nagel daran war ihm auf den Kopf gefallen.

Wie damals war ihm der Nagel in die Stirn gedrunken, doch dieser bestand nicht aus Silber, sondern aus Stahl. Man konnte ihn sofort wieder herausziehen, und die kleine Wunde schloß sich ebenso rasch wie die Kugellöcher.

Asmodinas Magie hatte dafür gesorgt, daß dieser Mann so gut wie unantastbar geworden war.

Mit wütenden Bewegungen schleuderte er mehrere Holzplatten zur Seite, die ihn eingeengt hatten. Er wollte frei sein und weg von diesem Ort. Nichts hielt ihn mehr. Aber er

würde zurückkehren und die Hölle entfachen,
Sein Kopf kam frei und auch die Hände. Zwei Männer rann-
ten gegen ihn.

Ein Faustschlag schleuderte sie in die Trümmer.

Solo Morasso quälte sich auf die Beine. Die meisten
Menschen waren inzwischen geflüchtet. Fast leer präsentierte
sich der große Platz vor der Kirche.

Morasso schaute sich um.

Wohin?

Zwei Polizeiwagen lagen auf dem Dach.

Vier weitere hatten anhalten können und den Ansturm ohne
Schaden überstanden. Die Beamten waren ausgestiegen und
versuchten, größeren Schaden zu verhindern. Es war ein nutz-
loses Unterfangen, sie wurden kurzerhand umgerannt, die
Menschen waren nicht mehr zu halten.

Zahlreiche Verletzte lagen auf dem Boden. Sie wimmerten
und schrien. Der Mob hatte keine Rücksicht genommen.

Solo Morasso schaute sich um.

Noch achtete niemand auf ihn. Zu weit waren die Polizisten
entfernt. Neben sich sah er das Trümmerstück seines Sargs.
Wütend trat er dagegen. Das Holz wurde hochgeschleudert,
überschlug sich einmal in der Luft und blieb vor der
Kirchentreppe liegen.

Dr. Tod, alias Solo Morasso, aber rannte auf die Mauer zu, auf
der der Reporter gesessen und seine Fotos geschossen hatte.

Ein Sprung, und er war auf der Krone.

Dann ließ er sich fallen und landete ebenfalls im Gebüsch. Er
wühlte sich hervor und stampfte weiter.

Sein Ziel war das Haus, in dem er immer gelebt und von wo
aus er sein Imperium regiert hatte.

Dort würde er sich erst einmal verstecken. Nein, nicht ver-
stecken. Der Eiskeller wartete auf neue Beute. Jetzt konnte nie-
mand mehr seine Forschungen stoppen ...

Ich frühstücke gern wie ein König, falls man mir Zeit dazu läßt. An diesem Morgen hatte ich Zeit. Erst gegen Mittag mußte ich im Büro vorbeisehen und konnte mir morgens richtig Zeit lassen. Suko und ich wollten zwar zwischendurch noch einem kleineren Fall nachgehen, aber das hatte Zeit.

Es tat mir gut, mal ein bißchen zu relaxen, denn die letzten Wochen hatten mir alles abverlangt.

Ich hatte den Schwarzen Tod endgültig vernichtet, war danach von Asmodinas Todesengeln verschleppt und praktisch nur durch einen Zufall und durch Damona King gerettet worden. Bei dieser Rettungsaktion war Myxin, der Magier, verschwunden. Er befand sich jetzt in einer fremden Dimension, wo, das wußte ich nicht. Ich hoffte nur, daß er noch am Leben war, denn Myxin, der Magier, war mir in letzter Zeit irgendwie an Herz gewachsen. Vor allen Dingen hatte er seine Grundeinstellung geändert. Er kämpfte nicht mehr auf der Gegenseite, sondern bei uns. Asmodina, die die Nachfolge des Schwarzen Tods angetreten hatte, war auch seine Feindin. Leider hatte Myxin im Kampf gegen die Mächte der Finsternis seine Vampire verloren, so daß er praktisch allein dastand und nun Hilfe suchte und auch fand. Bei mir.

Ich hatte ihn aus Asmodinas Reich befreien können, was mir leider nur zum Teil gelungen war. Ich drückte Myxin die Daumen, daß er wirklich noch lebte.

Aber darüber wollte ich nicht länger nachdenken. Schinken, Eier, Weißbrot und Konfitüre interessierten mich jetzt mehr als meine Arbeit.

Das Radio spielte, neben mir lag aufgeschlagen die Zeitung. Leider schmeckte der Kaffee nicht so gut wie bei Glenda Perkins, meiner Sekretärin, denn sie kochte meiner Ansicht nach den besten der Welt. Darüber ärgerte sich Jane Collins maßlos. Sie war immer noch eifersüchtig, obwohl wir nicht miteinander verheiratet sind.

Herhaft biß ich in eine Toastscheibe, wobei ich einen Blick in die Zeitung warf.

Erste Seite wie immer Politik. Ich las die Meldungen und auch den Kommentar des Redakteurs. Seite für Seite ging ich die Gazette durch, bis ich auf die Rubrik stieß, die sich mit Meldungen und Ereignissen aus aller Welt befaßte.

Da sprang mir eine Überschrift besonders ins Auge.

EIN TOTER KEHRT ZURÜCK

So etwas interessiert mich immer. Ich sah, daß der Bericht aus Palermo stammte, und die Geschichte hatte sich auch dort abgespielt.

Ein Mafioso war gestorben.

Solo Morasso.

Ich fand den Namen bühnenreif und mußte grinsen.

Zehn Sekunden später grinste ich überhaupt nicht mehr. Da blieb mir dieses buchstäblich zusammen mit Toast und Kaffee im Hals stecken, und es bereitete mir Mühe, das Zeug hinunterzuschlucken.

Der Reporter - falls er nicht gelogen hatte - berichtete auch von den Worten, die der aus dem Totenreich zurückgekehrte Mafioso in seinem Sarg stehend geschrien hatte.

Er hatte sich als Dr. Tod bezeichnet!

Doktor Tod! Für einen Moment schloß ich die Augen.

Erinnerungsfetzen tauchten auf. Ein Film, ein Turm, eine Party, Nadine Berger ...

Dann er.

Dr. Tod!

Er hatte Nadine entführt. Ich war ihm gefolgt, hatte ihn gestellt, vom Turm geworfen und ihn mit einem silbernen Nagel vernichtet.

Für alle Zeiten?

Bis jetzt nahm ich das an, nun jedoch war ich mir nicht mehr sicher. Ein Toter kehrte zurück. Unwahrscheinlich, ein Pressegag, aber der Artikel war bei all seiner reißerischen Aufmachung noch so geschrieben, daß man dem Reporter durchaus glauben konnte. Und den Namen Dr. Tod saugte man sich nicht einfach aus den Fingern.

Es war auch eine Abbildung zu sehen. Der Reporter hatte wirklich die Nerven bewahrt, als er dieses Bild schoß, das konnte ich erkennen. Der Tote stand aufrecht im Unterteil seines Sargs, hatte die Faust gereckt und den Mund geöffnet. Der Raster des Bildes war etwas groß. Trotzdem waren die flüchtenden Menschen gut zu erkennen. Für sie mußte es ein Schock gewesen sein.

Dr. Tod war also aufgetaucht. Aber was und vor allen Dingen wer steckte dahinter?

Da ich den ersten Schock überwunden hatte, begann ich nachzudenken. Ich wußte inzwischen mehr über das Dämonenreich und kannte zahlreiche ihrer Gesetze.

Wenn ein Dämon vernichtet wurde, ging seine Seele automatisch in das Reich des Spuks ein. Dort vegetierte sie dann hin alle Zeiten und konnte nicht mehr zurückgeholt werden.

Aber die Dämonen bestraften auch selbst. Hatte jemand versagt und war dabei nicht umgekommen, so wurde er von Maddox, dem Dämonenrichter, verurteilt und anschließend getötet. Dann ging seine Seele ebenfalls in das Reich des Spuks ein.

Der Spuk hatte bisher noch keine Seele wieder freigelassen. Doch Ausnahmen bestätigen die Regel, und warum sollte er hier nicht eine Ausnahme gemacht haben?

Wenn er Dr. Tods Seele freigab, dann konnte sie in einen anderen Körper fliehen.

Alter und neuer Gegner waren zwar dann nicht identisch, doch ich hatte einen Feind, der all die grausamen Eigenschaften besaß, die auch Dr. Tod >auszeichneten<.

Ein simpler Trick, aber schlimm in seinen Folgen.

Dr. Tod existierte also!

Das Frühstück schmeckte mir überhaupt nicht mehr. Diese Nachricht am frühen Morgen war schwer zu verkraften.

Ich las den Bericht noch einmal genau durch. Daß ich nach Palermo fliegen mußte, stand für mich fest. Ich hätte sonst keine ruhige Minute mehr gehabt.

Es schellte. Das Geräusch riß mich aus meinen Gedanken.
Der Blick auf die Uhr zeigte mir, daß der Zeitpunkt schon überschritten war, an dem ich mich mit Suko verabredet hatte.
Ich stand auf und öffnete.

Der Chinese lehnte am Türrahmen und schüttelte vorwurfsvoll den Kopf. »Hast du verschlafen?«

»Nein.«

»Was ist los, John? Du ziehst ein Gesicht wie zehn Tage Regenwetter. Hat man dich geärgert?«

»Komm rein«, sagte ich nur und ging schon vor.

Suko folgte mir in die Küche. Dort lehnte er sich an den Herd und stellte wieder seine Fragen.

Ich deutete auf die Zeitung. »Lies erst mal.«

Der Chinese nahm das Blatt an sich und überflog die Zeilen. Als ich gegen Dr. Tod kämpfte, kannten wir uns noch nicht. Aber ich hatte Suko genug von diesem Verbrecher erzählt. So wußte er, daß Dr. Tod kein richtiger Dämon war, sondern ein Mensch mit ungeheuer viel dämonischen Eigenschaften. Er war jedoch so grausam, daß er die Dämonen manchmal noch übertraf.

Nach einer Weile ließ Suko die Zeitung sinken. »Stimmt das?« fragte er.

Ich hob die Schultern.

»Du willst aber nach Palermo?«

»Natürlich.«

»Dann bist du auch davon überzeugt, daß dieser Solo Morasso und Dr. Tod identisch sind.«

»Das ist in der Tat der Fall.«

Suko legte die Zeitung wieder weg. »Hast du einen Verdacht, wie es über die Bühne gelaufen sein könnte?«

»Nein, das heißt ja.« Ich war schon durcheinander und berichtete Suko von meiner Vermutung.

»Dann kannst du gleich zwei Flugkarten bestellen«, meinte mein Partner, »denn dieser Typ interessiert mich schon lange. Und in Palermo war ich auch noch nicht.«

»Ein Spaziergang wird es nicht«, warnte ich ihn. »Wenn Dr. Tod tatsächlich wieder zurückgekehrt sein sollte, können wir uns auf etwas gefaßt machen.«

»Wann ist das denn passiert?« fragte er.

»Vor einigen Tagen.«

»Und was ist mit dieser Frau, zu der wir hinwollten?«

Damit sprach Suko einen Fall an, den wir eigentlich für den Vormittag vorgesehen hatten. Mich hatte am vergangenen Tag eine gewisse Carola de Marc angerufen und um einen Besuch gebeten.

Man hatte das Gespräch an mich weitergeleitet, weil diese Frau von sogenannten Schattenwesen sprach, die sie in ihren Träumen immer sah und die sie quälten. Angeblich hatte sie diese Wesen auch schon am Tage gesehen. Dieser Spur wollten wir nachgehen.

»Da fahren wir trotzdem noch hin«, sagte ich.

Suko nickte.

Ich verließ die kleine Küche und ging zum Telefon.

Sir Powell, mein Chef, hockte bereits in seinem Büro. Mit ihm sprach ich über den Artikel.

Der Superintendent hatte ihn bereits gelesen. Ich war seinem zuvorgekommen. Keine Frage, daß er mir den offiziellen Auftrag gab, nach Palermo zu fliegen. Um die Tickets würde sich Glenda Perkins kümmern.

Ich war froh, daß Sir Powell so reagierte, und wollte vor dem Abflug noch mit ihm sprechen.

»Ja, tun Sie das.«

Um es kurz zu machen: Die Träume der Carola de Marc stellten sich als Seifenblasen heraus, als reine Wichtigtuerei. Die Frau wollte nur einmal Besuch von der Polizei bekommen.

Solche Menschen gibt es auch.

Suko und ich fuhren wieder zurück. Die Koffer hatten wir bereits gepackt, so daß wir ohne großen Aufenthalt nach Palermo fliegen konnten.

Die Maschine machte in Rom eine Zwischenlandung. Zum

Glück hatten wir uns bei dieser Spinnerin nicht lange aufhalten müssen, und so bekamen wir die frühe Mittagsmaschine noch bequem.

Während des Starts dachte ich an meinen Freund Bill Conolly. Ihn hatte ich nicht angerufen, die Zeit war zu knapp gewesen. Dabei hatte Bill die Grausamkeit eines Dr. Tods am eigenen Leibe zu spüren bekommen.

Über London war der Himmel bedeckt gewesen. Je weiter wir nach Südosten flogen, um so besser wurde das Wetter. Die Wolken verschwanden, der Himmel klarte auf, über Frankreich tupften erste Strahlen gegen die Alu-Haut der Maschine, und als wir die südlichen Seealpen überflogen, schien die Sonne regelrecht zu explodieren.

Ich schloß die Augen und machte ein Nickerchen.

Wach wurde ich in Rom bei der Zwischenlandung.

Zwanzig Minuten später startete die Maschine bereits und nahm Kurs auf Palermo.

Auf lange Zollformalitäten brauchten wir uns nicht gefaßt zu machen. Sir Powell hatte bereits mit den zuständigen Behörden auf Sizilien telefoniert, wir wurden abgeholt.

Ein Kommissar Bartholo erwartete uns.

Bald glänzte unter uns das Mittelmeer. Von oben aus gesehen sah es aus wie eine riesige Wüste aus Blei. Siziliens Küste verschwamm im Dunst.

Als der Hinweis »Anschnallen« ertönte, atmeten wir auf.

Bald würde es sich zeigen, ob Dr. Tod wirklich zurückgekehrt war. Wenn ich ehrlich gegen mich selbst sein wollte, dann spürte ich schon ein etwas komisches Gefühl ...

Kaum hatten wir die Abfertigungshalle betreten, als wir schon ausgerufen wurden.

Wir sonderten uns vom Strom der Fluggäste ab und sahen einen Mann, der uns zuwinkte.

Das mußte Kommissar Bartholo sein.

Ich winkte zurück.

Der Kommissar kam uns entgegen, und wir trafen auf halbem Wege zusammen.

»Ich grüße Sie!« rief er in seinem etwas hart klingenden Englisch und drückte uns beide Hände.

Der Mann war mir auf Anhieb sympathisch. Er hatte eine runde Figur, dunkle, wieselblinke Augen und ein Gesicht, in dem die roten Pausbacken auffielen. Er trug einen braunen Anzug und ein Hemd ohne Krawatte.

Ich schwitzte, denn auch im April war es in Sizilien schon ziemlich heiß.

»Willkommen auf der schönsten Insel der Welt!« rief der Kommissar enthusiastisch, lächelte und zeigte dabei drei Goldzähne. »Hatten Sie einen guten Flug?«

»Ja, prima.«

»Dann kann ja nichts schiefgehen.«

»Fahren wir erst zum Hotel?« erkundigte ich mich.

Bartholo nickte. »Würde ich meinen. Ein Taxi brauchen wir nicht zu nehmen. Ich habe meinen Dienstwagen da.«

Ich grinste. »Phantastisch. Dann hat der Steuerzahler die ersten Spesen gespart.«

Der Kommissar lachte.

Wir verließen das Flughafengebäude und begaben uns zu den Parkplätzen, wo der Kommissar seinen Wagen abgestellt hatte. Es war ein Fiat, der schon zahlreiche Rostflecken zeigte. Bartholo bemerkte meinen mißtrauischen Blick und lachte.

»Keine Angst, Kollege, dieser Wagen hat schon mehr Kilometer auf dem Buckel, als Sie in Ihrem Leben geflogen sind.«

Ich konnte mein ungutes Gefühl nicht verbergen.

Bartholo öffnete uns die Türen. Wie eine Welle schlug uns die Hitze entgegen. Bis jetzt hatte ich meinen Krawattenknoten nicht gelockert. Ihn weiterhin stramm zu halten, wäre mir zum Verhängnis geworden. Ich riß mir den Kulturstrick vom Hals und stopfte ihn in die Tasche.

Der Kommissar lachte. »Ja, das ist nichts für Menschen aus

dem Norden«, erklärte er. »Uns macht die Wärme nichts aus. Im Gegenteil, wir empfinden es sogar noch als kühl.«

»Im Sommer werden Sie dann gebraten, wie?«

Bartholo lachte. »So schlimm ist es nicht. In Palermo weht stets ein frischer Wind. Fahren Sie erst einmal ins Landesinnere, da ist es heiß.«

»Verzichte dankend zugunsten anderer.«

Bartholo drehte die Seitenscheibe nach unten.

Als ich auf meiner Seite das gleiche probieren wollte, bemerkte ich, daß die Scheibe hakte. Eine Fingerbreite nur ließ sie sich öffnen.

»Das ist eben die Tücke des Objekts«, meldete Suko sich aus dem Fond.

Die zweite Tücke erlebten wir beim Start.

Der Auspuff röhrte wie ein Kamel auf der Wassersuche.

Doch der Fiat fuhr an.

Und wie.

Pfeifend jagte der Kommissar ihn in die Kurven. Er steuerte mit einer Hand, die andere hing lässig aus dem Fenster. Ich genoß den etwas kühleren Fahrtwind und lehnte mich zurück. Es war nicht weit bis zur Innenstadt. Über der schnurgeraden Straße flirrte die Sonne und warf blitzende Reflexe auf den Lack des Autos.

Viel Verkehr herrschte nicht. Die meisten Menschen hielten ihre Mittagspause.

Das Hotel hieß Bella Vista und lag im Zentrum von Palermo. Ich freute mich auf eine Dusche und darauf, daß ich mich umziehen konnte.

Wir sprachen über Solo Morasso.

»Bei uns herrscht die Meinung, daß er scheintot gewesen ist«, erklärte der Kommissar.

»Möglich.«

Bartholo grinste. »Aber deswegen sind Sie nicht hergekommen, Kollege. Sie haben bestimmt noch einen anderen Verdacht, wenn ich mich nicht irre.«

»Ja, Seelenwanderung.«

Bartholo bremste und schimpfte, weil ein mit Obstkisten beladener Lastwagen zu langsam fuhr. Überholen konnte er auch nicht, er mußte warten.

»Wie ist das zu erklären?« fragte er mich.

»Die Seele eines Verstorbenen kehrt in einen anderen Körper zurück und erweckt diesen zum Leben, mal ganz simpel ausgedrückt.«

»Aha. Daran glauben Sie?«

»Wäre ich sonst hier?«

Bartholos Blick fiel schräg von der Seite auf mich. »Mal ehrlich, Kollege, so sehen Sie mir gar nicht aus.«

»Sie halten mich für einen Spinner?«

»Das haben Sie gesagt.«

Ich lachte. »Es ist müßig, über dieses Thema zu diskutieren. Vielleicht werden mir die Ereignisse recht geben.«

»Sie sind in Italien bekannt. Der Fall des Dogen in Venedig hat sich auch bis nach Sizilien herumgesprochen. Ich weiß einiges aus den Akten.«

»Aber Sie glauben es nicht?«

»Nicht so recht.«

»Hat man diesen Solo Morasso inzwischen gefunden?« wollte ich wissen. »Oder weiß man mehr über sein Versteck?«

»Nein.«

»Erzählen Sie mir über diesen Mann.«

Bartholo war sehr gesprächig. Ich erfuhr eine ganze Menge über Solo Morasso und auch über die Mafia in Sizilien.

Natürlich hatte ich mich schon früher mit der Mafia beschäftigt. Sie hatte wirklich Macht. Die »Ehrenwerte Gesellschaft«, wie sie sich nannte, steckte in fast jedem Geschäft, und niemand auf der Insel wußte, wer für die Mafia arbeitete. Ob Politiker, ob Bauer oder Polizist, ihr langer Arm reichte überallhin.

Ich hörte auch von einem Gerücht, das die Runde machte. Morasso sollte ein Hobby gehabt haben: die Medizin!

Jedoch auf eine Art und Weise, wie sie normalerweise nie geduldet wurde.

Morasso experimentierte mit Menschen!

Ein Gerücht - aber ich konnte mir vorstellen, daß daran einiges stimmte. Auch Dr. Tod war ein Wissenschaftler gewesen, der hinterher allerdings durchgedreht hatte. Und was lag näher, als seiner verbrecherischen Seele einen Gastkörper zu geben, der nahezu die idealen Voraussetzungen seines ersten Lebens erfüllte.

Die Zeichen kristallisierten sich immer stärker heraus, und mir wurde klar, daß wir es wirklich mit Dr. Tod zu tun hatten.
»Was sagen seine Leute?« fragte ich den Kommissar.

»Nichts.«

»Wieso?«

»Omerta!«

Ich lächelte bitter. »Das Gesetz des Schweigens?«

»Genau. In Sizilien wird es angewendet.«

»Und Sie sind machtlos?«

Der Kommissar hob die Schultern. Die Geste sagte genug. Seit Jahren kämpften einige Polizisten vergeblich gegen den Mafiaterror an.

Viele aufrechte Menschen hatten ihr Leben lassen müssen, und es lag auf der Hand, daß manche resignierten.

Vor uns lag die Stadt.

Ich sah Hochhäuser in der Sonnenglut. Scheiben blitzten wie große Sterne, wenn sie von den Strahlen getroffen wurden. Ein roter Hubschrauber flog auf eines der Gebäude zu und landete auf dem Dach.

Trotz des Fahrtwindes war es im Wagen noch immer stickig. Zudem hatte der Verkehr zugenommen. Aus den Auspuffrohren trieben Abgase durch die heruntergelassenen Scheiben des Fiat.

Den Kastenwagen sah ich, als er über eine Auffahrt preschte. Es war ein grüngraues Fahrzeug. Hinter dem Fahrerhaus begann wie ein Buckel der Aufbau.

»Der fährt viel zu schnell!« rief ich dem Kommissar zu.

»Er muß warten!«

Das tat der Fahrer nicht. Im Gegenteil, er gab noch Gas, und wie es aussah, würde er gleichzeitig mit uns auf die Fahrbahn gelangen.

Bartholo zischte einen Fluch.

Er bremste.

Zu spät, der Wagen war schon heran. Entweder hatte der Fahrer geschlafen, oder er war betrunken, so konnte man doch gar nicht fahren.

Auf einmal war der Kastenwagen neben uns. Ich sah das entsetzte Gesicht des Fahrers. Der Kommissar bremste, der Mann im Lieferwagen zog sein Gefährt nach rechts, und dort befanden sich die weißen Leitplanken der Auffahrt.

Der Wagen wurde zwar noch herumgerissen, doch er schleuderte und krachte mit dem Heck gegen die Planken.

Der Aufprall war so wuchtig, daß der Lieferwagen wieder auf die Fahrbahn zurückgeworfen wurde und dann im rechten Winkel zur Leitplanke stehenblieb.

Andere Fahrzeuge wurden abgebremst. Rasch entstand an der Auffahrt ein Stau.

Auch Kommissar Bartholo hatte gestoppt. Er brachte den Fiat bis dicht an die Leitplanke und riß die Tür auf.

Ich verließ den Wagen ebenfalls, drängte mich zwischen Autotür und Leitplanke ins Freie und sah den Kommissar wild gestikulierend auf den Lieferwagen zurennen.

Suko war auch ausgestiegen, denn der Unfallwagen interessierte uns.

Dessen Fahrer ließ sich vorerst nicht blicken.

Vielleicht war er verletzt.

Ich rannte schneller als der Kommissar und war als erster an der Unglücksstelle, wo die Leitplanke in einer Schlangenlinie weiterlief.

Als erster stand ich an der Wagentür, faßte den Griff und riß die Tür auf.

Der Fahrer hockte auf dem Sitz und grinste mich an. Er hatte gut lachen, denn ich war wehrlos, während er eine Pistole auf mich gerichtet hielt ...

Zunächst glaubte ich zu träumen.

Das durfte doch nicht wahr sein! Der Fahrer rammte die Leitplanke und bedrohte Menschen, die ihm helfen wollten, mit einer Waffe.

Es sei denn, er hatte etwas zu verbergen.

Ich handelte sofort.

Blitzschnell rammte ich die Tür zu und warf mich gleichzeitig zur Seite.

Der Kerl drückte ab.

Zwischen Tür und Rahmen jagte die Kugel durch den Spalt, pfiff an meinem Kopf vorbei, und ich bekam aus den Augenwinkeln mit, daß auch Suko sich zu Boden warf, denn er wäre fast von dem Geschoß getroffen worden.

Ich lag flach.

Meine Beretta steckte nicht im Halfter, sondern lag im Koffer. Und der befand sich in Bartholos Wagen.

»He, was ist denn da los?« schrie der Kommissar. Er hatte den Schuß wohl nicht gehört, weil er sich zu weit vom Führerhaus entfernt befand.

Ich gab keine Antwort, sondern kroch zum Heck des Lieferwagens, während Suko den guten Kommissar packte und ihn hinter ein Auto in Deckung schob.

Ich hörte, wie Suko ihm erklärte, daß auf mich geschossen worden war. Der Kommissar fluchte.

Mittlerweile standen nicht nur auf der Auffahrt die Wagen still, sondern auch auf der Fahrbahn.

Ein Verkehrschaos bahnte sich an.

Ich aber wollte den Schießer.

Auf der anderen Seite des Fahrerhauses kletterte er aus dem Wagen. Die Tür schwang auf, dann erschien seine in einem

grünen Overall steckende Gestalt.

Ich zeigte mich nicht, denn der Knabe hielt seine Waffe schußbereit in der Rechten.

Blitzschnell jumpte er vom Trittbrett, hatte kaum die Straße berührt, da stieß er sich wieder ab und sprang schräg über die Leitplanke.

Dahinter begann ein Hang. Nicht bepflanzt, sondern nur aus angeschütteter Erde bestehend. Sie schimmerte braungelb, und es wallte eine Staubwolke hoch, als der Mann mit beiden Beinen zuerst den Boden berührte.

Die Staubwolke gab mir Deckung.

Aus dem Stand jagte ich los, sprang ebenfalls über die Planke und sah den Kerl nur ein paar Yards vor mir. Er hatte das Gleichgewicht nicht halten können und rutschte weiter.

Auch ich ruderte mit den Armen. Meine Füße glitten weg. Der schräge, staubige Hang kam mir vor, als wäre er mit Schmierseife eingerieben.

Dann sah der andere mich.

Damit er sich besser abstützen konnte, hatte er sich schräg aufgebaut, jetzt drehte er sich um 90 Grad und grinste mich wild an.

Langsam hob er den rechten Arm.

Zu langsam ...

Mit einem Hechtsprung flog ich auf ihn zu und prallte gegen ihn. Gleichzeitig schlug ich seinen Waffenarm zur Seite, und ich hörte dicht an meinem linken Ohr seinen wütenden Schrei. Dann krachten wir zu Boden.

Es ging abwärts.

Ineinander verkrallt und uns immer wieder überschlagend, rollten wir die zweite Hälfte des Hangs hinab. Unten befand sich ein hüfthohes Gitter.

Ich prallte zuerst dagegen und bekam ein Knie gegen den Hals.

Sekundenlang kriegte ich keine Luft mehr. Der Kerl riß mich hoch und wollte mit der Faust zuschlagen.

Meine Linke wühlte sich dicht über der Gürtelschnalle in seine Körpermitte und schleuderte ihn über das Gitter. Die Waffe hatte er verloren, und mit dem Rücken zuerst schlug er auf. Er war auf einem flachen Hausdach gelandet. Hüttenähnliche Bauten flankierten hier, direkt am Hang stehend, eine schmale Straße. Ein paar Fernsehantennen blitzten in der Sonne, aus den Schornsteinen stieg kein Rauch.

Ich setzte nach.

Vom Hangende her rutschte mir Suko entgegen. Er winkte. Ich wußte ihn als Rückendeckung und wurde unvorsichtig. Als ich mich im Sprung über das Gitter befand, schleuderte mir mein Gegner eine Dreckfontäne mitten ins Gesicht.

Die Ladung saß.

Ich war erst einmal geblendet, hustete mich frei und rieb mir den Staub aus den Augen. Tränenschleier vernebelten mir die Sicht. Schemenhaft sah ich die Gestalt des Kerls am Dachrand. Dann war sie verschwunden.

Ich nahm die Verfolgung auf.

Am Dachrand blieb ich stehen und schaute nach unten. Die Straße lief in einer Schrägen vorbei. Der Schießer rannte nach rechts weg, genau dorthin, wo ein großer Lastwagen langsam rückwärts rollte.

Ich wußte nicht, warum und weshalb er zurückrollte, vielleicht hatte sich die Bremse gelöst, auf jeden Fall lagen auf der Ladefläche zahlreiche dünne Bleche.

Da die hintere Klappe offenstand, gerieten die Bleche ins Rutschen.

Der Schießer rannte weiter. Dabei schaute er sich nach mir um und sah nicht den Lastwagen und die rutschenden Bleche. Ich schrie ihm eine Warnung zu, er hörte nicht. Und als er es schließlich bemerkte, war es zu spät.

Die ersten Bleche rutschten von der Fläche. Selbst ich hörte die scheppernden Geräusche. Der Mann im grünen Overall vernahm sie und hätte jetzt noch die Chance gehabt, sich zur Seite zu werfen.

Das tat er nicht. Dann war es zu spät.
Ich vernahm nur noch einen Schrei, der urplötzlich verstummte. Ich schaute nicht hin, denn ich wußte auch so, was geschehen war. Die Bleche hatten den Mann geköpft.
»O verdammt!« flüsterte Suko neben mir. Ich hatte nicht gehört, daß er heran war. Erst als der Lastwagen mit der Rückseite gegen eine Hausmauer krachte, erwachte ich wie aus einer tiefen Betäubung.
Langsam schritten Suko und ich zurück ...

Kommissar Bartholo erwartete uns bereits. »Holen Sie die Mordkommission«, sagte ich, »der Mann ist tot.«
Bartholo wurde bleich. »Wieso denn?«
Ich erstattete Bericht.
»Mein Gott«, flüsterte er und setzte ein paar Worte in seiner Heimatsprache hinzu. Dann rannte er zu seinem Wagen.
Ich klopfte mir den Staub aus dem Anzug.
»Konntest du nichts machen?« fragte Suko.
»Nein.«
Wir sprachen leise, denn es hatte sich inzwischen ein Ring Neugieriger um die Unfallstelle versammelt. Jeder wollte da sein, und alle wußten sie es besser.
Der Lieferwagen, von dem das ganze Dilemma ausgegangen war, stand noch immer im rechten Winkel zur Planke. Die Landeklappe war aufgesprungen. Niemand interessierte sich für den Wagen.
Nur Suko und ich schauten hinein.
Viel konnten wir nicht erkennen, da es auf der Ladefläche ziemlich dunkel war.
»Ich klettere mal hinauf«, sagte ich.
Es stank im Laderaum des Wagens, und ich verzog das Gesicht. Auf dem Boden schimmerte etwas. Als ich genauer hinschaute, erkannte ich mehrere kleine Pfützen.
Erst ziemlich spät sah ich die Kiste. Sie stand fast an der

Rückwand des Führerhauses. Ich bückte mich und klopfte die Kiste ab. Sie bestand aus Blech. Jetzt erst fiel mir auf, daß auch die Innenwände des Aufbaus mit Blech ausgekleidet waren.

»Ist was?« hörte ich Sukos Stimme.

Ich drehte mich um. Sein Oberkörper hob sich vor dem Dunkel der Ladefläche deutlich ab. »Nur eine Kiste.«

»Schaff sie her, dann sehen wir nach.«

Das Ding war schwer. Ich suchte nach Griffen, fand nur einen. Der war an der schmaleren Stirnseite befestigt.

Mit beiden Händen faßte ich zu und zog, so gut es ging. Die Kiste rutschte über den Boden. Stückweise schaffte ich sie vor. Suko konnte das nicht mehr mit ansehen, kletterte auf die Fläche und half mir.

»Draußien ist der Hund los«, sagte er. »Wo du hinschaust, nur Polizei.«

»Und der gute Bartholo?«

»Dreht fast durch.«

»Das kann ich mir vorstellen. Es ist ja auch verflixt viel auf ihn eingestürmt. So etwas ist er gar nicht gewohnt, trotz Mafiaherrschaft.«

»Da sagst du was.«

Endlich stand die Kiste dicht am Ende der Ladefläche. Für uns beide war es ein schönes Stück Arbeit gewesen.

»Hoffentlich kriegen wir die auch auf«, murmelte Suko. »Ich bin gespannt, was darin ist.«

»Frag mich mal.«

Wir untersuchten die Kiste genauer, indem wir sie abtasteten. Suko fand einen Verschluß.

Ich ging um die Kiste herum und trat neben ihn. Der Chinese kniete. Er packte mit Daumen und Zeigefinger den Riegel. Als er nicht zurückfuhr, schlug er mit der Handkante gegen die vorspringende Riegelecke.

Jetzt glitt er zurück.

Ich hob den Deckel hoch.

Auch diese Kiste war mit Blech ausgekleidet. Und sie war bis

zur Hälfte gefüllt. Zwischen den einzelnen Blechverkleidungen klemmte ein längliches Paket. Man hatte es mit Tüchern umwickelt.

»Ein Mensch ist es nicht«, meinte Suko. »Dafür ist die Kiste zu klein.«

Ich hob die Schultern und packte mit beiden Händen die Ränder der Tücher.

Sorgfältig schlug ich sie zurück.

Kälte strahlte mir entgegen. Schon vorhin war mir aufgefallen, daß es im Innern der Kiste ziemlich kühl war.

Jetzt sah ich den Grund.

Vor uns lag ein Eisblock.

Und in ihm eingefroren - ein Mensch!

Mein Atem stockte.

Dafür stieß Suko scharf die Luft aus.

Mit allem hatte ich gerechnet, nur nicht mit dieser makabren Überraschung.

»Das ist ...«, flüsterte ich, denn mir fehlten einfach die Worte, um weiterzusprechen.

Nun wurde uns auch klar, warum trotz der Größe ein Mensch in die Kiste paßte. Die Beine waren angezogen, die Knie befanden sich auf einer Höhe mit der Hüfte.

Vor uns lag ein Mann, und er war nackt. Den Kopf hatte er zwischen die Schultern gezogen, vom Profil war kaum etwas zu sehen, weil die Haare es verdeckten.

Ein schauriger Anblick.

»Damit habe ich niemals gerechnet«, flüsterte Suko und deckte den Eisblock wieder zu, wobei er mich fragend anschaute.

Ich nickte und sprang nach draußen.

Die Menschen sah ich kaum, meine Gedanken drehten sich nur um die schaurige Entdeckung.

Wer beging solch ein verabscheuungswürdiges Verbrechen

und fror einen Toten ein? Da gab es eigentlich nur einen, dem ich dieses zutraute.

Dr. Tod!

Schon vor Jahren hatte er sich mit schrecklichen Experimenten befasst, und jetzt schlug er wieder zu. Dr. Tod in Palermo. Er hatte bereits einen schlimmen Einstand gegeben. Brutal und gnadenlos ...

Und der Zufall hatte uns über einen seiner Helfer stolpern lassen. War es wirklich ein Zufall oder ein gelenkter Schachzug der Gegenseite? Ich wußte es nicht.

Carabinieri hatten die Straße schon abgesperrt. Einige waren auch dabei, die Gaffer zu vertreiben. Auf der Gegenseite rollte der Verkehr langsam weiter.

Der Kommissar kam. Seinem Gesicht war anzusehen, daß er die Welt nicht mehr verstand.

»Was ist nur los in diesem Land?« fragte er.

»Die Hölle«, antwortete ich leise.

»Das habe ich gemerkt.« Bartholo schwitzte so stark, daß er mit einem Tuch sein Gesicht abwischen mußte.

Ich sah an seiner staubigen Kleidung, daß auch er den Hang hinuntergerutscht war. Dabei stand ihm der zweite Schock noch bevor.

»Sie haben sich die Leiche angesehen?« fragte ich ihn.

»Ja«, flüsterte er und nickte. Dabei schluckte er noch, und sein Adamsapfel hüpfte auf und nieder. »Grauenhaft. Sie haben die Bleche weggeschafft. Man kann gar nicht beschreiben, wie er ausgesehen hat. So etwas habe ich noch nie in meinem Leben ...« Er brach ab.

»Was ist mit dem Fahrer des Lastwagens?« wollte ich wissen.

»Der steht unter einem Schock. Er hatte die Handbremse nicht angezogen, und da ist es eben passiert.«

Ich nickte. Dieser Mann würde seines Lebens nicht mehr froh werden. Ein Versäumnis nur, und er trug die Schuld am Tod eines Menschen. Auch wenn diese Person ein Verbrecher gewesen war.

Jetzt wußte ich auch, weshalb der Fahrer so schnell geschossen hatte. Niemand sollte die Leiche sehen, aber der Griff zur Waffe hatte ihm auch nichts genutzt, und wahrscheinlich war er in Panik geraten.

Mehrere Beamte riefen nach dem Kommissar, doch ich wollte ihn nicht weglassen.

»Sagen Sie denen, Sie kämen später!«

»Warum?«

Ich legte Bartholo eine Hand auf die Schulter. »Ich möchte Ihnen etwas zeigen!«

»Und wo?«

Ich deutete auf die offene Ladefläche.

Bartholo trat näher. Um jedoch einen Blick in die Kiste werfen zu können, mußte er bei seiner Größe auf die Ladefläche steigen.

Ich half ihm.

Suko hatte den Deckel vorhin geschlossen, jetzt hob ich ihn wieder hoch.

Der Kommissar sah den Toten!

Bartholos Mund öffnete sich. Der Polizist stieß ein undefinierbares Geräusch aus.

Suko schloß den Deckel.

»Was sagen Sie dazu?« fragte ich den Kommissar.

»Das - das ist unmöglich!« hauchte er. »Das darf nicht wahr sein. So etwas gibt es doch nicht.« Seine Stimme wurde schrill.

»Leider gibt es so etwas«, erwiderte ich. »Leider ...«

»Wer hat das getan?«

Ich hob die Schultern. »Es gibt eigentlich nur einen, der dafür in Frage kommt.«

»Solo Morasso!«

»Sie sagen es, Kommissar.«

Vor der Ladefläche unterhielten wir uns weiter. »Was soll mit der Leiche geschehen?« erkundigte sich Bartholo.

»Wir werden sie ins Gerichtsmedizinische Institut zur Untersuchung schaffen«, erwiderte ich.

»Fragt sich nur, woher der Fahrer kam und wo er damit hinwollte?«, murmelte der Kommissar.

Die Frage hatte ich mir auch schon gestellt, doch keine Antwort gefunden. War der Fahrer vielleicht auf dem Weg zu Dr. Tod gewesen? Oder sollte er die Leiche woanders hinschaffen.

»Kannten Sie den Toten nicht?« wandte ich mich an den Kommissar.

»So genau habe ich ihn mir nicht angesehen.«

»Dann sollten Sie sich ihn noch einmal anschauen.«

Er nickte gottergeben.

Wir kletterten wieder auf die Ladefläche, und Suko öffnete zum zweitenmal den Deckel.

Diesmal sah der Kommissar genau hin.

Wir ließen ihm Zeit. Schweiß hatte sich auf Bartholos Stirn gebildet, sie fiel in Tropfen zu Boden. Das Eis schmolz auch langsam dahin. Wenn wir noch lange warteten, war der Tote vom Eis befreit.

»Tja«, meinte der Kommissar, »ich glaube, der kommt mir bekannt vor.«

»Wer ist es?«

»Dino Lara.«

»Damit können wir nichts anfangen«, meinte Suko.

»Das glaube ich Ihnen gern. Lara und Morasso waren Feinde. Der eine versuchte den andern immer zu übertrumpfen. Als Morasso starb, starteten Laras Leute einen blutigen Überfall auf eine Pizzeria. Es hat drei Tote gegeben, sie gehörten zu Morassos Mannschaft. Jetzt hat sich Solo gerächt.«

Ich nickte. »Das ist ein Motiv.«

»Die Leiche muß aber weg!« sagte der Kommissar.

Dafür war ich auch. »Haben Sie keinen Wagen, der die Kiste wegschafft?«

»Doch«, erwiderte der Kommissar. »Ich muß nur eben noch telefonieren.«

Er lief zu seinem Dienstwagen, sprach unterwegs mit einigen

Uniformierten und zeigte zu Suko und mir herüber.

Ich rauchte eine Zigarette.

Fünf Minuten später kam der Kommissar zurück. »Alles

klar«, meldete er, »sie schicken einen Wagen.«

Wir waren zufrieden.

»Ich kann es noch immer nicht begreifen«, stöhnte Bartholo.

»Wirklich, es ist grauenhaft. Wenn dieser Solo Morasso wirklich eine lebende Leiche und damit gegen Kugeln immun ist, wie wir es erlebt haben, wie soll man ihn dann töten?«

»Es gibt da einige spezielle Methoden«, erwiderte ich.

»Aber dazu müßte man ihn erst haben.«

Ich nickte. »Genau, mein lieber Kommissar. Das ist das große Problem. Als Lebenden haben Sie ihn schon nicht packen können. Als Wiedergänger wird er sich noch mehr vorsehen.«

Der Meinung schloß sich auch Suko an. Und der gute Kommissar wurde immer fahler im Gesicht.

Der Keller war zu seinem Reich geworden!

Was heißt Keller, nein, ein gewaltiger Komplex unter dem großen Grundstück des Mafioso. Schon zu seinen Lebzeiten hatte Morasso die einzelnen Räume und Abteilungen anlegen lassen. Da war vor allen Dingen das Labor, das ihn immer wieder anzog. Es hätte ebensogut in ein modernes Krankenhaus gepaßt, aber Morasso dachte nur an seine Privatforschungen. Es gab auch Aufenthaltsräume, Waffenkammern und Zimmer, in denen Proviant lagerte. Eine Schalt- und Überwachungszentrale war ebenso vorhanden wie Ruheräume. Dr. Tod residierte hier unten. Niemand hatte ihn nach seiner Flucht aus dem Sarg persönlich gesehen. Wenn er mit seinen Leuten sprach, dann nur über Bildschirm. Dort erschien sein Konterfei. Meistens gab er Anordnungen oder strikte Befehle. Das Herz dieser Anlage jedoch waren die großen Kühlkammern. Da fror er die Toten ein, um sie später wieder ins Leben zurückzurufen.

Wie Dr. Tod dies anstellte, war sein Geheimnis. Da ließ er sich von keinem auf die Finger schauen.

Noch etwas war interessant. Von seinen unterirdischen Labors aus gab es einen Verbindungsgang zur Gruft, in der er beigesetzt werden sollte.

Ein idealer Fluchtweg.

Dr. Tod war zufrieden. Er hatte jetzt mehrere Tage Zeit gehabt, sich zu akklimatisieren, und er hatte es gut überstanden. Vor allen Dingen hielt er die Zügel seiner Organisation wieder fest in der Hand. Seine Männer hatten sich damit abgefunden, daß er von den Toten auferstanden war. Morasso hatte eine simple Erklärung abgegeben. Irrtum der Ärzte, scheintot. Das reichte.

Er hatte die Macht, die Mafia hatte die Macht. Und niemand wagte aufzumucken, denn wer so etwas hinter sich hatte, bei dem konnte es nicht mit rechten Dingen zugehen, das wenigstens war die Meinung der einfachen Leute. Und deshalb kuschten sie.

Zufrieden lehnte sich Dr. Tod in seinem Sessel zurück. Er hockte im Arbeitszimmer, einem gewaltigen Raum mit schalldichter Isolierung und künstlichem Sonnenlicht.

Um Dr. Tod herum befand sich eine halbkreisförmige Konsole. Matt glänzten die Scheiben zahlreicher Monitore. Mikrophone, Telefonapparate, eine Schalttafel, alles befand sich in Reichweite des Mannes.

Dr. Tod trug einen grünen Anzug, overallähnlich geschnitten und mit einem kleinen Emblem auf der linken Brustseite.

Es zeigte einen Totenschädel!

Dieser Schädel sollte fortan das Erkennungszeichen der Männer sein, die für Dr. Tod arbeiteten. Er hatte vor, seine Organisation weltweit auszubauen, sie sollte den gesamten Erdball beherrschen und derjenigen zum Sieg verhelfen, die Dr. Tod wieder ins Leben zurückgerufen hatte.

Asmodina!

Sie hatte in Morasso einen unbedingt treuen Ergebenen

gefunden. Denn auf seine Weise war der Verbrecher dankbar.
Er würde sich nie gegen die Teufelstochter stellen.

Noch ahnte keiner seiner Männer, was wirklich mit ihm los war. Daß er sich gar nicht mehr als Mensch bezeichnen konnte, aber auch nicht als Dämon. Man konnte ihn einen Dämonenmenschen nennen.

Äußerlich sah er wie ein Mensch aus, auch wenn seine brutalen Gesichtszüge auffielen, doch innerlich dachte er wie ein Geschöpf der Finsternis. Er hatte sämtliche menschliche Eigenschaften abgelegt. Dr. Tod diente allein der Hölle. Und er war ungeduldig. Es sollte vorangehen, die Vorbereitungen hatten seiner Meinung nach viel zu lange gedauert, jetzt mußte sein Plan langsam Erfolg zeigen. Das hieß Eliminierung aller Gegner.

Und mit einem wollte er beginnen.

Der Mann hieß Dino Lara!

Schon zu seinen normalen Lebzeiten hatte sich Dr. Tod über ihn nicht nur geärgert, sondern er hatte ihn gehaßt, denn Dino Lara vertrat die Auffassung, daß Palermo groß genug für zwei Dons war. Es hatte harte Diskussionen gegeben, bis es dann zum offenen Gewaltausbruch kam. Lara schlug zu. Es starben drei Leute auf Morassos Seite. Doch bevor Morasso zum Gegenschlag ausholen konnte, überraschte ihn der Infarkt. Nun war er wieder da, und Lara hatte sich zu früh gefreut. Noch heute sollte ihn die Rache treffen.

Dr. Tod hatte ihn bei lebendigem Leibe einfrieren lassen, den Eisblock in eine Kiste verpackt und einen seiner Männer losgeschickt, um die Fracht vor Laras Hauptquartier abzustellen. So lautete sein Plan.

Dann aber gab es noch ein Problem.

John Sinclair!

Dieser Geisterjäger war der absolute Todfeind des Mafioso. Und er sollte und mußte sterben. Asmodina hatte nicht umsonst die Spuren gelegt, Sinclair mußte einfach in Palermo eintreffen.

Wenn er da war, dann gab es keine Rettung mehr. Dr. Tod hatte sich bereits ein Ende für Sinclair ausgesucht. Auch er sollte in der Kältekammer eingefroren werden.

Als er daran dachte, verzog sich sein kantiges Gesicht zu einem bösartigen Grinsen. In Gedanken malte er sich aus, wie Sinclair einem langsamen Tod entgegensechte.

Eine grüne Lampe flackerte auf, und gleichzeitig ertönte ein Summtion.

Jemand wollte Dr. Tod sprechen.

Morasso hob den Hörer eines seiner zahlreichen Telefone ab und meldete sich mit einem knappen »Ja?«

Es knackte zweimal, dann vernahm er eine dünne Stimme.

»Er ist angekommen.«

»Wo bist du?« fragte Morasso.

»Auf dem Flughafen!«

»Du hast ihn gesehen!«

»Ja!«

»Und?«

»Ein Kommissar hat die beiden abgeholt.«

Morasso lachte. »Ich weiß schon. Sicherlich dieser Bartholo. Aber wieso die beiden?«

»Er hat noch einen Mann mitgebracht«, berichtete der Mann vom Flughafen.

»Und wen?«

»Ich kenne ihn nicht, aber er ist ein Chinese.«

Dr. Tod überlegte. Sinclair kam mit einem Chinesen? Sollte er sich einen neuen Partner zugelegt haben? Bisher war ihm nur dieser Reporter bekannt. Wie dem auch sei, ob Chinese oder Neger, sterben mußten beide.

»Was ist dann geschehen?« fragte Morasso,

»Sie sind zusammen mit Bartholo in einen Wagen gestiegen und abgefahren.«

»Weiter dranbleiben«, sagte Morasso und legte auf.

Er lächelte kalt. Es war alles vorbereitet. Spitzel hatten ihm gemeldet, in welchem Hotel Sinclair absteigen wollte. Es war

das »Bella Vista«, direkt im Zentrum. Wenn Sinclair dort eintraf, würde er schon die erste Überraschung erleben. Man wartete bereits auf ihn. Und dann dauerte es nicht lange, bis der Geisterjäger vor seinen Füßen lag. Das war für Dr. Tod die größte Freude.

Er war wohl der einzige Mensch gewesen, dessen Seele im Reich des Spuks dahinvegetierte. Zwischen den schwarzen Dämonenseelen mußte er warten, bis die Erlösung kam.

Gehofft hatte er immer, schließlich war es soweit gewesen. Und eigentlich blieb Asmodina auch nichts anderes übrig, denn Sinclair hatte im Laufe der Jahre große Erfolge errungen. Er hatte Gegner besiegt, die fast als unbesiegbar galten. Es war ihm sogar gelungen, den Schwarzen Tod zu erledigen. Damit hatte niemand gerechnet.

Dr. Tod stand auf. Ein paarmal lief er in dem großen Raum auf und ab, wobei er mit sich selbst redete. Er schmiedete grausame Pläne und setzte sich dann abrupt wieder hin.

Zwei Knopfdrücke, und die Monitore gaben Bilder zurück. Fernsehkameras überwachten sein riesiges Grundstück. Sie beobachteten mit ihren künstlichen Augen jede Ecke.

Ruhig lag das Grundstück im gleißenden Sonnenlicht. Nichts rührte sich auf dem gewaltigen Areal. Holunder und Hibiskus blühten. Dazwischen stießen Agaven ihre breiten Blätter in die Höhe, und die Wedel der Palmen bewegten sich im leichten Wind.

Mehrere Wasserspeier drehten sich um die eigene Achse und besprengten den kurzgeschorenen Rasen, der wie ein glatter grüner Teppich wirkte.

Dr. Tod war zufrieden.

Dann kam der nächste Anruf.

Renato Gitti, einer seiner Vertrauten, wollte ihn sprechen. Und Gitti hatte schlechte Nachrichten.

»Sie haben ihn erwischt«, meldete er, wobei sich seine Stimme fast überschlug.

»Wen haben sie erwischt?«

»Den Fahrer!«

Morasso schaltete schnell. »Ist der Tote gefunden worden?«
»Wahrscheinlich!«

Morasso merkte, wie die Wut in ihm hochstieg. »Wie konnte das passieren?« knirschte er.

»Es war ein Unfall«, meldete Gitti. »Unser Fahrer wollte besonders schnell sein und ist gegen die Leitplanke geprallt. Fast hätte er noch einen Fiat gerammt, und wissen Sie, wer in diesem Wagen saß?«

Dr. Tod schaltete schnell. »Doch nicht etwa dieser Sinclair mit dem Chinesen und dem Kommissar?«

»Doch!«

Morasso fluchte.

»Was sollen wir machen?« fragte Gitti.

Dr. Tod entschied sich blitzschnell. »Nichts macht ihr. Es bleibt alles beim alten.« Dann legte er auf.

In seinem Innern kochte es. Plötzlich war sein sorgsam ausgetüftelter Plan durcheinandergeraten. Nur wegen der Dummheit einer Hilfskraft war dieser Bluthund Sinclair bereits jetzt auf seine Spur gestoßen.

Nun war er gewarnt!

Morasso blieb stehen. Nein, er würde den Plan nicht umwerfen. Sinclair sollte seinen Empfang bekommen. Wenn er erst einmal hier war, dann sah sowieso alles anders aus.

Immer noch wütend verließ Dr. Tod seinen Überwachungsraum. Ein breiter Korridor nahm ihn auf. Rechts und links glatte Betonwände. Unter der Decke hingen Leuchtstofflampen, die ihr grettes Licht auf den Boden warfen.

Dr. Tod schritt den Gang bis zum Ende durch. Er blieb vor einer Metalltür stehen.

Ab hier begann ein Bereich, der für ihn der wichtigste überhaupt war. Denn hinter der Stahltür erstreckten sich die zahlreichen Laborräume und die Kältekammern.

Letztere waren für seine Forschungen am wichtigsten.

Nur Dr. Tod besaß die Schlüssel zum Labortrakt. Er mußte

drei Schlosser öffnen, bevor er die Tür aufziehen konnte. Es schwachte, als sie nach außen schwang.

Kalte Luft strömte Morasso entgegen. Im ersten Moment schauderte er, doch dann betrat er sein Reich.

Die Räume waren in mehrere Zellen unterteilt. Und vor jeder Zelle befand sich eine Tür mit Guckloch, durch das man ins Innere blicken konnte.

Und jede Zelle war besetzt.

Solo Morasso blieb vor der ersten stehen. Er preßte sein linkes Auge gegen das Guckloch und schaute hinein.

Schwaches Licht erhellt die Kammer. Es fiel auch auf einen nackten Mann, dessen Haut mit Eis überzogen war. Er stand auf dem Boden, seine Arme wurden von Ringen gehalten, damit er nicht umkippte.

Die nächste Zelle bot das gleiche Bild, die übernächste ebenfalls. Auch Frauen hatte Dr. Tod eingefroren. Arme Menschen, an denen er seine Versuche vornehmen wollte.

Die letzte Zelle in der Reihe war noch frei. Dafür stand jedoch ein Name vor der Tür.

John Sinclair!

Das Polizeigebäude war ein uralter Bau mit breiten, hohen Gängen, geraden Wänden, langen Treppen und kahlen Fluren. Auch wenn man leise sprach, schallte die Stimme.

Es war angenehm kühl zwischen den Mauern, das empfand ich als Vorteil.

Kommissar Bartholo, Suko und ich gingen auf einen Paternoster zu, der uns in den Keller brachte.

Wie Bartholo erklärt hatte, befand sich dort unten das Gerichtsmedizinische Institut.

»Dottore Manzini ist ein guter Arzt«, erklärte er uns während der Fahrt. »Ihn kann so leicht nichts erschüttern.«

Ich lächelte. »Hoffentlich.«

Menschen in weißen Kitteln begegneten uns im Keller.

Einmal wurde eine Bahre vorbeigeschoben. Unter dem Laken lag eine Gestalt. Das weiße Tuch zeigte Blutflecken.

Der Gang machte einen Knick nach links, und ein paar Schritte weiter befand sich eine Stahltür, die der Kommissar uns öffnete.

Vor uns lag ein großer gefliester Raum. In der Mitte standen mehrere Holztische, auf denen die Leichen untersucht wurden. Es roch nach scharfen Desinfektionsmitteln, und eine Klimaanlage summte.

Ich fröstelte.

Die Atmosphäre dieser Sezierräume ist überall auf der Welt gleich. Ich mochte sie nicht, denn hier wurde man immer hautnah mit dem Tod konfrontiert.

Die Ärzte jedoch machten sich darüber kaum Gedanken. Es war ihr Job, hier zu arbeiten, mehr nicht.

Ein Tisch war belegt. Ich erkannte den Toten aus dem Wagen. Das Eis war bereits abgetaut. Als wir eintraten, schauten zwei Männer auf, die sich mit der Leiche beschäftigt hatten.

Der ältere Mann, ein grauhaariger Brillenträger, kam auf uns zu. Es war Dottore Manzini, wie uns der Kommissar sagte. Wir machten uns bekannt. Der Dottore verstand leidlich meine Sprache, und so unterhielten wir uns in Englisch. Der zweite Arzt hatte seinen Platz geräumt.

Wir traten an den Tisch und schauten auf die Leiche. Jetzt, wo die Haut nicht mehr von einer Eisschicht bedeckt war, sah sie blaß und weich aus. Zudem schimmerte sie bläulich.

Ich schluckte.

»Ist der Mann tot?« fragte ich den Arzt.

Der Dottore nickte.

»Da sind Sie hundertprozentig sicher?«

Erstaunt, aber auch leicht erbost schaute er mich an.

»Natürlich, Signor Sinclair, was denken Sie denn?«

Ich hob beruhigend die rechte Hand. »Das sollte kein Vorwurf sein, aber man kann nie wissen, was sich unser Gegner ausgedacht hat.«

Jetzt lachte Manzini. »Sie denken sicherlich an das Einfrieren für Jahrzehnte.«

»Genau.«

»Das ist Utopie, Signore. Damit brauchen Sie sich gar nicht zu belasten. Dieser Mann ist tot, und er bleibt auch tot. Er ist nur auf eine grausame Art und Weise ums Leben gekommen.«

Das wunderte mich. Ich hatte fest damit gerechnet, daß der Mann noch lebte. Wie paßte das in die Pläne des Mafioso? Leider kannte ich die nicht, aber der Kommissar wußte eine Lösung.

»Es ist doch klar, daß Dino Lara umgebracht worden ist«, sagte er, »schließlich war Lara Morassos Feind.«

»Stimmt«, pflichtete Suko bei.

»Und zu Lebzeiten hat Morasso es nicht geschafft. Aber seine Rache hat er nicht vergessen.«

Die Antwort war klar.

»Was soll mit der Leiche geschehen?« wandte sich Manzini an den Kommissar.

»Nenn von ihnen das Okay vorliegt, kann sie beerdigt werden«, erwiderte Bartholo.

Der Dottore nickte. Er wollte allerdings noch wissen, ob er mit mehreren Leichen dieser Art rechnen müsse.

Darauf konnten wir ihm keine konkrete Antwort geben. Wir verabschiedeten uns.

Draußen schüttelte Bartholo den Kopf.

»Grausam«, sagte er, »wenn ich daran denke, daß ich auch einmal dort liegen könnte ...«

Ich nickte. »Da sagen Sie was, Kommissar. Aber wir sollten uns jetzt nicht schon verrückt machen.«

»Sie müßten eigentlich viel mehr Angst haben, Kollege. Ich habe im Vergleich zu Ihnen einen relativ ruhigen Job.«

Da widersprach ich ihm nicht.

Wir waren diesmal die Treppen hochgegangen. In der hohen Eingangshalle blieben wir stehen. »Soll ich Sie noch zum Hotel fahren?« bot sich der Kommissar an.

»Nein«, meinte Suko. »Sie haben genug zu tun.« Der Chinese hatte in meinem Sinne gesprochen.

Ich reichte Bartholo die Hand. »Wir werden uns ein Taxi nehmen. Außerdem hören Sie wieder von uns.«

»Würde mich freuen.« Bartholo lächelte. »Und wenn der Fall abgeschlossen ist, müssen Sie unbedingt unseren sizilianischen Wein kosten. Ein Gedicht, sage ich Ihnen.«

»Wir nehmen Sie beim Wort«, lachte ich.

»Das können Sie auch.«

Der Portier bestellte uns ein Taxi. Kommissar Bartholo sah uns nach, bis wir eingestiegen waren.

Die Autofahrer in Palermo schienen ihre Führerscheine durchweg über ein Versandhaus zu beziehen, denn jeder fuhr so, wie es ihm gerade in den Sinn kam.

Da tönten Hupen, da wurde gebremst, geschimpft, rücksichtslos die Vorfahrt genommen, Gas gegeben, geschleudert und wieder gebremst. Manch einer hielt seinen Arm aus dem offenen Fenster, wenn er abbiegen wollte, andere taten überhaupt nichts, sondern fuhren kurzerhand um die Ecke.

Und trotzdem passierte kein Unfall.

Unser Taxifahrer schien ein verhinderter Stirling Moss zu sein. Er hockte geduckt hinter dem Alfa-Lenkrad, fluchte, brüllte und lachte manchmal schadenfroh, wobei er nie vergaß, kräftig die Hupe zu bedienen.

Ich schaute Suko an, der schaute mich an. Und der Chinese hob gottergeben die Schultern.

Was soll man da machen?

Wir fuhren durch eine Stadtmitte, in der sich Fortschritt und Tradition die Hand gereicht hatten. Allerdings nicht immer zum Wohl der City. Manche Geschäftshäuser wirkten wie Schandflecke neben den älteren Bauten, und überall wurde gebaut und umgeleitet.

Das »Bella Vista« lag etwas versetzt. Ein Grüngürtel wuchs

von der Straße aus hoch, umgeben von einer Anfahrt. Dort steuerte der Fahrer den Alfa hinauf.

Drei Pagen liefen aus dem Hotel und warteten.

Der Wagen hielt mit quietschenden Reifen. Ich beglich den Fahrpreis, ließ mir eine Quittung geben und schnappte einem Pagen meinen Einsatzkoffer weg.

»Den trage ich selbst.«

»Wie Sie wünschen, Signore.«

Das weit vorspringende Dach über dem Eingang wurde von zwei wuchtigen Säulen gestützt. Moderne Glastüren schwangen auseinander, als unsere Füße einen im Boden liegenden Kontakt berührten.

In der Halle war es phantastisch kühl. Dafür sorgten auch die Marmorwände, die erst gar keine Wärme abstrahlten.

Schwarze Sessel machten sich gut auf dem beigefarbenen Stein, und große Blumenkarrees vermittelten die Atmosphäre eines tropischen Gartens.

Wir gingen vor bis zur Rezeption.

Die Angestellten dahinter trugen dunkle Anzüge und schneeweisse Hemden.

Das Lächeln schien nie aus ihren Mundwinkeln zu verschwinden.

Ich stützte meine Ellenbogen auf und stellte uns vor.

»Natürlich, für Sie sind zwei Zimmer reserviert! « Blitzschnell erhielten wir die Schlüssel und einen internen Hotelprospekt. Mich interessierte allerdings nicht die Lage des Pools oder der Fitneßräume, ich war gekommen, um zu arbeiten. Suko dachte da ähnlich.

In der Halle war es ziemlich leer. Nur zwei Männer hatten sich in den bequemen Sesseln ausgestreckt. Sie schauten uns an und blickten desinteressiert zur Seite, als sich unsere Blicke trafen.

Zum Glück hatte man keinen Anstoß an meinem schmutzigen Anzug genommen.

Mit dem Lift fuhren wir hoch in den vierten Stock.

Hier war es nicht mehr so luxuriös wie unten im Foyer. Der Gang war sogar ziemlich düster.

Der Page stand mit dem Gepäck bereit. Sukos Zimmer lag neben dem meinen, allerdings gab es keine Verbindungstür. Ich wurde ein Trinkgeld los und ging zu Suko, um mit ihm den weiteren Plan zu besprechen.

»Erst einmal frisch machen«, sagte der Chinese und zog schon sein Hemd aus.

An der Wand gelehnt blieb ich stehen. »Und dann statten wir Dr. Tod einen Besuch ab.«

»Du willst also in die Höhle des Löwen?«

»Angriff ist die beste Verteidigung.«

Da gab mir Suko recht. Zudem wollte ich nicht so lange warten, bis Dr. Tod etwas unternahm. Die Zeit arbeitete nur für ihn. Suko schob die Falttür zur Dusche auf, für mich ein Zeichen, daß ich verschwinden sollte.

Ich ging zurück in mein Zimmer.

Es war genauso eingerichtet wie das meines Partners. An den Raum schloß sich ein Balkon an. Die beiden Türhälften reichten bis zum Boden. Die rechte zog ich auf und trat hinaus auf den Balkon. Es war mehr ein Balkönchen.

Klein, halbrund und mit einem schmiedeeisernen Gitter versehen. Ich befand mich an der Rückseite des Kastens. Die Balkone klebten wirklich wie Schwalbennester an der Wand. Unten im Garten schimmerte das Wasser des Pools grün. Ein paar Müßiggänger lagen am Rand und dösten. Zwei Bikinischönheiten flanierten auf die Bar im Freien zu und ließen sich auf den Hockern nieder.

Jenseits des Hotelparks wuchs die graue Wand eines Mietshauses hoch. Meine Blicke glitten darüber hinweg, und plötzlich stutzte ich.

Das Sonnenlicht hatte sich nicht in einer Scheibe gebrochen, sondern in einem anderen Gegenstand.

Dieser Blitz war jedoch nur kurz, als würde jemand etwas hin- und herbewegen.

Das konnte ein Fernglas sein oder ein Gewehr ...
Vorsicht ist besser als Nachsicht, deshalb trat ich schnell in das Zimmer zurück. Auf dem Balkon hätte ich eine zu gute Zielscheibe abgegeben.

Ich schloß die Tür und beobachtete hinter der Gardine stehend. Jetzt blitzte nichts mehr.

Trotzdem glaubte ich nicht an eine Täuschung.

Bestimmt wußte Solo Morasso, alias Dr. Tod, von meinem Aufenthalt in Palermo, und sicherlich hielt er mich unter Beobachtung, denn er kannte mich. Schließlich hatte ich ihn erledigt. Bei dem Gedanken an diesen Verbrecher begann meine Narbe wieder zu brennen. Sein Andenken würde wohl nie ganz verheilen.

Die Dusche war so klein, daß man sich kaum drehen konnte, und den Wasserdruck konnte man vergessen. Trotzdem war ich froh, mir Schweiß und Schmutz vom Körper spülen zu können. Ich zog frische Wäsche an und auch andere Kleidung: eine helle Leinenhose, ein blaues Hemd. Die leichte Windbluse lag noch im Koffer.

Mit noch nassen Haaren verließ ich die Minidusche und gelangte in den schmalen Korridor, der in das eigentliche Zimmer führte. Alles war so wie immer. Nichts warnte mich. Ich ging durch die offenstehende Tür auf das Bett zu - und bekam den Hieb voll mit.

Plötzlich explodierte etwas dicht unterhalb der Schulterblätter. Ein greller Sternenregen platzte vor meinen Augen auf. Ich war gelähmt, konnte mich nicht rühren und fiel steif wie ein Stock nach vorn.

Zum Glück aufs Bett.

Dort blieb ich liegen.

Meine Lungen drohten zu platzen, weil ich keine Luft mehr bekam. Ich wollte schreien, aber ich konnte nicht. Dafür spürte ich jedoch etwas Hartes, Kaltes in meinem Nacken und wußte sofort, was das war.

Die Mündung einer Waffe.

Neben mir bewegte sich das Bett.
Ich verdrehte die Augen und erkannte einen Kerl im grünen Overall, der sich auf die Decke gekniet hatte.

Grüner Overall!

Auch der Fahrer des Lieferwagens hatte einen getragen. Mir wurde bewußt, daß ich Dr. Tod gar nicht groß zu suchen brauchte, denn jetzt hatte er mich.

Ich vernahm Schritte.

Demnach befand sich noch ein zweiter Mann im Zimmer.
Meine Chancen sanken rapide.

Zum Glück ließ man mich in Ruhe, und der Schmerz ebbte allmählich ab.

Ich schnappte nach Luft.

Dann verschwand der Mündungsdruck.

Trotzdem blieb ich still liegen, beide Hände in die grüne Bettdecke gekrallt.

»Steh auf!« Der Befehl wurde in Englisch gegeben.

Ich winkelte die Arme an und erhob mich ächzend. Das Zimmer schwankte vor meinen Augen, die Lampe bewegte sich so schnell, daß ich Angst hatte, sie würde von der Decke fallen. Ich taumelte nach rechts und stützte mich oberhalb der Bettkommode an der Wand ab.

Dann drehte ich den Kopf.

Ja, es waren zwei Typen. Sie standen am Fußende des Bettes und hielten ihre Pistolen auf mich gerichtet. Der rechte hatte einen Igelhaarschnitt, sein Kumpan trug unter der Nase einen dichten, dunklen Schnäuzer.

Grüne Overalls trugen sie, das hatte ich bereits gesehen.
Doch nun entdeckte ich auch den Totenkopf auf ihrer Brust. Er schimmerte bleich und weiß.

Diese Männer gehörten zu Dr. Tod, daran gab es überhaupt keinen Zweifel mehr.

Mittlerweile ging es mir besser. Ich konnte wieder einigermaßen durchatmen.

Das merkten die Kerle auch und stellten deshalb ihre Fragen.

»Wo ist der Chinese?« wollte der Schnauzbart wissen.

»Welcher Chinese?« Ich stellte mich dumm.

Schnauzbart nickte nur. Dann wechselte er die Pistole in die linke Hand und senkte die Mündung. Aufatmen konnte ich jedoch nicht, denn mit der rechten holte er einen schallgedämpften Revolver unter dem Overall hervor und hob ihn langsam an, bis sich die Mündung auf meinen Kopf einpendelte.

Auf einmal hatte ich weiche Knie.

Schnauzbart legte seinen Zeigefinger um den Abzug und zog durch.

»Plopp«, machte es. Mehr nicht. Aber ich hörte die Kugel pfeifen, so dicht strich sie an meiner Stirn vorbei, und hieb hinter mir in die Wand, wo sie ein Loch riß.

»Die nächste Kugel jage ich dir ins Bein!« versprach mir der Schnauzbart und senkte seine schallgedämpfte Waffe.

Er sah ganz so aus, als würde er seine Drohung wahrmachen.

»Noch einmal«, lächelte er, »wo befindet sich der Chinese?« Ich hatte keine Lust, mir eine Kugel einzufangen, und sagte deshalb die Wahrheit. »Im Nebenzimmer!«

»Das stimmt?«

»Sie können ja nachsehen.«

»Nein, wir glauben dir.«

»Wer hat euch geschickt?« fragte ich. »Solo Morasso?«

Ich redete bewußt, denn ich wollte Zeit gewinnen. Vielleicht merkte Suko etwas und konnte mir aus der Patsche helfen.

Doch niemand gab mir auf meine Frage eine Antwort. Statt dessen gingen die beiden Kerle auseinander, so daß sie mich in die Zange nehmen konnten.

»Geh zur Tür! « befahl Schnauzbart.

Ich zögerte.

»Wird's bald!« zischte der mit dem Igelhaarschnitt. Er durfte also auch etwas sagen.

Ich setzte mich in Bewegung. Langsam ging ich auf die Tür zu. Meine Knie zitterten leicht. Wohl war mir nicht in der Haut.

Wenn es den beiden tatsächlich gelang, mich gefangen zu nehmen, dann hatte Dr. Tod seine erste Runde gewonnen.

Vielleicht war es auch die letzte - aber für mich.

Die Killer hielten Abstand, und zwar so viel, daß ich mich mit einem Sprung nicht aus der Gefahrenzone bringen konnte.

Einen Schritt vor der Tür blieb ich stehen.

»Öffnen!« hörte ich das Kommando.

An der Stimme erkannte ich Schnauzbart.

Ich streckte meinen Arm aus und legte die Hand auf die Klinke. Dabei spürte ich die Kühle des Metalls und dachte unwillkürlich an den Tod.

Wo blieb denn Suko?

Ich zog die Tür auf.

Leer lag der Gang vor uns. Links befand sich das Zimmer des Chinesen. Dort ging es auch zu den Aufzügen. Ich hatte angenommen, daß wir diesen Weg nehmen würden, doch das war nicht der Fall. Die Kerle dirigierten mich nach rechts.

Nach etwa 20 Yards endete der Gang. Da es ziemlich dunkel war, sah ich die Tür erst, als ich ein paar Schritte davorstand.

»Da hinein!« wurde mir befohlen.

Mir blieb keine andere Wahl, ich mußte die verdammte Tür öffnen.

Doch dazu sollte es noch nicht kommen. Plötzlich vernahm ich hinter mir ein Geräusch.

Dann eine Stimme.

»John!«

Das war Suko. Endlich hatte er sein Zimmer verlassen.

Jemand zischte einen Fluch, und aus den Augenwinkeln nahm ich wahr, wie sich der Schnauzbart drehte.

»In Deckung, Suko!« brüllte ich, sah, daß Igelschnitt nicht aufpaßte, und gab ihm einen Tritt in die Kniekehlen.

Er fiel hin.

Gleichzeitig feuerte der Schnauzbart. Flämmchen tanzten vor der Mündung. Die Geschosse ratschten an den Wänden entlang, jaulten in Türfüllungen und peitschten auch in die Decke.

Was mit Suko geschah, bekam ich nicht mit, denn ich mußte mich verteidigen.

Der Schnauzbart führte zwar das Kommando, doch sein Kumpan war ein Bär von Mann. Kaum hatte er den Boden berührt, als er schon mit der Waffe nach mir schlug.

Der Lauf traf mich an der Schulter, und ich prallte mit dem Rücken gegen die Tür.

Mein Gegner verzog das Gesicht zu einer Comicfratze.

Wieder schlug er mit der Waffe zu. Daß er nicht schoß, bewies mir, daß Dr. Tod mich unbedingt lebend haben wollte.

Ich blockte den Hieb ab.

Die Waffe knallte gegen meine hochgerissenen Arme. Dann griff ich ihn an. Ich stürzte mich förmlich in ihn hinein, blieb so dicht an seinem Körper, daß er mit seiner Waffe nicht mehr zuschlagen konnte.

Das Feuer verstummte.

Schnauzbart drehte sich, sah mich mit seinem Kumpan im Clinch und schoß seine linke Faust ab.

Sie traf mich seitlich am Kiefer. Mein Kopf spielte plötzlich Karussell. Ich ließ meinen Gegner los und kassierte von ihm einen Tritt, der mich zu Boden schleuderte.

Halb ließ man mich hochkommen, dann landete Schnauzbart erneut einen Treffer.

Ich stöhnte auf.

Plötzlich wallte Nebel vor meinen Augen. Ich hörte die Schreie der Gäste, die sich jetzt aus ihren Zimmern trauten, während der Kerl mit dem Igelschnitt die Tür aufzog.

Dahinter lag ein alter Fahrstuhl.

Er war sogar ziemlich groß. In einer Ecke stand ein leerer Wäschekarren.

Mit den Füßen beförderte man mich in den Fahrstuhl.

Schnauzbart deutete auf den Karren.

»Hinein! «

Da ich nicht so schnell konnte, wie sie es verlangten, gaben sie mir Zunder.

Als ich endlich in dem Karren lag, schmeckte ich Blut auf der Lippe. Einer warf eine Decke über mich. Ich war mehr bewußtlos als voll bei der Sache.

Diese Hundesöhne hatten es wirklich geschafft, mich fertigzumachen. Kein Wunder, Mafiosi gingen durch eine verdammt harte und auch rücksichtslose Schule. Mitleid oder Gnade waren für die Menschen Fremdworte.

Der Fahrstuhl ruckte an, und ich merkte, daß es in die Tiefe ging. Ich kniete in diesem verdammt Wäschewagen und hatte beide Hände aufgestützt. Von meiner Lippe tropfte Blut. Ich wischte mit dem Handrücken darüber. Meine Finger zitterten wie die einer alten Frau. Ich war verdammt geschafft.

Ein Ruck, und der Aufzug hielt.

Die Tür quietschte, als sie geöffnet wurde. Wie durch einen Filter drang Schnauzbarts Stimme an meine Ohren. »Hol den Kerl raus, die Luft ist rein!«

Wie einen Hasen, so packte mich der Mafioso am Nacken. Er hob mich hoch und fluchte, weil ich ihm nicht genügend Unterstützung gab. »Memme!« zischte er verächtlich.

Als ich über den Rand des Wagens kletterte, verlor ich den Halt und fiel zu Boden. Wieder zerrte mich der Igel hoch. Hinter dem Fahrstuhl begann ein kahler Betongang. Er führte direkt zu einer Tiefgarage.

Dort stand der Wagen der beiden Verbrecher.

Es war einer dieser Kastenwagen, die ich schon kannte.

Morasso schien einen kleinen Fuhrpark davon zu besitzen.

Zwei weitere Mafiosi erwarteten mich. Einer hatte ein Fernglas vor der Brust hängen. Er war es wahrscheinlich gewesen, der mich beobachtet hatte.

Die Ladetür stand offen.

»Ihr habt verdammt lange gebraucht!« schimpfte ein grobknochiger Bursche.

Er sprach zwar italienisch, aber soviel verstand auch ich von der Sprache.

Schnauzbart sagte gar nichts, sondern beförderte mich

zusammen mit seinem Kumpan auf die Ladefläche. Der Igel blieb bei mir.

Ich lag in der Ecke, während sich der Mafioso hingesetzt hatte und mich mit seinen Kanonen in Schuß hielt.

Türen schlugen, dann ruckte der Wagen an. Ich hörte das Kreischen der Reifen, so hart wurde er beschleunigt.

Durch Schlitze unter dem Dach fiel etwas Licht. Es zeichnete ein Streifenmuster auf das Gesicht meines Bewachers. Wo die Fahrt hinging, brauchte ich nicht erst lange zu raten.

Direkt in die Höhle des Löwen - zu Dr. Tod!

Suko kam aus dem Zimmer, schaute in den Gang hinein und sah schattenhaft die drei Gestalten an dessen Ende.

Der Chinese hatte gute Augen, und in einem der Männer erkannte er mich.

Er rief mich an.

Da reagierten die anderen Kerle. Einer wirbelte herum.

Suko sah die Waffe in dessen Hand, hörte meinen Warnschrei und warf sich zur Seite. Er hatte zum Glück die Tür noch nicht geschlossen. Mit vollem Gewicht prallte er gegen das Holz, während Geschosse durch den Gang jaulten und den Putz von Decke und Wänden rissen.

Der Chinese hatte unwahrscheinliches Glück, daß er nicht getroffen wurde.

Eine Kugel hackte in das Holz und riß ein Loch. Da Suko jedoch im toten Winkel lag, wurde er nicht verletzt.

Schlangengleich kroch er zurück ins Zimmer, wo noch seine Jacke lag. In einer Tasche steckte seine Beretta. Er hatte sie zuvor aus dem Koffer genommen.

Der Chinese nahm die Waffe an sich und bewegte sich vorsichtig, aber auch schnell auf die Tür zu. Er atmete einmal tief durch und warf einen Blick in den Gang.

Er war leer!

Die Killer und auch ich waren verschwunden.

Dafür wurden zahlreiche Türen aufgerissen, und neugierige Gäste, von den Schüssen aufgeschreckt, erschienen.

Sie sahen Suko in der Tür stehen und entdeckten seine Beretta. Eine weißhaarige Frau bekam große Augen, begann spitz und grell zu schreien, bevor sie nach hinten kippte und dabei ihn Ohnmacht fiel.

Suko zögerte nur eine Sekunde.

Er konnte nicht den gleichen Weg nehmen, den die Verfolger gegangen waren. Bis der Fahrstuhl wieder hochgekommen war, ging zuviel Zeit verloren.

Der Chinese raste zu den normalen Lifts.

Einer stand gerade oben. Suko riß die Tür auf, sprang hinein und drückte auf den Knopf »Rezeption«.

Viel zu lange dauerte die Fahrt. Seine Beretta steckte er sicherheitshalber hinten in den Hosengürtel.

Endlich konnte er den Lift verlassen.

Im Sprintertempo jagte Suko durch das Foyer, kümmerte sich nicht um die erstaunten Blicke des Personals und der Gäste.

Ruhig lag die Auffahrt im gleißenden Sonnenlicht, Keine Spur von mir und den Kidnappern.

Suko lief wieder zurück. Einen Pagen holte er am Kragen zu sich heran.

»Gibt es hier eine Tiefgarage?«

»Ja.«

»Wie komme ich dahin?«

Der Page deutete auf den Lift.

Suko rannte schon los. Irgend jemand rief etwas hinter ihm her, er kümmerte sich nicht darum.

Zur Tiefgarage führte ein Extralift. Er war wesentlich schmäler als die normalen.

Wieder dauerte es Suko viel zu lange, bis er unten war. Er stürmte in die Halle mit der niedrigen Decke und hörte noch das Heulen eines Motors. Leider war die Auffahrt zu weit entfernt. Als Suko sie endlich erreicht hatte, war von dem

Fluchtwagen nichts mehr zu sehen. Der Chinese hatte nicht einmal die Automarke erkannt.

Wütend blieb Suko stehen und schlug auf seine offene Handfläche. Die erste Runde hatte Dr. Tod gewonnen. Jetzt konnte nur noch einer helfen.
Kommissar Bartholo!

Es wurde eine verdammt unangenehme Fahrt für mich. Der Kerl am Steuer schien von einem Geschwindigkeitsrausch besessen zu sein, denn er jagte den Wagen so hart durch die Kurven, daß es schon lebensgefährlich war.

In meinem lädierten Zustand gefiel mir das überhaupt nicht. Ich wurde durchgeschüttelt und kippte von einer Seite zur anderen.

Auch dem Kerl mit der Bleispritze erging es nicht anders. Er hatte sich breitbeinig hingesetzt und lud blitzschnell seine Waffe nach.

Ich dachte schon über einen Angriff nach, doch das wäre lebensgefährlicher Wahnsinn gewesen. Ich war einfach zu schwach für solch eine Aktion.

Und treffen konnte mich der Mafioso immer noch, auch wenn er durchgeschüttelt wurde.

Er sprach kein Wort mit mir. Nur seine Augen sagten genug. Wenn sie einmal in das durch das schmale Fenster fallende Lichtgitter gerieten, las ich darin den reinen Mordwillen. Hin und wieder wurde der Wagen abgebremst. Jedesmal so ruckartig, daß ich nach vorn schoß und gegen die hintere Wand des Führerhauses prallte.

Ich war völlig waffenlos. Besaß weder meine Beretta, den silbernen Dolch noch die Gnostische Gemme. Nur das Kreuz hing nach wie vor an meiner Brust. Gegen Gangster konnte es nichts ausrichten.

Auf ein Gespräch ließ sich mein Bewacher nicht ein. Wenn ich Fragen stellte, schüttelte er nur den Kopf.

Keine Chance.

Wieder wurde der Wagen abgebremst.

Die Leerlaufgeräusche des Motors konnten nicht die Stimmen übertönen, die an meine Ohren drangen. Jemand lachte, dann unterhielten sich die Männer weiter, und wenig später ruckte der Wagen wieder an. Er fuhr diesmal wesentlich langsamer als sonst, außerdem knirschte es unter seinen Reifen.

Ich kannte das Geräusch. So hörte es sich an, wenn ein Wagen über Kies fuhr.

Er hielt.

Türen schlugen.

Jetzt kamen sie zurück.

Mein Bewacher richtete sich auf. In der Nähe des Ausstiegs blieb er geduckt stehen und richtete seine Waffe auf mich. Ich grinste ihn an. »Keine Angst«, sagte ich, »ich fresse dich schon nicht.«

Er gab keine Antwort. Wahrscheinlich war ich für ihn schon so gut wie tot. Und mit Toten sprach man nicht.

Von außen her machte sich jemand am Türschloß zu schaffen, dann wurde die Tür aufgezogen.

Das helle Licht blendete mich im Moment, und ich hob den Arm vor meine Augen.

Zwei Männer kletterten auf die Ladefläche.

Ich kannte sie noch nicht, aber auch sie trugen ihre grünen Overalls. Auf der linken Seite glänzten die kleinen, fahlen Totenschädel.

Die Fahrt - so schlimm sie auch gewesen war - hatte einen Vorteil gehabt. Ich war wieder ein wenig zu Kräften gekommen, fühlte mich zwar nicht wieder hundertprozentig fit, aber einigermaßen auf dem Damm.

In meiner Situation griff man eben nach jedem Strohhalm.

»Steig aus!«

Von draußen kam der Befehl. Ich erkannte meinen alten >Freund< Schnauzbart an der Stimme.

Auf allen vieren kroch ich über die Ladefläche. Ich wollte den Mafiosi einen geschafften Mann vorspielen und gab mich angeschlagener, als ich tatsächlich war.

Niemand half mir. Ungelenk ließ ich mich zu Boden fallen und blieb dort liegen.

Die Gangster lachten.

»Steh auf!« forderte Schnauzbart.

Ich er hob mich ächzend und schaute mich dabei um.

Wir befanden uns in einem prächtigen Garten. Er hätte sicherlich auf einer Ausstellung den ersten Preis erhalten, denn das Gelände war äußerst gepflegt und wurde von zahlreichen Wegen durchschnitten. Auf dem sattgrünen Rasen drehten sich Wasserspeier. Unzählige Tröpfchen funkelten im Sonnenlicht. Exotische Pflanzen mit farbigen Blüten machten den Garten zu einem kleinen Paradies.

Hinter mir befand sich ein weißes Gebäude mit einem breiten Eingang und einem hohen, spitzen Dach. An der Vorderseite sprang es etwas vor und wurde von zwei runden Säulen gestützt.

Die Eingangstür bestand aus Holz. Jemand hatte Zeichen und Muster hineingeschnitzt, und ein Motiv kehrte immer wieder.

Der Tod.

Ich sah ihn einmal als Sensenmann, dann wieder als Jäger oder über einer Eßtafel schwebend.

Der grinsende Totenschädel war allgegenwärtig.

Es gab keinen Zweifel mehr, daß ich mich in Solo Morassos Hauptquartier befand.

Der Kerl mit dem Igelschnitt und ein anderer Typ schritten auf das Tor zu und öffneten es.

Dahinter lag ein dunkler Schlund.

Ohne das Innere gesehen zu haben, wußte ich, daß man mich in ein Mausoleum schaffen würde.

Was sollte ich dort?

Wollte man mich für immer verschwinden lassen? Vielleicht

sogar bei lebendigem Leibe begraben?

Nur das nicht, denn diesen Zustand hatte ich bereits kennengelernt. Es war das Schlimmste, was ich je in meinem Leben erlebt hatte.

Sie trieben mich eine Treppe mit breiten Stufen hoch, dann betrat ich das Innere des kühlen Mausoleums.

Eine Gänsehaut rann mir über den Rücken und nicht nur wegen des Temperaturunterschieds.

Mein Schicksal war vorgezeichnet!

Ich sollte Dr. Tod übergeben werden.

Der Boden bestand aus dunklen Fliesen. Wir hatten eine große Halle betreten, in der jedoch kein einziger Sarg stand. Wenigstens sah ich keinen.

Bis zur Mitte kamen wir, dann schälten sich die Umrisse eines steinernen Sarkophags aus der Dunkelheit.

Wir gingen genau darauf zu.

Hinter mir klirrten die Waffen meiner Begleiter. Für mich gab es keine Chance zu entkommen. Sollte dieser Sarkophag meine letzte Ruhestätte werden?

Mein Magen zog sich zusammen.

Nein, sie hatten etwas anderes mit mir vor. Wir passierten den Sarkophag, und ich sah, daß sich die Halle zu einer Nische verengte.

Und dort gab es eine Tür.

Sie paßte in diese Umgebung wie die Faust aufs Auge, denn sie war weiß lackiert.

Wir wurden von Schnauzbart überholt, der die Tür aufschloß und sie öffnete.

Dahinter lag ein Gang.

Allerdings nicht dunkel. Er wurde von einer Glühlampenkette erhellt, die unter der Decke hing. Die Wände bestanden aus glattem Beton. Man hatte sich wirklich Mühe gegeben, denn es war eine ziemliche Arbeit, solch einen unterirdischen Gang zu bauen.

Der Boden bestand ebenfalls aus gegossenem Beton. Mir fiel

besonders die Kühle auf, die anscheinend von den Wänden ausging. Es war regelrecht kalt.

Unwillkürlich wurde ich an den eingefrorenen Toten erinnert, den wir entdeckt hatten.

Der Gang war ziemlich lang. Wir erreichten nach zehn Minuten abermals eine Tür und gelangten in einen großen Keller.

Ich hörte ein Summen. Da mußten irgendwelche Maschinen laufen.

Wir stoppten wieder vor einer Tür, und als diese aufgezogen wurde, traf mich die Kälte wie ein Schock.

Jetzt begleitete mich keiner der Bewacher mehr. Ich erhielt einen Stoß in den Rücken, dann wurde die Tür zugeknallt.

Ich war allein.

Schauernd drehte ich mich um.

Soviel ich erkennen konnte, befand ich mich in einem Kältelabor. An den Wänden und längs der Decke liefen Kühlrohre entlang, die zum Teil vereist waren. Die winzigen Kristalle funkelten im Licht der kalten Leuchtstoffröhren. Dann wurde mein Interesse von einigen Kammern angezogen, die sich an der linken Wand des Raumes befanden. Ich ging hin.

Schwere Türen verschlossen die Kammern, doch jede von ihnen hatte ein Guckloch.

Ich schaute durch das erste.

Es war wie ein Hammerschlag. In der Kammer stand ein Mensch. Ein Mann. Starre Gesichtszüge, eine steife Haltung, ein nackter Körper, von einer Eisschicht bedeckt.

Mein Gott! Das waren also die Versuche eines Dr. Tod.

Die nächste Kammer.

Das gleiche Bild.

Ich sah auch eine Frau, die man eingefroren hatte.

Die letzte Kammer war leer.

Dafür las ich jedoch einen Namen an der Tür.

John Sinclair!

Jetzt wußte ich, welches Schicksal dieser Satan für mich ausgesucht hatte, und plötzlich drehte sich alles vor meinen Augen. Ich sollte eingefroren werden.

Ein Schicksal, wie es sich nur ein völlig gefühlsskalter Mensch ausdenken konnte.

Oder ein Teufel.

Dr. Tod war beides. Obwohl ein Mensch, kannte er jedoch keinerlei Regungen oder Gefühle. Die einzigen, die ihn vorantrieben, waren Haß und Zerstörung. Darin unterschied er sich in keiner Weise von einem reinen Schwarzblüter.

Ich rechnete damit, daß er auf Asmodinas Seite stand. Wenn ja, dann hatte sie in ihm wirklich einen treuen Diener gefunden.

Plötzlich hörte ich hinter mir ein Geräusch. Es entstand, als eine Tür geöffnet wurde.

Langsam drehte ich mich um.

Noch in der Drehung hörte ich die Stimme.

»Willkommen, John Sinclair!«

Vor mir stand Dr. Tod!

Eine Schrecksekunde hatte ich nicht, denn ich hatte mit seinem Besuch gerechnet. Er war nicht allein. Zwei Männer begleiteten ihn. Beide mit Revolvern und Pistolen bewaffnet. Sie hatten an der Tür Aufstellung genommen, während Dr. Tod, alias Solo Morasso, ein paar Schritte vorgegangen war.

Nein, er sah nicht mehr aus wie früher, sondern wie der mächtige Mafioso.

Eisgraue Haare, darunter eine breite Stirn, die die obere Grenze eines kantigen Gesichts bildete. Die schwarzen Augen fielen ebenso auf wie die buschigen Brauen und die grausamen, dünnen Lippen.

Das war Solo Morasso, und das war auch Dr. Tod!

Fünf Schritte trennten uns. Dazwischen stand ein runder Kessel aus Stahl. Er war gefüllt mit bläulich schimmerndem

Wasser, auf dessen Oberfläche eine dünne Eiskruste schwamm.
Wir fixierten uns.

Ich war etwas größer als er. Deshalb mußte Solo Morasso zu mir aufsehen. Aber das machte ihm nichts denn schließlich befand ich mich in seiner Gewalt.

»Du bist früher gekommen, als ich erwartet habe«, sprach er mich an. »Aber es freut mich.«

»Mich nicht«, erwiderte ich.

Er lachte rauh. »Das kann ich verstehen.«

Ich hatte einige Fragen. Und die stellte ich auch, denn meine Neugierde war schon immer stark gewesen. Manchmal sogar stärker als die Angst vor dem Tod.

»Wer hat dich befreit?« wollte ich wissen.

»Kannst du es dir nicht denken?«

»Asmodina?«

»Ja. Sie und der Spuk haben einen Pakt geschlossen. Der Spuk gab meinen Geist frei, und er gelangte in den Körper des toten Solo Morasso. Alles weitere kennst du ja.«

»Was hast du vor?«

Da blitzte es in seinen Augen auf. »Zuerst werde ich dich vernichten, John Sinclair. Dann sehe ich weiter, denn ich habe eine mächtige Verbündete. Ich werde und ich will die Welt beherrschen, dafür wird mir Asmodina jede Chance geben, denn ich handle in ihrem Sinne.«

Ich schüttelte den Kopf und grinste.

»Freust du dich auf deinen Tod?« höhnte er.

»Nein, denn dazu wird es nicht kommen«, erwiderte ich leichthin.

»Nenn mir den Grund!«

»Ich bin nicht ohne Rückendeckung hier.«

Jetzt lachte er. »Hoffst du auf deinen Chinesen?«

»Unter anderem.«

»Vergiß ihn, Sinclair. Diesen Burschen killen wir ebenso wie dich.«

»Da wäre auch noch die Polizei!«

Dr. Tod schüttelte den Kopf. »Was sind schon die Bullen? Die stecken wir hier alle in die Tasche. Wir haben die Macht in Palermo, nicht die Polizisten. Wir sind nicht in London oder in Paris, sondern auf Sizilien. Merke dir das!«

Das hatte ich schon gemerkt. Diese verdammte Mafia hatte ihre Finger überall. Und das machte mich rasend. Bisher hatte ich mit dieser Organisation kaum etwas zu tun gehabt, nun wurde ich auf eine brutale Art und Weise damit konfrontiert. Tief atmete ich durch. Die kalte Luft stach in meine Lungen. Schon jetzt fror ich, und ich hatte einen kleinen Vorgeschmack von dem, was noch auf mich zukam.

Aber Dr. Tod kostete seinen Erfolg aus. Er fragte: »Erinnerst du dich noch, John Sinclair? Vor einigen Jahren, als die große Filmparty gefeiert wurde? Nadine Berger, der Turm, unser Kampf.«

»Der Silbernagel ...«, sagte ich.

»Ich habe nichts vergessen!« schleuderte er mir entgegen.

»Aber auch gar nichts. Und ich werde mich rächen und dich dafür bestrafen.«

»Auch ich habe nichts vergessen, Dr. Tod!«

»Aber nun bin ich an der Reihe!« zischte er.

»Warten wir es ab.«

»Glaubst du immer noch, du würdest dem Eiskeller entkommen?« höhnte er. »Bist du wirklich so naiv?«

Ich schwieg.

Er aber fuhr fort. Er geiferte mich an. »Hast du in die Kammern geschaut und die Menschen gesehen? So mache ich sie zu meinen Dienern. Ich werde mir meine Leute buchsäblich auf Eis legen, und wenn ich sie brauche, werden sie wieder geweckt. Wovon die Wissenschaft heute noch träumt, ich habe es geschafft!«

Er lachte, und er sonnte sich in seinem Triumph.

Mir fiel ein altes Sprichwort ein. »Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht.«

Auch Dr. Tod übertrieb es. Irgendwann würden sie ihn

packen. Wenn ich es nicht war, dann eben andere. Sein Lachen verstummte. Kalt blickte er mich an.

»Und was hast du mit den wiedererweckten Menschen vor?« fragte ich ihn.

»Sie werden nur auf mich hören. Ich schicke sie in alle Länder der Welt, wo sie meinen Weg ebnen, aber das wirst du nicht erleben. Dich, Sinclair, werde ich nicht am Leben erhalten. Du wirst sterben. Ich werde dich einfrieren, und der Tod kriecht langsam in deine Knochen hinein. Und wenn du dann steif gefroren bist, schicke ich deine Leiche an Scotland Yard.« Ich zweifelte keinen Augenblick daran, daß Dr. Tod seine Androhung wahrmachend würde. Mich allein haßte er wie sonst nichts auf der Welt. Schließlich war er unter anderem zurückgekehrt, um mich zu töten. Und er stand dicht davor.

»Hast du noch eine Frage?«

»Nein!«

»Gut, Sinclair.« Er ging einen Schritt zur Seite und gab seinen beiden Vasallen einen Wink. »Werft ihn in den Bottich hinein!« befahl er. »Ich komme später zurück und sehe ihn mir an!« Die Männer nickten.

Sie lösten sich von der Wand und kamen langsam näher.

Dr. Tod ging inzwischen auf die Tür zu. Noch einmal warf er mir einen langen Blick zu, dann zog er die Tür auf und verschwand.

Bereits jetzt war ich ziemlich durchgefroren, denn in diesem Raum herrschten Temperaturen um den Gefrierpunkt. Klar, daß sich auf dem Wasserspiegel eine Eiskruste gebildet hatte. Und wenn ich erst einmal in diesem Bottich steckte, war alles verloren.

Zudem ging ich davon aus, daß die Temperatur in diesem Raum von außen her gesteuert werden konnte. Dr. Tod würde sie sicherlich noch mehr herunterdrehen.

Die beiden Mafiosi waren stehengeblieben. Ich blickte in ihre glatten Gesichter und sah Mörderaugen. Von den Typen hatte ich keine Gnade zu erwarten. Sie würden sich auch nicht auf

irgendwelche Verhandlungen einlassen, sondern nur den Befehl ihres Anführers durchführen.

»Steig in den Bottich!« befahl der rechts von mir stehende Mann.

Ich zögerte. »Hört mal, Jungs«, grinste ich. »Wir könnten uns doch ...«

»Nein!«

Die Antwort sagte mir genug.

Ich hob die Schultern und drehte mich um. Jetzt wandte ich den beiden den Rücken zu. Ein Schauer rann über meine Haut. Nicht nur allein durch die Kälte verursacht, es war auch die Angst, die mich umklammert hielt.

Das Eis auf der Oberfläche schillerte. An den Rändern war es härter als in der Mitte. Aber es würde mein Gewicht nicht tragen. Ich sackte ein und dann ...

Waffenstahl wurde mir in den Rücken gedrückt.

Da hob ich langsam das rechte Bein ...

Kommissar Bartholo erschien mit großer Besetzung.

Suko erwartete ihn in der Halle. Er hatte die Hotelleitung über den Vorfall aufgeklärt, und die zuständigen Manager rangen nur die Hände.

Sie hatten große Angst um den Ruf ihres Hauses, jammerten und beschwerten sich.

»So etwas hat es bei uns noch nie gegeben. Bisher waren wir stolz darauf, ein ordentliches Haus zuführen. Und nun das.« Suko hatte die Einwände mit einer Handbewegung weggewischt. Jetzt ging es um mehr. Für ihn stand das Leben eines Freundes auf dem Spiel.

Und das mußte gerettet werden!

Der Chinese ging dem Kommissar entgegen, während Bartholos Leute schon in den vierten Stock fuhren, um dort mit der Spurensicherung zu beginnen.

Bartholo war blaß. »Wie konnte so etwas nur passieren?«

fragte er und schüttelte den Kopf.

»Vielleicht gibt es eine Person unter den Angestellten, die mit den Gangstern zusammengearbeitet hat«, vermutete Suko.

»Das ist möglich.«

Der Manager hatte das Gespräch gehört. »Nein!« rief er. »Ich stelle mich vor meine Leute, das kann gar nicht sein.«

Bartholo lächelte skeptisch. »Bezahlen Sie so gut, daß Ihre Angestellten kein Interesse haben, nebenbei Geld zu verdienen?«

Da schwieg der Manager.

Suko und der Kommissar ließen ihn stehen. In den bequemen Ledersesseln nahmen sie Platz.

»Von John Sinclair haben Sie noch keine Spur?« fragte der Chinese.

Bartholo schüttelte bedauernd den Kopf. »Nein, leider nicht.« Suko schaute ihn an. »Aber ich weiß, wo er steckt.«

»Sie vermuten es.«

»Nein, ich weiß es. Bei Morasso.«

Jetzt lächelte der Kommissar. »Dagegen kann ich nichts sagen.«

»Dann holen wir ihn raus.«

»Haben Sie Beweise dafür, daß Morasso ihn entführt hat?«

»Nein, nicht direkt.«

Bartholo nickte. »Eben, und diese Beweise müssen wir finden, sonst kann ich nichts machen. Ich bekomme einfach keinen Durchsuchungsbefehl.«

»Dann stürmen wir die Bude.«

»Das geht auch nicht«, erwiderte der Kommissar. »Ich muß mich an die Gesetze halten. Und vergessen Sie bitte nicht die ungeheure Macht der Mafia.«

Nein, die vergaß Suko nicht. Er wurde immer auf Schritt und Tritt daran erinnert.

»Aber wir können John Sinclair doch nicht einfach seinem Schicksal überlassen!« rief Suko.

Bartholo schwieg.

»Warum sagen Sie denn nichts?«

»Weil mir die Hände gebunden sind.« Er betonte das mir so seltsam, und Suko horchte auf.

»Mir aber nicht. «

»Nein.«

»Haben Sie einen Plan, Kommissar?« Suko beugte sich vor und senkte seine Stimme.

»Man könnte einen Versuch starten.«

»Los, reden Sie. Raus mit der Sprache. Sie kennen Palermo wie Ihre Westentasche.«

Bartholo lehnte sich zurück. »Wir haben Morasso beobachten lassen und folgendes dabei festgestellt. Jeden zweiten Tag kommt ein Wagen, der Lebensmittel bringt.« Der Kommissar lächelte. »Muß ich noch mehr sagen?«

Suko schüttelte den Kopf. »Nein, das brauchen Sie nicht. Sie meinen also, ich soll mir den Fahrer kapern ...«

Beschwörend hob der Kommissar beide Hände. »Um Himmels willen, das wäre ungesetzlich.«

»Schlagen Sie etwas anderes vor, aber bitte recht schnell.«

»Wir greifen zu einem Trick. Das ist alles.«

»Und wie soll der aussehen?«

Kommissar Bartholo lächelte verschmitzt, beugte sich zur Seite und flüsterte in Sukos Ohr.

Der Chinese hörte genau zu. Je länger der Kommissar sprach, um so mehr hellte sich Sukos Gesicht auf. Dieser Bartholo war ein mit allen Wassern gewaschenes Schlitzohr. Er konnte zur Not auch einen orientalischen Teppichhändler abgeben.

Suko war einverstanden. Er drückte sich aus dem Sessel und fuhr hoch in sein Zimmer. So völlig unbewaffnet wollte er sich nicht in die Höhle des Löwen wagen.

Ein paar Minuten später war er fertig.

Der Kommissar wartete schon. Neben ihm standen zwei Carabinieri. Jetzt konnte Suko nur noch hoffen, daß der Plan auch klappte. Wenn nicht, war alles umsonst.

Hinter mir die Killer mit schußbereiten Pistolen und Revolvern - vor mir der Bottich mit dem eisigen Wasser.

Mein rechtes Knie lag schon auf dem Rand des Bottichs, während der linke Fuß noch auf dem Boden stand. Einem Kerl ging es wohl nicht schnell genug, er kam noch näher, wollte mich mit der linken Hand in den Bottich stoßen.

Dabei mußte er den Arm ausstrecken, und so hatte er seine rechte Hand nicht mehr so unter Kontrolle. Der Waffenlauf zeigte an mir vorbei.

Für eine Sekunde höchstens.

Die aber reichte.

Ich warf mich nicht nach rechts in den Bottich, sondern nach links gegen meinen Gegner. Er war so überrascht, daß er gar nicht daran dachte zu schießen, und als er die Waffe in meine Richtung drehen wollte, hämmerte ich ihm meine Handkante auf das Gelenk.

Er ließ die Waffe fallen.

Hastig bückte ich mich und wollte die Kanone an mich nehmen.

Es blieb beim Versuch, denn der Killer, dem ich die Waffe abgenommen hatte, hechtete auf mich zu.

Er prallte gegen mich, als ich die Waffe hochreißen wollte. Ich ließ den Griff fahren und knallte nach hinten. Schmerhaft schlug ich mit dem Kopf auf den harten Stein.

Ich hörte ein wildes Lachen, und dann tauchte vor meinen Augen eine riesige Faust auf.

Im letzten Augenblick nahm ich den Kopf zur Seite. Die Faust wischte an meinem Schädel vorbei und donnerte auf die Fliesen. Mein Gegner stieß einen urigen Schrei aus, wahrscheinlich hatte er sich seine Knöchel gebrochen.

Darum konnte ich mich nicht kümmern, denn nun ging es um mein Leben.

Ich zog die Beine an, was mir unter vielen Mühen gelang, bekam sie auch in die richtige Position und schleuderte den Kerl von mir. Diesmal fiel er hin.

Aber da war noch der zweite.

In seinen Augen las ich Mord. Sterben sollte ich so oder so. Er wollte mich durch einen Schuß ins Jenseits befördern. Er war zu nahe an mich herangetreten, und ich holte ihn mit einem Scherenschlag meiner Beine von den Füßen.

Er drückte zwar noch ab, aber das Geschoß jagte in die Decke.

Ich zog unwillkürlich den Kopf ein und hatte Glück, daß ich nicht getroffen wurde.

Der zweite Mafioso war auf die Waffe seines Kumpans gefallen. Ich konnte sie nicht unter ihm wegziehen. Bevor er seine eigene Bleispritze herumschwenken konnte, flog ich auf ihn. Mein Faustschlag durchbrach seine Deckung, explodierte an seinem Kinn und schüttelte ihn durch.

Plötzlich wurden seine Augen glasig. Viel einstecken konnte er nicht. Bewußtlos blieb er liegen.

Das schwere Atmen in meinem Rücken warnte mich. Ich wollte herumfahren, doch es blieb beim Versuch.

Auf einmal hing mir der Killer im Nacken.

Ich wurde nach vorn gestoßen, hörte dicht an meinem Ohr seinen rasselnden Atem, und horngige Pranken tasteten nach meiner Kehle.

»Dich mach ich fertig!« keuchte er. »Dich krieg ich klein, du Hund!« Ich verstand nur die Hälfte, aber das reichte.

Er hatte meine Kehle gefunden und drückte zu.

Ich drehte mich, spielte plötzlich Karussell. Gleichzeitig riß ich meine Arme hoch bis zum Hals und suchte die Finger des Mannes. Wenn ich es schaffte, sie auseinanderzubiegen, dann mußte er loslassen. Trotz seiner verletzten Hand war sein Griff fest, und ich hatte Mühe, ihn zu lockern. Erst als rote Kreise vor meinen Augen aufsprühten, ließ er los.

Doch ich packte sofort nach, erwischte seinen Arm, drehte mich und schleuderte ihn mit einem Judowurf über meine Schulter.

Hoch flog er durch die Luft, und ich schnappte mir seinen

Ballermann. Der Killer wurde über den Rand des Bottichs geschleudert und krachte auf die dünne Eisdecke.

Sofort brach sie ein.

Der Mafioso stieß noch einen Schrei aus, dann schoß Wasser in seinen Mund, und er verstummte.

Zwei Schritte brachten mich an den Bottichrand. Ich wollte dem Mann heraushelfen und hatte auch schon meinen rechten Arm ausgestreckt, als ich wie elektrisiert zurückzuckte.

Das Wasser begann plötzlich zu brodeln. Es wurde undurchsichtig, im nächsten Augenblick erschienen zwei gespreizte Hände, die mit gefrorenem Wasser bedeckt waren.

Die Flüssigkeit war an ihnen herabgelaufen und hatte lange Zapfen gebildet, die wie skurrile Gebilde an allen zehn Fingern herabhängten.

Unwillkürlich wich ich zurück.

Dann tauchte ein Kopf auf.

Ebenfalls vom Eis bedeckt. Dunkle Haare, hinter dem durchsichtigen Eis eine bläulich schimmernde Haut.

Aus dem Bottich stieg ein Eismonster ...

Die Kreuzung lag an der verkehrsreichsten Ecke von ganz Palermo. Suko fühlte sich unwohl. Um ihn herum brauste der Verkehr, dröhnte, hupte und quietschte es.

Es war eine ewige Geräuschkulisse, nervtötend, grausam und für die Gesundheit des Menschen gefährlich. Denn die Abgase lagen wie ein nie weichender Nebel über der Straße, und die Luft war kaum zu atmen.

Auch Suko hätte am liebsten den Atem angehalten, doch das war nicht möglich, so beobachtete er nur die Straße, auf der sich die Blechlawine voranschob, an der Ampel stoppte, weiterfuhr, bis zum nächsten Rot und noch mehr die Luft verpestete.

Suko behielt nicht nur die Fahrzeuge im Auge, sondern auch die beiden Polizisten, die nur wenige Meter von ihm entfernt

standen, die Hände auf dem Rücken versteckt hielten und so taten, als würde sie der ganze Trubel nicht kümmern.

Der Eindruck täuschte.

Diese Männer hielten sehr wohl den Verkehr im Auge, und sie warteten auf einen ganz bestimmten Wagen, der immer um diese Zeit vorbeikommen mußte.

Er kam auch jetzt.

Mit nur zwei Minuten Verspätung, wie Suko feststellte.

Plötzlich änderte sich die lässige Haltung der Carabinieri.

Während einer stehengeblieben, ging der andere dem Wagen ein Stück entgegen.

Noch zeigte die Ampel Grün. Der Fahrer wollte schon Gas geben, als der Polizist winkte.

Bremsen.

Die Ladung schaukelte. Zahlreiche Kisten waren aufeinandergestapelt und mit Seilen festgezurrt. Sie hatten Gemüse und Obst geladen.

Der Fahrer streckte seinen Kopf aus dem Fenster und erkundigte sich, was los sei.

Suko passierte den Mann und auch den Polizisten. Wenige Schritte nur brachten ihn an das Heck des Gemüsewagens.

Während der Carabinieri mit dem Mann diskutierte, suchte sich Suko blitzschnell einen Platz.

Zum Glück gab es eine Art Mittelgang. Der Chinese mußte sich zwar hindurchzwängen, aber das störte ihn nicht. Besser schlecht gefahren, als gut gelaufen.

Zwei Kinder beobachteten, wie Suko auf die Ladefläche kletterte und sich zwischen die Kisten schob. Mit dem Kopf zuerst tauchte er in den Gang und blieb erst einmal liegen.

Der Fahrer und der Polizist sprachen noch immer. Sie lamentierten miteinander, und erst als der zweite Carabinieri sich überzeugt hatte, daß Suko verschwunden war, konnte der Mann weiterfahren.

Ruckartig fuhr er an.

Suko lag in seinem Versteck. Die Obstkisten klemmten ihn

ein. Allerdings konnte er gesehen werden, und deshalb nahm er eine Kiste und kippte sie schräg in den Gang hinein.

Der Chinese wurde unter Broccoli und Apfelsinen begraben, aber das war beabsichtigt.

Der Mann am Steuer fuhr vorsichtiger. Ein Aufenthalt bei einem Polizisten hatte ihm gereicht. Und er verließ die Innenstadt, wobei er sich einer ruhigeren Gegend näherte. Suko hörte dies am Verkehrslärm, der deutlich abnahm.

Sehen konnte er nichts, denn die eng aufeinander und nebeneinander gestellten Kisten nahmen ihm jegliche Sicht.

Kurven, holpriges Pflaster, Schlaglöcher und wieder eine glatte Fahrbahn. Suko bekam alles zu spüren.

Bei der nächsten Bremsung waren sie am Ziel.

Der Chinese hörte Stimmen. Sie waren sogar ziemlich laut. Obwohl Suko nichts verstand, konnte er sich vorstellen, daß man dem Fahrer Vorwürfe machte, weil er zu spät gekommen war.

Schließlich wurde die Fahrertür zugedonnert, und der Lieferwagen ruckte wieder an.

Er passierte das Tor ohne Kontrolle.

Suko atmete auf.

Eine kleine Gefahr war gebannt, doch die größere stand ihm leider noch bevor.

Wenn sie jetzt schon die Kisten abluden und ihn entdeckten, dann war er geliefert.

Die Männer sprachen immer noch.

Schließlich ruckte der Wagen wieder an, und der Chinese atmete auf. Der Fahrer lenkte das Gefährt in eine weite Kurve, bremste und stieg aus.

Suko wartete mit angehaltenem Atem.

Dann hörte er ein Quietschen, als würde jemand eine schlecht geölte Tür bewegen.

Daß es so ähnlich gewesen sein mußte, merkte Suko wenig später, als der Fahrer den Lieferwagen in eine kühlere Halle lenkte. Er stieg aus, sprach ein paar Worte mit sich selbst, trat

wütend gegen den Vorderreifen und verließ die Halle.

Quietschend fuhr das Tor zurück.

Suko hatte es also geschafft. Er war tatsächlich auf das Grundstück gelangt.

Sicherheit ging vor, deshalb blieb der Chinese erst einmal liegen. Es konnte ja sein, daß irgend jemand die Ladung kontrollierte.

Eine Minute verstrich, die zweite ...

Nach fünf Minuten endlich wagte sich Suko aus seiner Deckung hervor. Das war gar nicht einfach. Er mußte sich zuerst von den Apfelsinen und dem Broccoli befreien. Als das geschehen war, kroch er auf allen vieren durch den schmalen Gang und näherte sich dem Ende der Ladefläche. Die Orangen rollten vor ihm her. Suko konnte auch nicht vermeiden, daß eine über die Kante rutschte und zu Boden fiel.

In der Halle war es düster, nicht dunkel. Zwei schmale Fenster dicht unter der Decke sorgten für diese Lichtverhältnisse. Es sickerte genügend Helligkeit ein, um sich orientieren zu können.

Die Halle konnte man als Schuppen bezeichnen. An einer Wand stapelten sich leere Kisten. Es roch nach Obst und fauligen Gemüseblättern.

Von dem Grundstück hatte Suko nicht viel sehen können und auch nicht von dem Haus. Wie es gebaut worden war und in welchem Winkel es zu der Lagerhalle stand, wußte er überhaupt nicht. Der Chinese mußte sich voll und ganz auf sein Glück verlassen. Die Innenwände dieser Lagerhalle waren weiß gestrichen. Die Farbe roch noch.

Und dann sah Suko die Tür.

Nach draußen führte sie nicht, wahrscheinlich ins Haus. Der Chinese drückte die Klinke nach unten und hob enttäuscht die Schultern, weil er die Tür verschlossen fand.

Was also tun?

Dann aber hatte Suko Glück.

Sein feines Gehör nahm Stimmen wahr, die hinter der Tür

aufgeklungen waren und immer lauter wurden.

Suko wußte Bescheid. Das waren Männer, die den Lieferwagen abladen wollten.

Schnell sah sich der Chinese um.

Verstecke gab es. Sogar neben der Tür wuchs ein Kistenstapel. Daneben konnte Suko Deckung finden. Zudem stand der Wagen ziemlich günstig. Wenn die Leute abluden, würden sie ihn gar nicht bemerken.

Rasch huschte Suko in Deckung.

Da kamen sie auch schon.

Voran ein bulliger Mann, der ein rotweiß gestreiftes T-Shirt trug und eine Strickmütze auf dem Kopf hatte. Ihm folgten zwei Männer in Arbeitskleidung. Sie trugen jedoch keine grünen Overalls wie die Leute von Dr. Tod.

Vielleicht waren es nur Hilfskräfte, Küchenpersonal.

Suko hielt den Atem an. Die Männer hatten ihn nicht bemerkt. Sie interessierte nur der Lieferwagen.

Der Bullige gab die Kommandos, Die beiden schmächtigen Männer mußten auf den Wagen klettern und die ersten Kisten unter der Verspannung wegziehen.

Der Bullige nahm sie entgegen und stapelte sie neben dem Wagen wieder auf.

Keiner achtete auf die Tür.

Suko nahm die Gelegenheit wahr. Er löste sich aus seiner Deckung und ging auf Zehenspitzen weiter.

Eine Sekunde später war er durch die Tür gehuscht.

Suko stand in einem Raum, der ihn an eine Waschküche erinnerte. Auch hier lagerten Lebensmittel, es gab aber noch zwei Spülmaschinen. Hinter der >Waschküche< mußte die Küche liegen, denn Essensgerüche drangen an Sukos Nase.

Der Chinese mußte durch die Küche, eine andere Möglichkeit gab es nicht.

An der offenen Tür blieb er stehen und lugte um die Ecke.

Ein Koch stand vor einem riesigen Ofen und war damit beschäftigt, lange Nudeln zu brechen. Er wandte Suko den

Rücken zu und hatte für nichts Interesse als nur für seine Nudeln. Der Rückseite nach zu urteilen brachte der Mann einiges auf die Waage, er war ein typischer Bilderbuchkoch. Die Nudeln regneten in einen Topf mit heißem Wasser.

Suko lief rasch vor. Er wollte ungesehen hinter dem Koch vorbeischleichen, doch das Schicksal meinte es nicht gut mit ihm.

Irgendwie mußte der Koch bemerkt haben, daß etwas nicht stimmte, denn plötzlich drehte er sich um.

Suko und er starnten sich an.

Die Augen des Kochs wurden groß.

Blitzschnell legte der Chinese einen Zeigefinger auf die Lippen. Er hoffte, daß diese Geste den Koch davon abhielt, zu schreien.

Das tat sie auch, sie hinderte den Dicken allerdings nicht daran, blitzschnell nach einem gewaltigen Fleischermesser zu greifen. Und mit der Waffe stürmte er auf Suko los.

Er spie dem Chinesen Schimpfworte in seiner Muttersprache entgegen, zum Glück nicht sehr laut, sonst hätten die anderen Männer etwas gehört.

Suko hob die Schultern. Er machte einen ängstlichen Eindruck. Und als der Koch das Messer senkte, reagierte Suko. Wie ein Blitzstrahl war seine gekrümmte Karatefaust da. Es klatschte einmal, dann sank der Dicke zusammen.

Suko wand ihm das Messer aus der Hand und schaute sich um. Wohin mit dem Kerl?

Da sah er einen großen Schrank.

Rasch öffnete Suko die Tür.

Mehl- und Zuckersäcke fand er dort, aber auch genügend Platz, um den Dicken zu verstauen.

Das Messer legte Suko wieder zurück.

Als er die Tür schloß, hörte er Schritte. Die drei anderen kamen zurück.

Für Suko wurde es Zeit.

Er huschte aus der Küche, lief um eine Ecke und stand vor

einer Tür, die in den Keller führte, das las er an der Beschriftung. Die Tür war nicht verschlossen.

Schnell war Suko durch den Spalt geschlüpft und lief eine Treppe hinunter. Die Stufen konnte er im Licht der Lampen gut erkennen.

Ein breiter Gang nahm ihn auf. Suko staunte. Dieser Keller schien aus einer Filmdekoration zu stammen. Breit in der Anlage und sicher. Dafür sorgten die Wände aus Stahlbeton. Aber er spürte auch die seltsame Kühle, die ihm entgegenwehte. Sie hatte keine natürliche Ursache, wie Suko annahm. Er dachte vielmehr an die Leiche im Eisblock und vermutete, sich dem Machtzentrum des Verbrechers Solo Morasso, alias Dr. Tod, zu nähern.

Aber wo hauste er?

Suko blickte sich um. Was er sah, war eigentlich sehr deprimierend. Es gab Quer- und Seitengänge, auch Türen, aber welche führte zum Ziel? Auf keinen Fall konnte Suko sie der Reihe nach öffnen, er wäre zu schnell überrascht und gesehen worden.

Wichtig für ihn war es auch, mich zu finden. Hatte er das geschafft, sah die Zukunft schon optimistischer aus.

Plötzlich öffnete sich vor ihm eine Stalltür.

Sie schwang zum Glück nach außen auf, und mit einem blitzschnellen Sprung drückte sich der Chinese in den toten Winkel zwischen Tür und Mauer.

Er zog die Beretta.

Sie war zwar mit geweihten Kugeln geladen, aber die wirkten auch bei Menschen.

Zwei Männer betraten den Gang.

Sie waren ziemlich faul, denn der eine drehte sich gar nicht um, als er die Tür zudrückte, sondern kickte sie mit dem Fuß ins Schloß.

Die beiden waren bewaffnet.

Sie schritten den Gang entlang, und das von der Decke fallende kalte Licht warf ihre langen Schatten auf den glatten

Boden. Was mochte ihr Ziel sein?

Suko wollte es herausfinden und schlich lautlos hinter den beiden Männern her ...

Das Eismonster kletterte aus dem Bottich. Ein grauenerregendes, von Dr. Tod erschaffenes Geschöpf, das mit einem Panzer aus gefrorenem Wasser umgeben war.

Und es lebte.

Aber dieses Monster war kein Mensch mehr, daran glaubte ich nicht. Bei seiner Entstehung hatte die Schwarze Magie ihre Hand mit im Spiel gehabt.

Es war groß, größer als ich. Auch breiter in den Schultern.

Von der Eiskruste stiegen Dampfwolken auf, die das Monster wie Nebel umhüllten.

Die Zapfen an den Klauen wirkten wie gläserne Messer.

Wasser tropfte von ihnen zu Boden und bildete nasse Flecken.

War es mir bisher verdammt kalt gewesen, so wurde es mir nun ziemlich heiß. Denn daß dieses Monster nicht mit mir Karten spielen wollte, war klar.

Ich ging einige Schritte zurück, vorbei an dem immer noch bewußtlosen Mafioso.

Starr fixierte ich das Ungeheuer. Ich überlegte, wie ich es besiegen konnte, aber es fiel mir keine Möglichkeit ein. Der Eispanzer würde den Mann schützen.

Die erbeutete Pistole hielt ich nach wie vor in meinen Händen. Automatisch fand mein Zeigefinger den Stecher der Waffe und zog ihn langsam zurück.

Noch stand das Eismonster still.

Dann aber setzte es sich in Bewegung. Steif und automatisch schritt es vor, das Eis knirschte und bröselte, als es weiterging und mich zum Ziel nahm.

Ich drückte ab.

Plötzlich war der hallenartige Raum erfüllt vom Krachen der Waffe. Die Pistole tanzte in meiner Hand. Mündungsfeuer

zuckte. Die Kugel jagte auf das Monster zu, traf die Eisschicht und prallte dort ab.

Als Querschläger kam sie zurück.

Ich mußte zu Boden.

Sofort lag ich flach, schoß aber im Liegen weiter. Die Pistole schien mit meinen Händen verwachsen zu sein, Kugeln jaulten gegen das Monster, doch sie stoppten es nicht.

Es ging weiter.

Knirschend, ungelenk.

Ich sah zu, daß ich wieder auf die Beine kam. Ein Schlag mit der Eishand hätte mir leicht meine Schädeldecke zertrümmert. Auf den glatten Fliesen rutschte ich, machte einen Spagatschritt, fand mich wieder.

Die Kugeln hatten bei dem Monster nicht gewirkt, vielleicht aber konnte ich den Panzer aufhacken.

Ich atmete schnell. Als weiße Wolke stand die Luft vor meinen Lippen.

Das Eismonster kam näher.

Konzentration!

Ich ließ das Geschöpf nicht aus den Augen. Nicht ein Schlag durfte mich treffen. Dann drehte ich die langläufige Pistole herum.

Verdammter Lauf war noch heiß. Aber nicht so schlimm, daß er mir die Haut von den Händen gerissen hätte.

Ohne vorher eine erkennbare Reaktion zu zeigen, sprang ich vor. Damit hatte das Eismonster nicht gerechnet.

Wuchtig drosch ich mit dem Waffenstahl zu.

Es war ein regelrechter Hammerschlag. Der Kolben der Waffe klirrte genau gegen das eisbedeckte Gesicht. Plötzlich zeigten sich Risse im Panzer.

Wie ein Spinnennetz zogen sie sich durch die Eisschicht.

Noch einmal drosch ich zu.

Hell klirrte es, als der Kolben das Eis traf, doch es bröckelte nicht ab.

Nur die Risse wurden zahlreicher.

Wahrscheinlich hätte ich eine halbe Stunde zuschlagen müssen, um das Eis zu brechen, doch die Zeit ließ mir das Monster nicht. Es bewegte sich zwar ungelenk, aber dann klappte es die Hände zusammen. Mein Kopf wäre zerquetscht worden, doch ich ging blitzschnell auf Tauchstation.

Dicht über meinem Haarschopf krachten die eisbedeckten Hände zusammen.

Eis rieselte auf meinen Kopf, gleichzeitig kam der Tritt. Ich hörte noch das Knirschen, wollte weg, doch es war zu spät. Der Schlag traf mich in Höhe der oberen Beinhälften. Wuchtig flog ich zurück, schlug mit dem Rücken auf, überrollte mich und blieb keuchend liegen. Mein linker Oberschenkel schien mit flüssiger Lava übergossen worden zu sein. Die Schmerzen wühlten hoch bis hin zur Hüfte.

Das Eismonster walzte vor. Jetzt hatte es mich am Boden und glaubte, der große Sieger zu sein. Doch so leicht wollte ich es dem Geschöpf nicht machen.

Ich stand auf.

Mein Bein knickte weg.

Verdammtd, es konnte mein Gewicht kaum tragen. Heftig biss ich die Zähne zusammen, kämpfte weiter und blieb tatsächlich auf den Füßen.

Das Eismonster war schon verdammt nahe. Nur mit einer schnellen Bewegung konnte ich einem Schlag ausweichen. Aber wie sollte ich es besiegen?

Kugeln nutzten nichts, und auch die fast leergeschossene Pistole als Schlaginstrument war wertlos.

Blieb mein Kreuz.

Ob es gegen das Monster wirkte?

Wenn es ein Geschöpf aus der Hölle war, bestimmt.

Wieder bog ich meinen Oberkörper zurück, um einem Hieb zu entgehen. Fast hätte er mich noch gestreift.

Dann hörte ich ein anderes Geräusch.

Stöhnen ...

Der Bewußtlose wachte auf.

Er stemmte sich plötzlich hoch, schaute mit glasigem Blick in die Runde und rieb sich sein angeschwollenes Kinn. Er hatte noch nicht begriffen, in welch einer Gefahr er schwebte, denn das Monster sah nicht nur mich als seinen Feind an, sondern auch ihn.

Der Mafioso lag zwischen mir und dem Monster.

Das Geschöpf hob das rechte Bein. Mir war klar, was es vorhatte. Es wollte den Mann tottreten.

Mafioso hin, Mafioso her. In erster Linie war dieser Mann ein Mensch. Und ich konnte nicht zusehen, daß man ihn töten wollte. Zwei Schritte lief ich vor - dann stieß ich mich ab.

In den ausgestreckten Armen hielt ich die Waffe, und so flog ich auf das Monster zu. Noch bevor es zutreten konnte, krachten wir zusammen.

Dieser Aufprallwucht hatte selbst das höllische Eisgeschöpf nichts entgegenzusetzen. Es wurde zurückgeschleudert, während ich den Aufprall bis in den letzten Knochen spürte, Das Monster krachte gegen den Bottichrand. Er war nicht sehr hoch, und als Stütze konnte man ihn auch nicht bezeichnen. Blitzschnell erkannte ich die Chance.

Meinen Handballen rammte ich unter das Kinn des Monsters. Den physikalischen Gesetzen folgend, bekam es Übergewicht und kippte nach hinten.

Direkt in den Bottich mit Eiswasser.

Gurgelnd verschwand das Untier.

Ich hatte ein paar Sekunden Luft. Die Zeit nutzte ich und zog mein Kreuz hervor.

Da schnellten schon die Arme des Eismonsters aus dem Wasser. Die gewaltigen Hände packten meine Kehle.

Ich wollte zurückspringen, schaffte es aber nicht, da ich in einer Pfütze ausrutschte, und dann hatte mich das verdammte Biest gepackt.

Ich spürte die eiskalten Pranken an meinem Hals und rang verzweifelt nach Luft.

Das Monster gab kein Pardon. Es stieg weiter aus dem

Wasser, drückte stärker zu, doch mir gelang es, das Kreuz zu packen und es in das Gesicht der grausamen Bestie zu drücken. Etwas zischte auf, als hielte man glühendes Eisen ins Wasser. Innerhalb von Sekunden wurde ein Loch in den Eispanzer des Gesichts gebrannt. Und die Hitze setzte sich fort. Sie schmolz das Eis kurzerhand weg.

Die harten Stücke zerliefen, das Monster gurgelte auf, es mußte Schmerzen haben, die kalten Pranken lösten sich von meinem Hals, und das Geschöpf fiel zurück in den Bottich. Wasser spritzte fontänenartig hoch, als es unter der Oberfläche verschwand.

Ich trat zurück und massierte mir den Hals. Himmel, das tat gut, endlich wieder atmen zu können.

Im Bottich spielten sich unheimliche Vorgänge ab.

Das Wasser schien plötzlich zu kochen. Es warf dicke Blasen, brodelte und zischte auf.

Eine Klauenhand erschien, der Teil eines Körpers, dann der Kopf.

Das Eis schmolz, die Kraft des Kreuzes hatte es zerstört.

Handgroße Stücke schwammen auf der Oberfläche, und der Auftrieb spülte das Monster an die Oberfläche.

Es war jetzt völlig vom Eis befreit.

Vor mir schwamm ein Toter.

Ich schaute in ein aufgedunsenes Gesicht, die Haut hatte einen bläulichen Schimmer, starr und glanzlos blickten die Augen. Jetzt enthielt dieser Bottich schon zwei Leichen, denn daß der Mafioso noch lebte, daran glaubte ich nicht.

Ich drehte mich um.

Der zweite Gangster stand hinter mir. Er hätte mich angreifen können, doch er tat es nicht. Mit weit aufgerissenen Augen starre er in den Bottich.

Ich sprach ihn an.

Er reagierte nicht.

»He!« rief ich.

Da zuckte er zusammen, blickte mir ins Gesicht, bewegte die

Lippen, doch kein Laut drang aus seinem Mund. Dieser Mann stand zu sehr unter einem Schock.

»Wie heißen Sie?«

»Gio!« lautete die Antwort.

Einige Brocken Italienisch konnte ich zum Glück. »Wo ist Dr. Tod?« fragte ich.

Er schaute mich verständnislos an. Da fiel mir ein, daß er den Namen gar nicht kennen konnte. Deshalb fragte ich ihn nach Solo Morasso.

Er deutete auf die Tür, durch die Dr. Tod verschwunden war.

»Kann man sie öffnen?« erkundigte ich mich.

»Nur er!«

Das hatte ich mir gedacht. So leicht war also an diesen Verbrecher nicht heranzukommen.

Was also tun?

Die eingefrorenen Personen fielen mir ein. Sie vegetierten in ihren Zellen dahin. Dr. Tod hatte davon gesprochen, daß sie noch lebten, deshalb mußte ich sie befreien.

Doch zuvor wollte ich Klarheit darüber haben, auf welcher Seite der Gangster stand.

»Ich habe dir das Leben gerettet«, sprach ich ihn an. »Und ich will nicht, daß du mir in den Rücken fällst. Wo stehst du?«

»Ich bin nicht gegen dich.«

Die Antwort kam schnell, zu schnell fast. Ich schaute ihm in die Augen, er senkte den Blick.

Ganz stand er also nicht auf meiner Seite, das war mir klar. Ausschalten wollte ich ihn jedoch nicht. Er kannte sich in diesen Gewölben aus und konnte mir eine große Hilfe sein.
»Wann wird Solo Morasso zurückkehren?« fragte ich.

»Ich weiß es nicht.«

»Okay, wir werden die Zeit zu nutzen wissen.« Ich winkte mit dem Kopf, »Ist die Tür dort verschlossen worden?« Es war die, durch die wir die Kältekammer betreten hatten.

»Keine Ahnung.«

Ich hob die zweite Pistole vom Boden auf und steckte sie ein.

Die andere Waffe behielt ich in der Hand. Rasch schritt ich auf die Tür zu. Dahinter lagen die Kältekammern.

Die Tür war verschlossen.

Scharf atmete ich ein.

Damit hatte ich nicht gerechnet.

»Sie ist zu, nicht?« fragte Gio.

Ich nickte.

»Und sie wird geschlossen bleiben!« hörten wir plötzlich eine Lautsprecherstimme. Sie schien von überall her zu kommen, dröhnte in unseren Ohren, dann erfolgte ein Lachen.

Längst hatte ich Dr. Tods Stimme erkannt. Und wahrscheinlich hatte er uns auch beobachtet, denn als ich mit meinen Blicken die Decke absuchte, erkannte ich in einer Ecke zwischen Decke und Wand das Auge einer Kamera.

»Du bist immer noch gefährlich, Sinclair!« donnerte Dr. Tod.

»Das habe ich selbst gesehen. Und der gute Gio hat sich auf deine Seite gestellt. Er wird mit dir sterben!«

Gio drehte durch. »Nein!« heulte er. »Ich will nicht.« Er fiel auf die Knie, hob den Kopf hoch und schaute in das Kameraauge.

Er war ein Jammerlappen, doch ich wußte, daß Dr. Tod keine Gnade kannte.

Gio rang die Hände. »Erbarmen, Capo, bitte ...«

»Du Widerling!« dröhnte Morassos Stimme. »Hattest du nicht den Auftrag, Sinclair zu erledigen?«

»Ja, ich ...«

»Du hast es nicht geschafft.«

»Nein!«

»Dann bist du ein Versager und wirst ebenso sterben wie der Geisterjäger.«

»Nein - bitte ...«

Es knackte im Lautsprecher. Solo Morasso hatte die Verbindung kurzerhand unterbrochen. Er wollte nicht mehr diskutieren.

Gio stand auf. Er schaute mich an. Blutunterlaufen waren

seine Augen. »Schwein!« keuchte er. »Du Bullenschwein! Du hast mir alles versaut! Wegen dir muß ich krepieren!«

Ich konnte seine Erregung verstehen. Trotzdem sagte ich:
»Noch leben wir, Gio!«

»Aber weißt du, wie lange? Weißt du eigentlich, was jetzt geschieht?« Er schaute mich aus blutunterlaufenen Augen an. Der Kerl war nicht mehr normal. »Wir werden ...« Dann drehte er durch und stürzte sich auf mich.

Ich hatte mit einer ähnlichen Reaktion gerechnet und steppete zur Seite. Gio rannte an mir vorbei. Ich stellte ihm ein Bein, er stolperte und fiel zu Boden.

Greinend blieb er dort liegen. »Es ist aus!« heulte er. »Er wird uns zu Eismenschen machen. Die Temperatur wird sinken.

Wir ...«

Ich hörte nicht mehr hin, obwohl er mit seinen ersten Worten recht gehabt hatte.

Inzwischen war es merklich kühl geworden.

Dr. Tod setzte seinen Plan in die Tat um. Er wollte uns bei lebendigem Leibe einfrieren

Es ging alles glatt.

Noch ...

Die beiden Grüngekleideten ahnten nicht, daß sie verfolgt wurden. Und Suko hütete sich, auch nur laut zu atmen. Im Gegenteil, er hielt sogar die Luft an.

Vor einer breiten Tür blieben die beiden stehen.

Auch Suko stoppte. Er war bis an die Wand geglichen und wartete ab, was geschehen würde.

Einer der Männer hob seinen Arm und drückte einen roten Knopf. Es gab einen leisen Summton, und schon glitt die Tür zur Seite.

Kälte strömte Suko entgegen. Die Temperatur war wesentlich tiefer als in dem anderen Keller. Näherten sie sich nun der berühmten Höhle des Löwen?

Und dann konnte Suko nicht mehr länger warten. Er mußte eingreifen, denn die Tür begann wieder zurückzurollen.

Gleichzeitig drehten sich die beiden Kerle um.

Der Chinese sprintete los.

Bevor sich die Mafiosi von ihrer Überraschung erholt hatten, war Suko bei ihnen. Er hatte es soeben noch geschafft, der Tür auszuweichen.

Blitzschnell hob er die Waffe und preßte sie dem ersten gegen den Hals.

»Wenn du einen Ton sagst, bist du tot!« drohte der Chinese.

Der Mann stand steif. Er rollte nur mit den Augen. Auch sein Komplize wagte nicht, sich zu rühmen.

Sukos Argument war eben zu überzeugend.

Er schaute sich um. Sie befanden sich in einem Raum, in dem zahlreiche Maschinen standen. Der Chinese hatte sie noch nie in seinem Leben gesehen, aber er folgerte sofort, daß dies hier das Herz der eigentlichen Anlage war. Hier standen die Turbinen, die Energie lieferten und auch Maschinen, die Kälte erzeugten.

Der Zufall hatte den Chinesen auf die richtige Spur geführt.

Er lächelte hart. Dann trat er zurück und sagte: »Okay, Freunde, und nun an die Wand mit euch!« Er sprach ein langsames Englisch und hoffte, daß er verstanden wurde.

Die Gangster gehorchten. Vorsichtig schritten sie rückwärts, bis sie mit ihren Rücken die Wand berührten. Über ihren Köpfen liefen dicke Rohre entlang. Ventile und Druckmesser sicherten sie. An manchen Stellen hingen Wassertropfen.

Suko nahm drei Schritte Abstand. Seine Waffenmündung pendelte. Sie wies einmal auf den linken Killer, dann auf den rechten. Die beiden machten nicht nur einen wütenden, sondern auch einen ängstlichen Eindruck. Sie hatten sich überbölpeln lassen. Und wenn das rauskam, würde Morasso kurzen Prozeß mit ihnen machen.

»Also«, sagte Suko und grinste hart. »Zuerst einmal die Waffen weg.«

Die beiden zuckten zusammen.

»Wird's bald?«

Tief holten die Mafiosi Luft. Sie sahen, daß sie keine Chance gegen den Chinesen hatten. Suko hielt das bessere Argument in der Hand. Synchron hoben sie ihre rechten Arme. Dann verschwanden die Hände unter den Brustklappen ihrer Overalls.

»Aber hübsch vorsichtig!« warnte der Chinese.

Sie hatten wirklich nicht die Absicht, tödliche Dummheiten zu begehen.

Mit spitzen Fingern lupften sie ihre Schießeisen hervor und warfen sie zu Boden.

Zwischen Suko und den beiden Mafiosi lagen jetzt zwei mattglänzende Bernadelli-Pistolen.

Der Chinese war zufrieden. Vorerst jedenfalls. Jetzt aber hatte er noch einige Fragen.

»Was wolltet ihr hier?« sprach er die beiden an.

Sie blieben stumm. Daß sie kein Englisch verstanden, konnten sie Suko nicht weismachen, schließlich hatten sie vorhin anders reagiert. Deshalb hob der Chinese seine Waffe an.

»Was wolltet ihr hier?«

»Nachschauen.«

»Was?«

»Die Aggregate.«

Suko runzelte die Stirn. Es klang durchaus plausibel, was ihm die beiden da sagten. Dieser Raum war mit sehr komplizierten Maschinen bestückt. Daß die einer Wartung bedurften, lag auf der Hand. Deshalb nahm Suko den beiden ihre Antwort auch ab.

»Ist hier die Zentrale?« fragte er.

»Nein.«

»Wieso nicht?«

»Die Zentrale befindet sich bei Solo Morasso.«

»Und wo ist das?«

»In der Nähe.«

»Genauer!« forderte Suko.

»Wir selbst waren noch nicht da«, erhielt er zur Antwort.

»Keiner darf zu ihm, nur Renato Gitti.«

»Und wer ist das? «

»Sein Stellvertreter.«

Jetzt wußte Suko wenigstens etwas über die Organisation.

Trotzdem war seine Neugierde noch längst nicht befriedigt.

Dr. Tod kümmerte ihn im Augenblick nicht so sehr, dieser Raum hier war wesentlich interessanter.

Denn von hier aus wurde die gesamte Kältetechnik gesteuert.

Hier lief die Maschinerie an. Und hier konnte man sie auch abstellen. Das war Suko am wichtigsten.

»Ihr kennt euch also aus?« fragte er.

»Ja.«

»Was sollt ihr denn warten?«

»Es ist unser üblicher Kontrollgang gewesen.«

»Ihr wißt genau, wie die Maschinen funktionieren und reagieren?« erkundigte sich Suko noch mal.

Nicken.

Der Chinese lächelte. »Okay, Männer, dann sind wir uns ja einig. Stellt die Maschinen ab!«

Den letzten Satz hatte er scharf ausgestoßen, und die Männer zuckten zusammen.

Suko ließ ihnen einige Sekunden. Dann wiederholte er seinen Befehl.

»Aber - aber das geht nicht«, wurde ihm geantwortet.

»Doch, ich will es.«

»Die Energieversorgung würde zusammenbrechen.«

»Das ist auch der Sinn der Sache. Ich will die Verbrechen eines Solo Morasso stoppen!«

Die beiden sahen sich an.

Der kleinere von ihnen hob die Schultern. Ihm schien es ziemlich egal zu sein, doch sein Kumpan wollte nicht so recht.

Finster zog er seine Augenbrauen zusammen.

»Mach keinen Unsinn!« zischte Suko.

»Er hat die besseren Argumente, Mano!«

Mano knurrte etwas in seinen nicht vorhandenen Bart und folgte seinem Kumpel.

Suko paßte auf wie ein Luchs.

Die beiden Mafiosi schritten auf die größte Maschine zu. Es war ein graugrün gestrichener viereckiger Kasten, aus dem Rohre wuchsen und kleinere Leitungen, die dicht unter der Decke im rechten Winkel abbogen und dann in der Wand verschwanden.

An der Vorderseite der Maschine glühten mehrere Lampen auf wie bunte Augen. Unter den Lampen gab es Schalter aus Kunststoff, in die mehrere Zeichen eingraviert worden waren. Die Männer drehten Suko den Rücken zu.

Der Kleinere ging in die Knie, während Mano stehenblieb, den Arm ausstreckte und plötzlich herumwirbelte.

Im nächsten Augenblick flog ein schwerer Schraubenschlüssel auf den Chinesen zu ...

Es wurde kälter!

Verdammst schnell sogar.

Zu schnell ...

Die Kälte drang von überall auf uns ein. Sie war wie ein schleichendes Gift, das in unsere Adern kriechen wollte. Die Haut verlor ihre Farbe, sie wurde weiß und kalt. Nase, Ohren und Fingerspitzen waren kaum noch zu fühlen. Ich mußte mich bewegen, wenn ich am Leben bleiben wollte.

Gio lag auf dem Boden und jammerte. Er heulte sogar. Die Tränen liefen an seinen Wangen herab. Bald würden sie zu Eisperlen gefrieren.

Ich ging zu ihm. »Los, stehen Sie auf, sonst frieren Sie hier am Boden fest!«

»Nein! Hau ab, du Drecksbulle!«

Dem Mann war nicht zu helfen. Trotzdem packte ich ihn an der Schulter.

Er schrie mich an.

Da ließ ich ihn los.

Ich zitterte. Die Kälte war kaum noch auszuhalten. Auf der Wasserfläche im Bottich hatte sich längst eine Eisschicht gebildet. An den Wänden sah ich den hellen Reif schimmern. Auch unter der Ecke glitzerten Eiskristalle.

Ich begann zu springen, wollte so meinen Kreislauf stabil halten und versuchen, mich aufzuwärmen.

Es war eine wahre Schinderei.

Meine Muskeln schienen bereits eingefroren zu sein. Die Bewegungen schmerzten.

Ich drehte die Finger, rieb über Nase, Ohren und Kinn, rübbelte, schrubbte und tat alles, um die Kälte und einen grausamen Tod zu besiegen.

Es war unmöglich.

Aufhalten konnte ich mein Ende zwar, aber nicht verhindern. Zudem trug ich nur ein dünnes Hemd, die Jacke lag im Hotelzimmer.

Ich begann zu laufen.

Zuerst auf der Stelle, dann immer um den Bottich herum. Ich mußte dies tun, um meinen Kreislauf stabil zu halten. Kippte er um, war es auch mit mir vorbei.

Gio hatte sich aufgerichtet. Er schaute mir nach und zitterte erbarmungswürdig. Dieser Mann hatte kaum noch Kraft. Auch jetzt brach er wieder zusammen.

Ich unterbrach meinen Lauf und blieb neben ihm stehen.

»Komm endlich hoch!« schrie ich ihn an. »Reiß dich doch zusammen!« Ich streckte meinen Arm aus und wollte ihn hochheien.

Er aber kreischte. »Nein, es hat keinen Zweck mehr. Wir kreppieren beide. Die Kälte frißt uns. Hätte ich dich doch umgelegt!« Wieder heulte er.

Ich blickte in sein Gesicht und sah, daß seine Tränen in der Tat gefroren waren.

Aber er wollte nicht!

Sterben lassen konnte ich ihn auch nicht. Er war ein Mensch.

Ich griff zur Radikalkur. Zweimal schlug ich mit der flachen Hand in sein Gesicht.

Er schrie.

»Wirst du endlich vernünftig!« herrschte ich ihn an.

Er wurde es, jedoch auf seine Weise.

Woher er die Kraft nahm, wußte ich auch nicht. Plötzlich schnellte sein Arm vor. Und er wollte mir eine Waffe entreißen. Fast hätte er es geschafft. Im letzten Augenblick schlug ich auf sein Gelenk, und er ließ die Waffe los.

Heulend sackte Gio zusammen.

»Dir ist wirklich nicht zu helfen!« keuchte ich und trat zwei Schritte zurück.

Mir war klar, daß Dr. Tod uns beobachtete. Sollte er nur, noch sah er mich nicht winseln, und er würde mich auch so leicht nicht zu Kreuze kriechen sehen.

Ich lief weiter.

Runde um Runde drehte ich.

Und die Kälte nahm zu.

Aus dem ersten Rauhreif an den Wänden waren schon Kristalle geworden. Ich wagte kaum noch, einen Blick auf den Bottich zu werfen, denn aus der gefrorenen Oberfläche schaute eine Hand.

Es war ein makabres Bild.

Die Zeit verging.

Und es kam auch der Punkt, an dem das Laufen nichts mehr nutzte. Die schleichende Kälte war einfach stärker. Sie lähmte die Gefühle, stoppte sogar die Gedanken, und mich überkam eine gewaltige Müdigkeit.

Schlafen - am liebsten hätte ich geschlafen.

Das waren bereits die ersten Zeichen einer Lethargie, die dem Tod vorausging.

Ich mobilisierte alle Kräfte, spornte meinen Willen an, rieb mein Gesicht und merkte mit Erschrecken, daß dies auch nichts mehr nutzte. Zu weit hatte sich die Kälte vorgefressen.

Ich blieb in Bewegung.

Aber wie langsam.

Manchmal konnte ich meine Beine nicht mehr anheben. In meinen Haaren klebten Eiskristalle. Sie knirschten zwischen den Fingern, als ich durch den Schopf fuhr.

Auch die Augenbrauen waren verkrustet. Ebenso die Nasenlöcher. Einen Mundschutz hatte ich nicht. Wann würde mir die Kälte die Lunge zerbeißen?

Dr. Tod mußte es eine diebische Freude bereiten, mich zu sehen. Wie meine Bewegungen immer schwächer wurden, die Lethargie dafür um so stärker.

Wann kam das Aus?

Kaum gehorchten mir meine Beine. Ich stolperte voran. Die beiden Waffen klirrten zu Boden. Ich wagte jetzt nicht mehr, das Metall anzufassen, meine Hände wären unter Umständen kleben geblieben.

Jeder Schritt wurde zur Qual. Ich schleppte mich um den Bottich, dann auf die Tür zu.

Und da hörte ich die Stimme.

»Das ist das Ende, John Sinclair! Du wirst krepieren, eingehen, jämmerlich erfrieren. Und ich brauche nichts zu tun, keinen einzigen Handschlag. Die Kälte frißt dich auf. Ich freue mich jetzt schon auf die Gesichter beim Yard, wenn sie deine Leiche sehen!«

Antwort gab ich nicht. Dazu war ich viel zu schwach. Viel zu schwach ...

Nur schlafen ...

Lachen. Höhnisch, gemein.

Ich stolperte, fiel hin. Meine Reaktionen waren nicht schnell genug. Lang knallte ich auf das Gesicht.

Ich blieb liegen. Groggy, erschöpft, wollte mich hochstemmen, winkelte die Arme an.

Sie trugen mein Gewicht nicht mehr.

Aus!

Die verdammte Kälte hatte gesiegt!

Der Schraubenschlüssel war mit ungeheurer Wucht geschleudert worden. Er drehte sich um die eigene Achse und hätte Sukos Schädel getroffen, doch der Chinese besaß ausgezeichnete Reflexe. Nicht umsonst war er ein Meister in der Beherrschung fernöstlicher Kampftechniken.

Er duckte sich.

Haarscharf rasierte der schwere Schlüssel über seinen Kopf hinweg. Suko spürte den Luftzug und hörte das helle Geräusch, mit dem das Werkzeug gegen die Wand knallte. Dann kam Mano selbst.

Die Wut mußte ihn übermannt haben, denn er achtete nicht auf Sukos Waffe. Und der Chinese dachte nicht daran, auf ihn zu schießen. Mit dem Lauf schlug er zu.

Der streifte Manos Ohr. Sein Kopf aber bohrte sich in Sukos Magen. Der Chinese und Mano flogen zurück und prallten zu Boden.

Mano brüllte: »Nimm die Kanone, Ugo. Verdammt, nimm sie doch!« kreischte er.

Er wollte noch mehr sagen, doch Suko zog seinen Ellbogen hoch und traf ihn unter dem Kinn.

Die beiden Kiefer klappten zusammen.

Dann machte der Chinese ernst. Wuchtig schleuderte er den Kerl von sich herunter, nahm dessen Beine zwischen seine eigenen und hieb mit der Handkante zu.

Mano zuckte noch einmal und blieb bewußtlos liegen.

Ugo hatte sich nicht gerührt. Vor Angst stand er starr auf dem Fleck. Er schaute dem Chinesen nur aus großen Augen entgegen und hob abwehrend beide Hände, als Suko auf ihn zuschritt.

»Bitte«, flüsterte er, »bitte - nicht ...«

Suko lächelte nur. »Keine Angst, ich tue dir nichts, aber nur, wenn du vernünftig bist.«

Ugo nickte.

»Kannst du die Maschinen abstellen?«

»Ja.«

»Dann los.«

Der Mafioso drehte sich um. Suko beobachtete ihn genau. Er legte auch seine Beretta nicht aus der Hand, sogar während des Kampfes hatte er sie nicht losgelassen.

Ugo drückte einige Knöpfe und legte zwei Hebel um.

Das Summen wurde leiser.

Ein Erfolg? Suko hoffte es. Er packte Ugo an der Schulter und drehte ihn herum.

»Da du dich hier auskennst«, sagte er, »wirst du mich jetzt zu ihm bringen.«

Ugo erschrak. »Zu Morasso?«

»Ja.«

»Er wird uns töten!«

Suko grinste hart. »Das laß nur meine Sorge sein, Freund. So leicht stirbt man nicht. Vorwärts jetzt!«

Ich dämmerte dahin.

Die Phantasie gaukelte mir die schönsten Bilder vor. Eine warme Tropenlandschaft, einen herrlichen Sonnenuntergang, Meer. Wellen, sanftes Rauschen, das mich einlullte ...

Und dann der Schmerz.

Ich spürte ihn noch, und er schoß von der Hüfte aus hoch durch meinen Körper.

Jemand lachte rauh, dann packten mich zwei Hände und drehten mich herum.

Mühsam öffnete ich die Augen. Die Wimpern waren eisverklebt, und mein Hemd bereits steif gefroren, so daß man es hinstellen konnte.

Ein fremdes Gesicht schaute mich an. Kalte Augen, ein zynischer Mund, eine breite Stirn.

Es war nicht Dr. Tod.

Aber ich vernahm dessen Stimme. »Lebt er noch?« fragte er.

»Schwach!«

»Stellen wir ihn in die Kammer! Beeil dich, Renato!«

Der mit Renato Angesprochene bückte sich und hob mich hoch. Kaum lag ich auf seinen Armen, als Dr. Tod einen wilden Fluch ausstieß.

»Verdammter, es wird wieder warm. Hast du die Maschine abgestellt?«

»Nein!«

»Wer dann?«

»Ich weiß es nicht!«

Dr. Tod entschied sich innerhalb von Sekunden. »Stell du ihn in die Kammer, ich werde nachsehen!«

Ich hörte noch die Schritte des dämonischen Verbrechers, dann war ich mit diesem Renato allein.

Ich versuchte, mich zu bewegen.

Es ging nicht.

Nicht einmal die Fingerspitzen. Alles war erfroren. Und wenn er mich jetzt in die Kammer stellte, bekam ich den Rest. Wie ein kleines Kind trug er mich auf seinen Armen durch den Raum. Seine Schritte dröhnten auf dem Boden. Die Echos hallten von den Wänden.

Ich konnte mich nicht bewegen. Mein Kopf lag in seiner Armbeuge, ich schaute ihn an, in seinem Gesicht regte sich kein Muskel. Er war brutal und abgebrüht bis ins Mark.

Wir erreichten die Tür.

Renato öffnete.

Dahinter der Gang mit den einzelnen Kältezellen.

Wir gingen vorbei, passierten die Eingefrorenen, erreichten die letzte Zelle.

Dort stand mein Name.

Er ließ mich zu Boden gleiten.

Ich konnte nichts machen. Ich war festgefroren, erledigt von dem grausamen Kälteschock.

Renato hatte einen Schlüssel, um die Tür zu öffnen. Er tat dies mit sicheren Bewegungen und dem Bewußtsein, daß jetzt nichts mehr schiefgehen konnte.

Ich krümmte mich zusammen, wollte mich zur Seite rollen,

doch mein Körper machte nicht mit. Er reagierte nicht auf die vom Gehirn abgegebenen Befehle.

Renato zog die Tür der Kammer auf.

Mit einem saugenden Geräusch glitt sie nach außen.

Jetzt lag die Kammer vor mir.

Renato bückte sich und hob mich an.

Kein Muskel zuckte in seinem Gesicht. Es blieb völlig gleichgültig. Ich machte mich schwer, versuchte es jedenfalls. Es hatte keinen Zweck, ich war zu schwach.

Und da hörte ich die Stimme. »Laß ihn los, Bastard!«

Suko!

Himmel, das war Suko, der geschrien hatte.

Renato ließ mich los.

Hart fiel ich zu Boden, aber das war egal. Was weiter geschah, bekam ich kaum mit.

Ich hörte nur die Schüsse.

Hell peitschte die Beretta.

Ein Aufschrei. Renato stolperte, brach neben mir zusammen.

Blut sickerte aus einer Brustwunde. Seine Augen brachen. Der Mafioso war tot.

Dann kniete Suko neben mir. Ich wollte ihm etwas sagen, konnte aber nicht sprechen, doch Suko wußte Bescheid.

Er rannte in den Eiskeller hinein, während ich auf dem Boden lag und nichts tun konnte.

Dann vernahm ich laute Stimmen, hörte Schüsse und wurde irgendwann bewußtlos.

Das Zimmer war hell. Sonnenlicht fiel durch das Fenster, traf mein Gesicht, wärmte es.

Ich schlug die Augen auf.

Zwei Männer saßen an meinem Bett. Suko und der Kommissar. Und beide lächelten.

»Was ist denn los?« fragte ich.
»Daß sie dich noch mal aufgetaut haben, ist ein Wunder«,
erwiderte Suko.
»Wieso?«
Der Chinese berichtete, daß der Kommissar mit seinen
Männern früh genug gekommen war und mich gerettet hatte.
»Und Dr. Tod?« fragte ich.
Suko hob die Schultern. »Er ist entkommen! Niemand weiß
wohin«, erklärte der Kommissar.
Das hatte ich mir gedacht. So leicht war dieser Verbrecher
nicht zu fassen. Ich konnte mich wieder auf einen harten
Kampf gefaßt machen. Dr. Tod würde nie freiwillig aufgeben.
Er nicht ...

VERLIES DER ANGST

Die beiden Lichtbahnen der Scheinwerfer fielen in sich zusammen und verlöschten.

Dunkelheit!

Allmählich kristallisierten sich die Geräusche des nächtlichen Waldes heraus.

Da raschelte es im Unterholz, da schrie klagend ein Käuzchen, eine Eule flatterte heran und strich dicht über das Wagendach hinweg. In ihrem Schnabel hing eine Maus.

Auch in deutschen Wäldern gibt es Raubtiere, die nachts ihre Beute schlagen.

Das alles wußten die beiden Männer zwar, doch es interessierte sie nicht. Sie hatten andere Sorgen. Sie blieben erst einmal in ihrem Mercedes-Caravan sitzen und beobachteten den Trampelpfad, der parallel zur Westgrenze des Waldes verlief. Alles blieb ruhig. Kein Mensch ließ sich blicken. Kein Verfolger, kein Agent oder Polizist.

Der Kerl auf dem Beifahrersitz lachte. »Sie haben es nicht gepackt, die verdammten Bullen. Und dabei wollten sie immer so schlau sein, so verflucht schlau!«

Sein Kumpan nickte, schwieg jedoch. Er war nicht so optimistisch, er hatte seine Erfahrungen mit der Polizei gemacht. Zehn Jahre seines bisher 40jährigen Lebens hatte er schon hinter Gittern gesessen. Die Zeit war bestimmt nicht angenehm gewesen.

»Wie lange sollen wir noch warten?« fragte der Mann auf dem Beifahrersitz. Er hieß Karl Wilden und trug eine dunkle Lederjacke, dessen Material bei jeder Bewegung knarrte. Bodo Blau hob die Schultern. »Keine Ahnung. Ich steige erst aus, wenn die Luft rein ist.«

»Und woran merkst du das?« erkundigte sich Karl.

»Ich rieche so etwas.«

Karl Wilden grinte. »Warst ja auch lange genug hinter Gittern.«

»Genau, da merkt man, wer falschspielt.«

Die Minuten verstrichen. Wilden rauchte eine Zigarette. Bodo

Blau achtete darauf, daß sein Kumpan die Zigarette in der hohlen Hand hielt, wenigstens deckte er die Glut ab.
Bodo fragte sich, ob er mit Wilden überhaupt einen so guten Fang gemacht hatte. Karl galt in der Branche zwar als äußerst brutal und abgebrüht, aber er brauchte für dieses Geschäft auch Nerven. Wer auffiel, ging unter. Die Hintermänner waren so stark, daß sie Killerkommandos befehligen und Versager abschießen ließen.

Im Waffengeschäft kannte man kein Pardon.

»Was ist los?« fragte Wilden, der bemerkt hatte, daß er angesehen wurde.

»Nichts.«

Wilden stieß den Rauch gegen die Frontscheibe und grinste nur. »Du ärgerst dich wohl, daß du mich mitgenommen hast, wie?«

»Unsinn.«

»Doch, doch, das spüre ich. Aber ich habe dir vorher gesagt, Bodo, du bist der Boß.«

»Dann ist es ja gut.« Bodo Blau öffnete die Tür. Kühle Luft drang in den Wagen.

»Jetzt schon?« fragte Wilden.

»Ja.«

Die Männer verließen den Mercedes. Behutsam drückten sie die Wagentüren zu.

Wilden überprüfte seine Waffe. Er hatte den schweren 45er Colt-Revolver in einem Holster am Gürtel stecken. Dort störte ihn das Gewicht nicht.

Bodo Blau trug eine flache FN-Pistole. Er war nie so schnell mit der Hand an der Waffe, aber wenn er schoß, dann traf er auch. Meist tödlich.

»Bleib du zurück«, sagte Bodo. In der Stille senkte er seine Stimme.

Karl nickte.

Der Trampelpfad am Waldrand bestand aus zwei Treckerspuren. Zwischen ihnen wuchs Gras. Es roch frisch in

der Kühle der Nacht, und links des Wegs wuchs das Korn auf einem riesigen Feld seiner Reife entgegen.

Karl Wilden schaukelte wie ein alter Elefant daher. Er war der typische Großstadtmensch, der mit der Natur nicht viel im Sinn hatte. Im Dschungel würde er eingehen, doch im Häuserdschungel von Frankfurt fühlte er sich wohl. Da hatte er sich seine ersten Sporen verdient und in Hamburg dann weitergemacht.

Bodo Blau ging voraus. Sein Schritt war leichtfüßiger, und er hatte seine Augen überall. Als er stehenblieb, wäre Wilden fast gegen ihn gestolpert.

»Gib doch acht, du Roß!« zischte Blau.

Wilden knurrte nur.

Bodo hob den Arm und schwenkte ihn nach rechts, wo der Wald als eine dunkle Wand stand.

»Da müssen wir hinein.«

»Wenn du das sagst.«

»Reiß dich jetzt zusammen!« flüsterte Blau scharf. »Das hier ist kein Spaziergang. Schließlich bekommst du 5000 Mark für deinen Job. Und das ist verdammt viel.«

»Bei einem Überfall auf eine Sparkasse wäre mehr herausgesprungen.«

Bodo zeigte seine Zähne. »Sicher, aber dann hätten sie dich auch erwischt und eingelocht, bei deinem sprichwörtlichen Pech. Manchmal frage ich mich, warum ich dich überhaupt mitgenommen habe.«

»Weil du keinen besseren Fachmann finden konntest.«

Blau grinste. »Auch noch eingebildet.«

Dann ließ er seinen Kumpan stehen, ging nach rechts und schlug sich in das Unterholz.

Auf diesem Boden wuchs Mischwald. Es gab Fichten, Tannen, aber auch Buchen und Eschen. Der Boden war an einigen Stellen etwas sandig. Kein Wunder, sie befanden sich schließlich am Rand der Heidelandschaft.

Karl Wilden war größer als Bodo. Er mußte öfter den Kopf

einziehen, um tiefhängenden Zweigen und Ästen auszuweichen. Manchmal brach er sie auch kurzerhand ab, und die knackenden Geräusche klangen im nächtlichen Wald doppelt so laut.

Blau wurde wütend. Er fauchte. »Stampf hier nicht durch die Gegend wie ein wilder Büffel. So hört man dich schon bis zum nächsten Dorf, verdammt.«

»Bin eben nicht Tarzan.«

»Das hat damit nichts zu tun. Reiß dich zusammen, das ist alles, was ich verlange.«

Wilden schwieg wütend. Er nahm sich aber vor, nie mehr in solch einen Job einzusteigen. Da holte er sich lieber ein paar Mädchen, die für ihn anschafften, während er an der Bar hockte und pokerte.

Fichtennadeln piekten in Wildens Gesicht. Nur mit Mühe unterdrückte er einen Fluch.

Je tiefer sie in den Wald eindrangen, um so weniger dicht standen die Bäume. Fast konnten sie ungehindert gehen, und Wildens Laune besserte sich.

Bodo Blau blieb hin und wieder stehen, um einen Blick in die Runde zu werfen. Dann nickte er jedesmal zufrieden, er befand sich auf dem richtigen Weg.

Karl Wilden verging die Zeit viel zu langsam. Als Blau endlich stehenblieb, atmete er auf,

»Wir sind da!« meldete Bodo.

»Wieso?«

»Siehst du denn nichts?« Bodo Blau deutete nach vorn.

»Diese Erhebungen auf dem Waldboden.«

»Ja - stimmt.«

»Das ist das Versteck.«

Wilden grinste. »Was soll das denn?«

Bodo Blau ließ sich herab, seinem Kumpan eine Erklärung zu geben. »Das sind sogenannte Hünengräber. Sie stammen noch aus vorchristlicher Zeit. Die Heiden haben sie errichtet und dort ihre Toten begraben.«

»Komme mir vor wie in der Schule.«

»Da hast du doch immer gefehlt«, spottete Blau.

Wilden stieß ihn an. »Los, geh schon, ich will endlich die Knarren sehen. Die scheiß Gräber können mir gestohlen bleiben. Wenn ich nur allein an den Rückweg denke, bin ich schon sauer.«

Bodo gab keine Antwort, sondern schaute sich um. Sie befanden sich auf einer Lichtung. Mehrere Hünengräber gab es hier. Sie wuchsen wie Buckel aus dem Boden und wirkten irgendwie fremd und nicht in diesen Wald gehörend.

Bodo war ein vorsichtiger Mann. Aus diesem Grunde hatte ihn die Polizei noch nicht erwischt, und deshalb fiel ihm auch die verdächtige Stille auf, die hier herrschte.

Die Tiergeräusche waren verstummt. Und selbst der Nachtwind war eingeschlafen.

Über der kleinen Lichtung lag eine seltsame Stille.

Bodo ging vor. Unter seinen Füßen knackten trockene Zweige. Fast wie Schüsse hörten sich die Geräusche an. Er schaute nach oben. Die Bäume bildeten ein Dach. Vom Himmel war nichts zu sehen. Es funkelte kein Stern, und auch der Mond war hinter dicken Nachtwolken verborgen.

Eine unheimliche Atmosphäre umgab sie.

Karl Wilden merkte davon nichts. Er war ein regelrechter Bauer. Ungeduldig scharrete er mit seinem Fuß. Wilden wollte den Job endlich hinter sich bringen. Er kümmerte sich einen Dreck um Stimmungen oder um die nächtlichen Geräusche des Waldes.

Bodo Blau zählte die Gräber. Er sah vier Hügel, rechnete dabei von links nach rechts, und auf dem zweitletzten Grab blieb sein Finger ruhen.

»Das ist es«, sagte er und ging los.

Wilden folgte ihm schnell. Als er die doch schweren Steine sah, begann er zu fluchen.

»Und die sollen wir alle abräumen?« knurrte er.

»Nicht alle. Wir legen nur den Eingang frei.«

»Meinetwegen.«

Die beiden Männer mußten um das Grab herumgehen, denn der Einstieg war zur Nordseite hin angelegt worden.

Jetzt machte sich Wilden sofort an die Arbeit. Die Aussicht auf eine rasche Rückkehr und auf das zu verdienende Geld beflogelte ihn. Er packte mit seinen Riesenpranken den ersten Stein und wuchtete ihn herum.

Fast wäre er Blau auf die Füße gefallen, er konnte gerade noch zur Seite springen.

»Paß doch auf!« zischte Bodo.

Karl Wilden sagte nichts, er machte weiter. Wieder räumte er einen großen Stein weg, dann den dritten.

Blau beobachtete nur.

Und er hatte ein komisches Gefühl.

Irgend etwas stimmte hier nicht. Da war was anders, er konnte es sich nicht erklären, aber die Gefahr schien um die beiden Männer herum zu lauern.

Seltsam ...

Das Lachen seines Kumpans ließ ihn aufhorchen. »Ich hab das Zeug!« meldete Wilden,

Bodo Blau drehte sich und sah Wilden am Boden liegen.

Hände und Kopf waren innerhalb des Hünengrabes verschwunden, dann drehte er sich auf die linke Seite und zog ein längliches Paket hervor. Es war in Ölpapier gewickelt, und die Konturen der Gewehre zeichneten sich darunter ab.

Blau war sofort da und half Wilden, das Waffenpaket hervorzuziehen. »Ist die Kiste auch da?« fragte er.

»Gib mal die Lampe.«

Die hatte Blau an seinem Gürtel hängen. Er reichte Wilden die Leuchte in die Höhle hinein.

Seltsam kalte Luft strömte ihm entgegen. Er bekam eine Gänsehaut.

»Scheiße, die Kiste sehe ich nicht!« erklang Wildens dumpfe Stimme.

»Aber sie muß da sein.«

»Vielleicht weiter hinten. Das komische Grab ist ziemlich groß. Hätte ich nie gedacht.«

»Dann klettere doch hinein.«

»Für 5000 Piepen ist das aber das letzte«, beschwerte sich Karl Wilden, dann zog er noch mal seine Beine an, gab sich Schwung und verschwand.

Blau wartete.

Das seltsame Gefühl verstärkte sich, und hätte er gehahnt, was seinem Kumpan passierte, dann wäre er fluchtartig weg-gelaufen. So aber nahm das Schicksal seinen Lauf ...

In der Kiste sollten Maschinenpistolen und Handgranaten liegen. Die Hamburger Unterwelt wartete auf die Waffen. Besonders eine Bande, die damit einen Krieg entscheiden wollte. Es ging um die Vorherrschaft auf der Reeperbahn, da war man nicht zimperlich. Karl Wilden gehörte dieser Bande an. Wenn sie erst mal die Waffen hatten, dann konnten ihre Gegner, die verdammten Algerier, zusehen, wo sie blieben. Der Grabeingang war ziemlich schmal. Dann aber ging es direkt in die Tiefe. Wilden leuchtete mit der Lampe und sah vor sich einen Schacht. Er war sauer. Wenn die Kiste da unten lag, würde es verflucht schwer werden, sie hochzuholen.

Er beugte sich vor, drehte den Arm und leuchtete in den Schacht hinein.

Im selben Augenblick geschah es.

Aus der Tiefe des Schachtes stießen zwei Hände nach oben und packten erbarmungslos zu. Sie fanden mit tödlicher Sicherheit den Hals des Verbrechers und schnürten ihm die Luft ab.

Wilden wollte schreien, doch nur ein Röcheln drang aus seiner Kehle. Seine Hände fuhren hoch, um den Würgegriff zu lockern. Dabei öffnete er zwangsläufig seine Finger. Die Lampe fiel und verschwand im Schacht.

Das Unbekannte zog und zerrte.

Wilden stemmte sich gegen den Griff, schlug mit den Fäusten, doch er hatte keine Chance.

Die eiskalten Würgefänger waren stärker.

Karl Wilden bekam das Übergewicht. Mit dem Kopf voraus, stürzte er in den Schacht hinein.

Er merkte kaum, daß sich die Finger von seiner Kehle lösten, krümmte sich jedoch instinktiv zusammen, so daß er nur mit der Schulter aufprallte und sich nicht das Genick brach.

Trotzdem hatte er das Gefühl, seine linke Schulter wäre auseinandergerissen worden.

Er stöhnte auf, wälzte sich herum und tastete nach seiner Waffe.

Wilden fand sie nicht. Sie mußte ihm während des Falls aus dem Gürtel gerutscht sein.

Jetzt war er waffenlos.

Irgendwo lag die Lampe. Ihr Schein fiel gegen eine Erdwand und leuchtete einen Teil der Höhle aus.

Es war ein regelrechtes Verlies. Aber kein leeres Verlies, denn Wilden sah seltsame Gegenstände, die ihn an Särge erinnerten oder Lagerstätten.

Vier insgesamt zählte er.

Seltsam daran war, daß diese Särge nicht aus Stein oder Holz bestanden, sondern aus Baumrinde und boottähnliche Maße hatten.

Wilden hatte sich in seinem Leben nie über Hünengräber und Bestattungsarten älterer Kulturen Gedanken gemacht, deshalb wußte er mit diesen Särgen auch nichts anzufangen.

Für ihn zählte einzlig und allein, daß die Särge nicht leer waren.

Es lagen Gestalten darin.

Und was für welche.

Grausame Geschöpfe, eingetrocknet, mumifiziert, mit schlimmen Gesichtern und einer Haut versehen, die wie brüchiges Pergament schimmerte. Hier unten lebten Monster. Dann hörte er eine Stimme.

»Du hast die Ruhe der Toten gestört, Eindringling. Dafür wirst du büßen!«

Die Stimme klang dumpf und grausam. Karl Wilden war klar, daß sie nicht spaßte.

Er spürte noch nachträglich die würgenden Hände um seinen Hals und die Druckstellen, die diese Klauen hinterlassen hatten.

Wilden bekam Angst.

Zum erstenmal seit langer Zeit spürte er dieses Gefühl.

Dieses hier war eine Szene, die er nicht fassen konnte, die sein Verstand nicht zu analysieren vermochte, sie war zu schlimm, zu unwirklich und alptraumhaft.

Er stand hier einer Welt gegenüber, die es eigentlich gar nicht geben durfte.

Höchstens in Märchen oder Sagen ...

Aber Märchen und Sagen entsprachen nicht den Tatsachen.

Er befand sich mitten in einem deutschen Wald, zwar unter der Erde, aber dennoch ...

Wildens Gedanken wurden abrupt unterbrochen, denn nun erhoben sich die Gestalten.

Die Donnerstimme war verstummt, dafür hörte Wilden das Schaben und Knistern, das von den unheimlichen Gestalten ausging, als sie ihre Särge verließen.

Wildens Herz raste. Der Schweiß stand ihm auf der Stirn, weit waren seine Augen aufgerissen, er zitterte am gesamten Körper. Seine Hand tastete umher, suchte nach der Waffe, und dann fanden die Finger das kühle Metall.

Sofort packte Karl zu.

Jetzt fühlte er sich etwas besser.

Er zog die Beine an, krümmte seinen Oberkörper und stöhnte, als er sich mit dem linken Arm aufstützte.

Die Waffe in seiner Hand zitterte. Plötzlich wurde der Revolver verdammst schwer, aber Wilden biß die Zähne zusammen.

Dann schoß er.

Eine Feuerblume stach aus dem Lauf. Seltsam dumpf klang der Abschuß in diesem Verlies tief unter der Erde, und die Kugel hieb durch den vorderen grauenhaften Körper.

Der unheimliche lebende Tote zuckte zusammen, wurde zurückgeschleudert, aber er blieb auf den Beinen. Das schwere Kaliber hatte ein Loch in seine Brust gerissen, war am Rücken wieder herausgetreten und in der Wand steckengeblieben.

Mehr geschah nicht.

Wilden schoß noch einmal, nahm sich diesmal ein zweites Monster als Zielscheibe, und er erlebte wieder das gleiche. Die Horror-Wesen waren nicht umzubringen.

Dann schlugen sie zurück.

Plötzlich waren sie über ihm. Wilden wollte sich erheben, doch das ließen sie nicht zu.

Sie warfen sich auf ihn.

Wieder waren die Hände da, die seine Kehle zudrückten.

Andere faßten nach seinen Armen, fetzten seine Kleider auf.

Karl Wilden spürte plötzlich die Schmerzen, sah das Blut.

Sein Blut ...

Danach wußte er nichts mehr.

Bodo Blau wartete.

Minutenlang hatte er nichts von Karl gehört. Und das kam ihm seltsam vor.

Bodo trat bis dicht an den Eingang des Grabes und schaute in die Öffnung.

Von Karl war nichts zu sehen.

Er rief dessen Namen.

Keine Antwort.

Die Stille war beinahe grausam. Auch Bodo bekam es mit der Angst zu tun.

Sollte seinem Kumpan etwas passiert sein? Hatte er sich vielleicht übernommen, indem er das Grab erforschen wollte?

Was lauerte dort? Unheil?

Vorsichtig und auch ängstlich schaute Bodo sich um.

Nichts - der Wald schwieg ...

Keine Tierstimme, kein Rascheln, nicht einmal der Wind sang sein nächtliches Lied.

Für Bodo Blau war es zu still.

Und es stimmte einiges nicht.

Die ganze Atmosphäre schien vergiftet zu sein. Er fühlte sich beobachtet und wäre am liebsten weggelaufen, aber so etwas wie Pflichtbewußtsein überkam ihn. Er konnte seinen Kumpel nicht im Stich lassen.

Außerdem waren da noch die Waffen, auf die einige Leute in Hamburg warteten.

Bodo zog seine Pistole.

Noch einmal schaute er in das Grab hinein. Sie hatten leider nur eine Lampe mitgenommen, das rächte sich jetzt.

Ein dumpfes Geräusch drang an seine Ohren. Als hätte jemand tief unter der Erde geschossen.

Ein Schuß?

Sollte vielleicht Karl auf irgend etwas getroffen sein, das ...

Seine Überlegungen stockten, denn gleichzeitig hatte er hinter sich ein Geräusch gehört.

Sofort sprang Bodo Blau auf die Füße und drehte sich um.

Der Stein eines anderen Hünengrabes war umgekippt und mit dumpfem Aufschlag zu Boden gefallen.

Aber wieso? Von selbst?

Daran glaubte Bodo nicht, und seine Zweifel wurden auch rasch bestätigt.

Der nächste große Stein fiel um. Er prallte auf den ersten, wobei es einen scheppernden Ton gab.

Bodo Blau stand wie festgewachsen. Das rechte Bein hatte er vorgeschoben, den Absatz des linken Fußes dabei fest in die Erde geklemmt.

Den rechten Arm hielt er ausgestreckt und in der Hand seine FN-Pistole. Der Finger lag am Abzug. Ein winziger Druck nach hinten nur, und er würde schießen.

Nun konnte er in das Hünengrab hineinschauen. Viel sah er dabei nicht. Nur einen dunklen Eingang.

Oder nicht?

Irgend etwas bewegte sich dort in der Dunkelheit des Grabeinganges. Aber was? Ein Mensch?

Bodo Blau traute sich keinen Schritt vor. Er dachte auch nicht an das Schicksal seines Kumpans, denn jetzt geriet er selbst in Gefahr.

Die Gestalt verließ das Grab.

Obwohl die Finsternis über der Lichtung lag, war es dort doch heller als innerhalb des Hünengrabes. Und Bodo Blau erkannte mit Erschrecken, daß vor ihm kein Mensch stand, sondern ein Monster.

Einen anderen Ausdruck fand er nicht. Der Unheimliche verließ die Ruhestätte und richtete sich jetzt auf.

Er war groß, viel größer als Blau.

Und er trug ein dunkles, zerfetztes Tuch um seinen Leib. Es erinnerte Bodo an einen Poncho.

Doch was war das für ein Kopf!

Ein grauenerregender Schädel mit Haaren darauf, die den Verbrecher an wirres, wild ineinander verschlungenes Wurzelwerk erinnerten. Soweit er erkennen konnte, schien das Gesicht länglich zu sein, mit einem fliehenden Kinn und einer unterentwickelten Nase versehen. Die Haut erinnerte an brüchige Rinde und knisterte bei jeder Bewegung.

Diese Gestalt war eine Figur aus einem Alptraum. Es durfte sie gar nicht geben.

Und doch bewegte sie sich auf Bodo Blau zu. Sie war bewaffnet. In der rechten Hand hielt sie einen stockähnlichen Gegenstand, der weiß leuchtete und mit seltsamen roten Zeichen bemalt war.

»Frevler!« donnerte die Stimme des Monsters. »Du hast den Frieden der Toten gestört. Deshalb wird dich die Rache Thors treffen. Ich bin Sadin, der Wikinger, der Hüter der Toten, und wehe dem, der sie in ihrer Ruhe stört. Er wird vernichtet!«

Die Worte trafen Blau wie Keulenschläge, und er konnte es nicht fassen, weil ihm alles zu unglaublich erschien.

Erst als Sadin den rechten Arm hob und seinen Speer auf Bodo Blau richtete, da erwachte der Gangster aus seiner Erstarrung.

Er schoß.

Der Schuß peitschte durch den Wald und zerriß die Stille.

Irgendwo flatterten erschreckt einige Vögel auf, und die Kugel aus der FN-Pistole hieb in die Brust des Totenwächters.

Doch sie tat dem Unheimlichen nichts. Sie riß zwar ein Loch, fuhr aber ansonsten in den Eingang des Grabes und blieb im Erdreich stecken.

Noch einmal feuerte Bodo Blau.

Mit dem gleichen Ergebnis.

Dann aber war es mit seiner Beherrschung vorbei. Auf dem Absatz machte er kehrt und rannte weg.

Er war so in Panik geraten, daß er nicht den normalen Weg zum Wagen nahm, sondern tiefer in den Wald hineinstürzte. Da peitschten die Zweige sein Gesicht, rissen an der Kleidung und wollten ihn mit tausend Fingern aufhalten. Sadin aber lächelte.

Seine Pergamenthaut knisterte dabei, der Hüter der Toten wußte genau, daß ihm der Mann nicht entkam.

Sadin hob den rechten Arm!

Plötzlich verwischten die Zeichen auf dem weißen Speer, sie liefen ineinander und wurden zu einer gelbroten Farbe.

Sadin schleuderte seine Waffe.

Der Speer beschrieb einen Bogen und wurde, allen Naturgesetzen zum Trotz, schneller statt langsamer. Geschickt umkurvte er Baumstämme, huschte als feuriger Gruß zwischen Ästen und Zweigen hindurch und fand mit tödlicher Genauigkeit sein Ziel.

Den Rücken des Flüchtenden.

Bodo Blau, der Verbrecher aus der Hamburger Unterwelt, spürte einen beißenden Schmerz im Rücken, der sich wellen-

artig bis in sein Hirn fortpflanzte.
Unsichtbare Hände rissen ihm die Beine weg. Er stürzte schwer. Sein Kopf wühlte sich in das feuchte Erdreich. Dreck verklebte Mund, Augen und Nase.
Doch davon merkte Bodo nichts mehr.
Er war bereits tot.
Der Speer aber löste sich aus seinem Rücken, drehte einmal um die eigene Achse und fand seinen Weg zurück.
Genau in die Hand des Mörders.
Zurück blieb nur ein Körper, der so aussah wie die Toten aus den Hünengräbern ...

Der Holzstapel war ziemlich wacklig. Trotzdem hatte Kommissar Mallmann auf ihm Platz genommen, denn von hier aus hatte er einen guten Blick zum Waldrand hin.
Mallmann war nicht allein gekommen. Ein Beamter aus Lüneburg hatte ihn begleitet. Wachtmeister Ronald Hansen. Er lehnte an Mallmanns Manta GT/E und hatte Mühe, nicht einzuschlafen. Am liebsten hätte er sich Streichhölzer unter die Pupillen geklemmt, aber diese Blamage wollte er sich vor einem hohen Beamten des BKA nicht geben.
Worum ging es? Um Waffen. Der Kommissar verfolgte die Spur eines deutschen Waffenhandlers, der groß ins Geschäft eingestiegen war und überall in Deutschland seine Lager hatte. Auch in der Lüneburger Heide.
Durch einen Spitzel hatte Mallmann den Tip erhalten, daß in dieser fraglichen Nacht zwei Männer erscheinen würden, um die Waffen abzuholen. Experten zählten diese Männer zur Hamburger Unterwelt, und wenn sie die Waffen in die Hand bekamen, konnte das für Hamburg einen Bandenkrieg bedeuten. Darüber war keiner erfreut, erst recht nicht die Polizei oder verwandte Dienststellen.
Und deshalb war Mallmann unterwegs. Für ihn war es der erste Fall nach einer Kette von Abenteuern, die er im Harz und

am Südpol erlebt hatte. Dort war es zwischen John Sinclair, seinem Freund, und dem Schwarzen Tod zu einem letzten Duell gekommen, das der Geisterjäger für sich entscheiden konnte. Auch Kommissar Mallmann war darin verstrickt gewesen und ebenfalls seine tote Frau, deren Geist der Schwarze Tod an sich gerissen hatte. Mallmann war noch einmal mit Karin konfrontiert worden, und er hatte sie dann erschossen, weil er keine andere Möglichkeit mehr sah.

Ein Schock für den Kommissar, den er nur schwerlich hatte überwinden können. Er war wahrhaftig ein vom Schicksal schwer geprüfter Mensch, und so manches Mal war er in den einsamen Nächten regelrecht verzweifelt.

Doch dann dachte er an seine Freunde, und dieses Wissen gab ihm wieder neuen Mut. Will Mallmann war schon so weit gewesen, den Kram einfach hinzuwerfen, es folgten lange Telefongespräche mit London, und John Sinclair hatte es geschafft, ihn wieder zu überreden.

Zudem hatte der Kommissar einen wirklich verständnisvollen Vorgesetzten, dem es langsam auch einging, daß es Dinge zwischen Himmel und Erde gab, die mit der normalen Schulweisheit nicht zu erklären waren. Denn sein Mitarbeiter hatte schon zuviel erlebt, und seine Berichte lagen in den Panzerschränken des BKA. Die Zeit war noch nicht reif, um die Menschen an den Ereignissen teilhaben zu lassen.

Diese Gedanken schwirrten dem Kommissar durch den Kopf, als er auf dem Holzstapel saß. Er hielt ein Nachtsichtglas gegen die Augen gepreßt. Infrarotlicht machte die Dunkelheit fast zum Tag.

Die beiden Beamten wußten nicht, ob die Männer schon da waren, denn so nah hatten sie sich nicht herangetraut. Sie wollten nicht gesehen werden, sondern die Kerle auf frischer Tat ertappen.

Es war ein riskantes Unterfangen. Aus diesem Grunde hatte der Kommissar einen 30jährigen Junggesellen mitgenommen.

Ronald Hansen galt als Draufgänger. Er hatte bei der Bundeswehr eine Ranger-Ausbildung mitgemacht und als bester seines Teams abgeschnitten. Nach der Entlassung war er zur Polizei gegangen und auch schon in der Terroristenfahndung eingesetzt worden.

Fünf Tage Nachtdienst lagen hinter ihm. Die warfen auch den stärksten Ochsen um,
Deshalb das viele Gähnen.

Ronald Hansen hob den Kopf und fragte: »Immer noch nichts, Herr Kommissar?«

»Nein.«

»Die Kerle lassen sich verdammt Zeit!«

»Da sagen Sie was.«

Hansen hängte sich die UZI, eine Maschinenpistole, bequemer über die rechte Schulter und ging ein paar Schritte. Er hatte Angst gehabt, festzuwachsen, außerdem tat das den Knochen mal ganz gut.

Der Wachtmeister spazierte um den Wagen und gähnte wieder. Er war überdurchschnittlich groß, etwa 1,90 Meter. Hinter seinen breiten Schultern konnte sich der schwarzhaarige Kommissar mit der gebogenen Römernase und der leichten Halbglatze verstecken. Das blonde Haar des Wachtmeisters war kurz geschnitten, und mit seinem hellen Kinnbart sah er aus wie ein alter Seemann.

»He, Hansen!« Die zischende Stimme des Kommissars schreckte den Wachtmeister hoch. »Ich glaube, da tut sich was.«

»Sind die Kerle da?«

»Ja.«

»Und wo?« fragte Hansen.

»An der Lichtung.«

Der Wachtmeister schaute zu Mallmann hoch. »Soll ich zu Ihnen auf den Stapel klettern?«

»Nein, lassen Sie mal.« Will ging in die Knie, stützte sich mit einer Hand ab und sprang vom Stapel auf den Boden. Dann

stand er neben dem hünenhaften Wachtmeister. »Kommen Sie, Hansen, aber vorsichtig. Die Typen sind bestimmt bewaffnet.« Der Wachtmeister und der Kommissar schritten los. Will wunderte sich, wie lautlos sich der massige Hansen doch bewegte. Er war wirklich ein König und hatte in der Bundeswehr gut gelernt. Zielsicher fand er immer die Stellen, wo er am wenigsten Lärm machte. Kaum ein Zweig knackte unter seinen Füßen.

Mallmann hielt sich dicht neben dem Mann. Er wagte es nicht, die Lampe einzuschalten, blieb jedoch stehen und hob sein Glas an die Augen.

Der Blickwinkel war schlecht. Viel konnte er von der Lichtung nicht erkennen, aber er glaubte, daß einer der Kerle verschwunden war.

Wohin?

Mallmann dachte an die Hünengräber, die er durch sein Glas gesehen hatte. Sollten die Kerle dort vielleicht ihre Waffen finden?

Durchaus möglich, denn die Hünengräber konnte man als ideale Verstecke bezeichnen, auch wenn das Öffnen einer Kulturschande gleichkam.

Aber daran würden sich keine Gangster halten.

Der Kommissar wußte genau, wie wichtig sein Auftrag war. Ein Bandenkrieg in Hamburg war das letzte, was ihm noch passieren konnte. Dann brannte die Reeperbahn. Mallmann kannte die Leute, sowohl die Einheimischen als auch die Algerier, und die würden keine Gnade kennen.

Daß alles anders kommen sollte, daran dachte der gute Will Mallmann nicht im Traum.

Auf frischer Tat ertappen, das hatten die beiden Männer vor. Die Polizisten wollten den verdammten Gangstern endlich einmal etwas beweisen, damit sie hinter Gitter kamen.

Plötzlich peitschten Schüsse.

Zweimal hintereinander krachte eine Waffe.

Abrupt blieben Mallmann und Hansen stehen.

Der Wachtmeister nahm seine UZI von der Schulter. Hart umklammerten die Fäuste den Waffenstahl.

Auch Mallmann zog seine Dienstpistole. Bevor die Männer jedoch weitergingen, hörten sie Schritte.

Schnelle, laufende Schritte.

Als würde jemand fliehen.

Im nächsten Augenblick flog etwas Brennendes, Glühendes durch die Luft. Eine Stimme hallte auf, doch Will und Hansen konnten nicht verstehen, was sie sagte.

Danach wurde es still.

Tödlich still.

»Da ist was geschehen!« flüsterte Mallmann.

Trotz des Vorfalls waren die beiden Männer übervorsichtig.

Diesmal ging Mallmann voran.

Zehn Schritte weiter blieb er wie vor eine Wand gelaufen stehen. Auf dem Boden lag eine Gestalt.

Ein Mann, das war noch zu erkennen.

Doch wie sah er aus!

Etwas mußte ihn grausam überrascht haben. Als hätte es vom Himmel Feuer geregnet, so lag die verkrümmte Gestalt auf dem Boden des Waldes. Sie war geschrumpft.

»Mein Gott«, flüsterte Hansen.

Mallmann ging in die Knie. Auch ihn schauderte es, und er tastete vorsichtig und behutsam mit den Fingerspitzen über den am Boden liegenden Mann.

Die Haut fühlte sich trocken und spröde an. Wie Rinde oder Pergament. Mumienartig.

Was war da geschehen?

»Ist er tot?« fragte Hansen überflüssigerweise.

»Ja.« Die Antwort klang rauh.

»Und jetzt?«

»Haben Sie die Stimme nicht gehört?« fragte der Kommissar.

»Ja.«

»Da muß noch irgend jemand hier herumlaufen«, erwiderte Kommissar Mallmann. »Sehen wir nach. Aber vorsichtig.«

Sie näherten sich der Lichtung. Dabei vermieden sie es tunlichst, ein Geräusch zu verursachen.

Am Rand blieben sie stehen.

Beide sahen sie die Hünengräber, und auch die umgekippten großen Steine.

Jemand hatte versucht, ein Grab zu schänden.

Nichts regte sich. Keine Gestalt befand sich auf dem alten Waldfriedhof. Alles war still.

Und trotzdem spürte Mallmann das Grauen, das über diesem Platz lag. Er hatte die Leiche gesehen und war erfahren genug, um zu wissen, daß es bei deren Tod nicht mit rechten Dingen zugegangen war.

Nicht mit rechten Dingen!

Genau das war es.

Will Mallmann überlegte. Sollte er durch Zufall über einen Fall gestolpert sein, der in Dimensionen hineinspielte, für die die normale Polizei gar nicht zuständig war?

Hünengräber? Was wußte man schon davon? Kaum etwas.

Die Totenkulte vorchristlicher Völker waren ebenso rätselhaft wie geheimnisvoll.

Ronald Hansen flüsterte: »Sollen wir die Lichtung nicht näher untersuchen?«

Mallmann war einverstanden.

Mit schußbereiten Waffen betraten sie den freien Platz im Wald. Sie schauten sich um, suchten nach Kampfspuren, doch konnten keine entdecken.

»Es waren aber zwei«, meinte der Wachtmeister.

»Sicher.«

»Und wo ist der andere?«

»Vielleicht in einem der Gräber.«

»Dann sollten wir nachsehen.« Hansen wollte vorangehen, doch Will hielt ihn fest.

»Nein, wir sehen jetzt nicht nach.«

»Und warum nicht?«

»Weil es zu gefährlich ist.«

»Unsinn«, widersprach Hansen. »Wir sind bewaffnet und können uns schon wehren.«

»Nicht gegen diese Gegner.«

»Welche meinen Sie, Kommissar?«

»Das erkläre ich Ihnen später. Lassen Sie uns zum Wagen zurückgehen.«

»Und den Toten?«

»Nehmen wir mit.«

Der Wachtmeister schüttelte den Kopf. Er verstand die Reaktion des Kommissars nicht, aber was sollte er sich deswegen Gedanken machen, den Einsatz leitete schließlich Mallmann.

Sie hoben den Toten an, und beide Männer wunderten sich, wie leicht die Leiche war.

Als hätte man sämtliche Flüssigkeit aus ihrem Körper gesaugt.

Sie trugen den Mann durch den Wald zu Mallmanns Manta. Haut rieselte zu Boden, und Knochen kamen zum Vorschein. Man sah es Hansens Gesicht an, daß ihm der Job keinen Spaß mehr machte. Zudem überlegte er, wie es geschehen konnte, daß dieser Mann so verbrannt war.

Aber solange Will Mallmann nichts sagte, würde er auch keine Fragen stellen. Der Kommissar schien mehr zu wissen. Manchmal warf der Wachtmeister ihm einen verstohlenen Blick zu. Er merkte, wie es hinter der Stirn des Kommissars arbeitete. Mallmann schien schwere Probleme zu wälzen. Das war in der Tat so.

Der Kommissar dachte über dieses Phänomen nach. Er hatte bewußt nicht weiter geforscht, denn er war waffenlos und völlig unvorbereitet. Wenn jemand etwas unternehmen konnte, dann war es ein anderer. So schnell wie möglich wollte er John Sinclair Bescheid geben, und den Wachtmeister Hansen mußte er zum Schweigen vergattern, damit nichts von dem, was geschehen war, an die Öffentlichkeit gelangte.

Sie erreichten den Manta.

Feucht schimmerten Lack und Scheiben. Der Tau der Nacht hatte sich auf ihnen abgesetzt.

Sie ließen die Leiche zu Boden sinken.

Will Mallmann öffnete den Kofferraum. Er räumte einiges an Werkzeug zur Seite, nickte dem Wachtmeister zu, und gemeinsam legten sie den Toten in den Wagen.

Mallmann schloß den Deckel.

Hansen holte eine Zigarettenschachtel aus der Tasche und zündete sich ein Stäbchen an.

»Darf man etwas fragen?«

»Am besten nicht«, erwiederte der Kommissar und nahm hinter dem Lenkrad Platz.

»Geheimnisträger, wie?«

»So ungefähr.« Mallmann fuhr noch nicht, er schaute den Wachtmeister nur an. »Ich darf Sie wirklich bitten, kein Wort über das verlauten zu lassen, was Sie eben erlebt und gesehen haben. Es ist wirklich besser und in unser aller Interesse.« Hansen nickte.

Mallmann fuhr an. Er wendete und lenkte den Manta über einen schmalen Waldpfad zurück. Der Boden war uneben. Die Lichtlanzen der Scheinwerfer tanzten auf und nieder, berührten Bäume, Sträucher und verfilztes Unterholz.

Dann erreichten sie den Weg, der an der Waldgrenze entlanglief und nach einigen hundert Metern in eine Straße mündete.

Das nächste Dorf lag rechts. Dort hatten sich der Kommissar und der Wachtmeister einquartiert.

Sie fuhren durch die Dunkelheit. Auch im Dorf brannte kaum ein Licht. Nur wenige Straßenlaternen spendeten Licht. Will Mallmann fuhr auf den kleinen Parkplatz des Gasthauses.

Als er stoppte, fragte Ronald Hansen: »Und was geschieht mit der Leiche?«

»Die bleibt vorerst im Wagen.«

»Wirklich?«

»Ja.«

»Aber warum?«

»Das werde ich Ihnen vielleicht später erklären. Noch einmal, zu keinem ein Wort.«

»Sie können sich auf mich verlassen.«

Will Mallmann betrat sein Zimmer. Dann ging er hinunter in die Gaststube. Der Wirt hatte in der Zeitung gelesen und nahm einen Nachttrunk zu sich.

»Ich möchte telefonieren«, sagte der Kommissar.

»So spät noch?«

»Ja, es ist wichtig.«

»Bitte sehr.«

Will Mallmann nahm das Telefon und wählte eine Nummer in London ...

Eine warme Frühlingssonne lag über der Bundesrepublik Deutschland, und verdammt noch mal, die Sonne tat mir gut. Ich suchte sogar ihre Strahlen und stellte mich dabei so hin, daß sie mein Gesicht trafen.

Kein Wunder, nach dem, was ich alles hinter mir hatte.

Im heißen Sizilien war ein alter Feind wieder aufgetaucht.

Dr. Tod. Und dieser Genieverbrecher hätte es fast geschafft, mich in einen Eisklumpen zu verwandeln.

Schlicht gesagt, er wollte mich einfrieren.

Mein Leben hatte ich meinem Partner Suko zu verdanken.

Und auch Kommissar Bartholo. Hätten die beiden nicht so umsichtig, schnell und auch unbürokratisch gehandelt, wäre Dr. Tod wahrscheinlich den berühmten Schritt weiter gewesen. So aber wurde ich noch einmal gerettet.

Im Krankenhaus von Palermo >taute< man mich dann auf.

Drei Tage hatte ich in der Klinik gelegen und alle möglichen Versuche über mich ergehen lassen. Ein dutzendmal war aus London angerufen worden. Mein Chef, Sir James Powell, war sehr besorgt und ebenso Bill Conolly oder Jane Collins.

Ich hatte die Freunde beruhigt und freute mich schon auf

London, als der Anruf erfolgte.

Mitten in der Nacht weckte mich Kommissar Mallmann. Was er berichtete, klang gar nicht gut.

Aus London hatte er schon das Okay, fehlte nur noch meine Zustimmung. Daß er sie erhielt, war klar, und so kam es, daß wir nicht in England landeten, sondern in Hannover.

Den Flughafen kannte ich. Er war auch die Ausgangsstation für meinen Kampf gegen den Schwarzen Tod gewesen. Das lag noch gar nicht lange zurück.

»Träumst du?« fragte Suko mich.

»Nein, ich genieße nur die Sonnenstrahlen.«

»Da drüben steht übrigens der Kommissar.«

Ich öffnete die Augen. In der Tat stand Mallmann mit zwei Offizieren des Sicherheitsdienstes zusammen. Er redete mit ihnen und zeigte in unsere Richtung.

Die Männer nickten.

Mallmann kam heran, lächelte und winkte uns. Ein Zeichen, daß wir keinerlei Kontrollen mehr über uns ergehen zu lassen brauchten.

Ich sah es dem alten Spezi an, wie sehr er sich freute. Er umarmte Suko und mich und klopfte fast unsere Schultern wund.

»Kalt bist du nicht mehr«, sagte er.

»Woher weißt du denn, daß ich ... «

Will winkte ab. »Es spricht sich halt herum, wenn man einen John Sinclair einfrieren will.«

»Als Hähnchen eignet er sich nicht«, spaßte Suko.

Dafür kassierte er von mir einen freundschaftlichen Rippenstoß.

»Fahren wir sofort los?« fragte ich.

»Wenn du nichts dagegen hast, ja«, erwiderte der Kommissar des BKA.

Ich hatte nichts dagegen.

Wills Manta stand in einer schmalen Parktasche. Die Uhr war gerade abgelaufen, als wir in den Wagen stiegen. Die Sonne

hatte das Innere aufgeheizt, aber mir tat die Wärme gut. Kein Wunder bei dem, was hinter mir lag.

Suko hatte das Gepäck mit in den Fond nehmen müssen, denn der Kofferraum war belegt, wie Will Mallmann uns erklärte.

Will Mallmann fuhr aus der Parklücke. »Ihr hättet auch in Hamburg landen können«, bemerkte er, »das wäre näher gewesen.«

»Weiß ich, aber zeitlich lag Hamburg nicht so günstig wie Hannover.«

Er schaute mich an. »Euch hole ich sogar vom Ende der Welt ab.«

»Siehe Südpol«, grinste Suko.

»Genau.«

Mallmann fuhr wieder rasant. Er war kein wilder Fahrer, aber auch kein Kriecher.

Der Manta schoß in die Auffahrt der Autobahn ein, wo ein blaues Schild auf die Stadt Hamburg hinwies.

Diese Ecke von Deutschland kannte ich noch nicht. Mein letzter Fall hier hatte mich bekanntlich in den Harz geführt. Will erzählte während der Fahrt, wie er die zurückliegenden Wochen verbracht hatte. Und immer wieder kam er auf seine tote Frau zu sprechen, die ihm als Untote erschienen war, besessen von dem Willen, das Sinclair-Team zu töten. Sie hatte es nicht geschafft, dafür aber hatte Will Mallmann seine Frau endgültig getötet.

Es war für ihn ein schwerer Schock gewesen, und er hatte lange gebraucht, um wieder einen normalen Rhythmus zu finden. Völlig darüber hinwegkommen würde er wohl nie.

»Myxin ist noch immer verschollen«, erzählte ich ihm.

»Wo?«

»Keine Ahnung. Ich wollte ihn aus Asmodinas Reich herausholen, doch da spielte die Teufelstochter nicht mit. Hinterher war ich froh, noch am Leben geblieben zu sein.«

»Glaubst du, daß er sich völlig auf unsere Seite gestellt hat?«

Ich hob die Schultern und schaute aus dem Fenster. Wir fuhren über eine Brücke. Darunter schimmerte das Wasser eines Flusses.

»Das ist die Aller«, erklärte der Kommissar.

Ich nickte. »Eigentlich bleibt es gleich, ob sich Myxin auf unsere Seite stellt oder nicht«, sagte ich. »Für ihn persönlich ist es allerdings besser, wenn er sich nicht mit seinen früheren Artgenossen umgibt. Die stehen gegen ihn. Und jetzt ist noch einer dazugekommen, den man auf keinen Fall unterschätzen darf. Dr. Tod. Wie gefährlich er ist, habe ich in Palermo erlebt.«

»Aber du hattest ihn doch schon mal besiegt«, warf der Kommissar ein.

»Klar, aber sein Geist existierte noch.«

»Im Reich des Spuks?«

»Genau.«

Will Mallmann schlug gegen den Lenkradring. »Das stellt wieder alle Prognosen auf den Kopf. Es hieß doch, daß keine Seele freigelassen würde, wenn sie einmal in diesem Reich gefangen war.«

»Daran wird Asmodina gedreht haben. Sie ist nicht umsonst die Tochter des Teufels. Und Dr. Tod wird ihr seine Dankbarkeit beweisen, indem er alles für sie tut.«

»In dem neuen Fall hat Dr. Tod sicherlich nicht seine Hand im Spiel«, meinte er Kommissar.

»Was macht dich so sicher in deinem Glauben?«

Mallmann fuhr auf die rechte Seite, weil hinter uns ein schnellerer Wagen heranbrauste. Ein roter Porsche. Wie ein Blitz war er vorbei.

»Könnte direkt Bill Conolly sein«, meinte Will.

Ich wiederholte meine Frage.

»Was ich erlebt habe, sieht mir nach einem direkten Angriff der Dämonen aus«, erklärte Mallmann.

»Dr. Tod kann mit Dämonen zusammenarbeiten.«

»Trotzdem, über dieser Lichtung liegt ein alter Fluch. Wir sind mit einem Heimatkundler verabredet, der kann uns mehr

über die Gräber, deren Entstehung und den Fluch berichten.« »Dieser Verbrecher ist also verbrannt«, nahm ich den Faden wieder auf.

»Ja.«

»Und wo ist seine Leiche?«

»Rate mal«, sagte der Kommissar.

»Weiß ich doch nicht.«

»Im Kofferraum!«

Ich riß die Augen auf und produzierte ein glücksendes Geräusch. Dann fragte ich: »Verhört habe ich mich doch nicht, oder?«

»Nein.«

»Also deshalb durften wir das Gepäck nicht hineinstellen.«

»Richtig, wo hätte ich ihn denn lassen sollen?« fragte er. »Im Gasthaus des Dorfs, in dem ich wohne? Oder bei der Feuerwehr?«

»Nein, nein, es macht dir ja keiner einen Vorwurf«, sagte ich und schlug ihm auf die Schulter.

»Wir müssen sowieso vorsichtig sein, damit die Bewohner des Ortes nichts merken«, sagte der Kommissar. »Sie sind sehr abergläubisch, habe ich mir sagen lassen, und es kann schnell zu einer Panik kommen.«

»Hast du denn schon einen Plan?« fragte ich den Kommissar.

»Ja, ich meine, wir sollten uns sofort diese Hünengräber anschauen. Das ist am besten.«

»Nur anschauen?« fragte Suko.

»Nein, auch hineingehen.«

Ich wandte mich an den Kommissar. »Du rechnest also damit, in den Hünengräbern auf einen Rest Schwarzer Magie zu treffen?«

»Nicht nur auf einen Rest, sondern auf konzentrierte Schwarze Magie, Ich habe ein ungutes Gefühl, Freunde.«

»Wer da begraben ist, weißt du nicht?«

Will schüttelte den Kopf. »Aber das wird uns dieser Heimatforscher erklären.«

Der Kommissar war die letzte Zeit auf der rechten Seite gefahren, jetzt zog er den Manta wieder nach links. Wie ein Brett lag der Wagen auf der Straße. Will überholte einen Granada und hörte plötzlich, genau wie wir, das Pfeifen. Suko drehte sich um. »Verdamm«, sagte der, »der Kofferraum ist offen!«

Sofort warf ich einen Blick zurück. Ich schaute durch die Heckscheibe. Suko hatte nicht gelogen. Der Deckel war tatsächlich hochgeschwungen.

Will Mallmann konnte jetzt nicht rechts ran, weil er eine Lastwagenschlange überholte.

»Wer hat den verdammten Deckel hochgeklappt?« fluchte Will Mallmann.

»Ich nicht.« erwiederte Suko.

Da kam eigentlich nur eine Person in Frage.
Die verbrannte Leiche.

Ich hatte den Gedanken kaum zu Ende gedacht, als ich das mumienhafte Geschöpf auch schon sah. Wie ein Geist kletterte er aus dem Kofferraum, schwang sich geschickt auf den Deckel und drückte ihn zurück.

Dann hing das Monster an der Heckscheibe.

Ich sah die Fratze, die Pergamenthaut, die so verbrannt wirkte, und die toten Augen.

Will Mallmann fuhr noch immer links. »Fahr du weiter!« rief ich ihm zu. Ich zuckte zusammen, als das Monster den Arm hob und mit einem Schlag die Heckscheibe zertrümmerte ...

Das laute Kindergeschrei hallte durch den hellen Klassenraum. Seit zwei Jahren hatte der Ort eine neue Schule, ein modernes Gebäude, in dem alle Klassen der Grundstufe ihren Platz fanden.

An diesem Tag waren die ersten drei Schuljahre zusammengefäßt. Nach der dritten Stunde sollte es in den Wald gehen. Die beiden Lehrpersonen wollten den Kindern die

Pflanzen der Heimat zeigen und somit einen Naturkundeunterricht im Freien abhalten.

Das Wetter war ideal.

Strahlender Sonnenschein. Das Land glänzte wie frisch gewaschen. In den Gärten blühten die Obstbäume in farbiger Pracht. Die Laune der Menschen war besser geworden.

Und auch die Kinder freuten sich.

Die etwas älteren - vor allen Dingen die Jungen - gingen über Tische und Bänke. Die Kinder aus dem ersten Schuljahr saßen verschüchtert in der Ecke und schauten zu, wie sich ihre Kameraden prügeln.

Zwei Jungen lagen sogar unter dem Tisch.

Ein kleiner Blondschoß hielt Wache. Er stand an der Tür und peilte um die Ecke in den breiten Gang mit den hohen, lichterfüllten Fenstern. Wenn der Lehrer kam, würde er Bescheid sagen.

Noch war von ihm nichts zu sehen, dann aber wurde die Tür zum Lehrerzimmer aufgezogen und Rolf Hartmann erschien. Der Blondschoß wetzte in die Klasse. »Er kommt! Er kommt!«

Blitzschnell lösten sich die beiden Kämpfer. Andere sprangen über Tische und Stühle, um zu ihren Plätzen zu gelangen. In Sekundenschnelle saßen die Kinder ruhig da, als könnte keines ein Wässerchen trüben.

Rolf Hartmann schmunzelte, als er das Klassenzimmer betrat. Er kannte seine Pappenheimer, zudem war er früher nicht anders gewesen. Und so lange lag seine Schulzeit nicht zurück.

Rolf Hartmann war 28 Jahre alt, stand seit zwei Jahren im Schuldienst, stammte aus Lüneburg und fühlte sich im Gegensatz zu vielen seiner Kollegen auf dem Lande recht wohl. Gerade die Heidelandsschaft hatte es ihm angetan. Für ihn gab es keinen schöneren Platz auf der Welt.

Er war auch nicht so streßgeplagt wie seine Kollegen in den großen Städten, bei ihm wurde viel gelacht. Er wollte die

Kinder zu fröhlichen Menschen erziehen und nicht zu engstirnigen Ideologen.

Rolf Hartmann lächelte meistens, und auch seine Augen hinter der Goldrandbrille funkelten.

Der junge Lehrer schloß die Tür, ging zum Pult und blieb davor stehen.

In dieser Schule saßen die Kinder noch vor ihrem Lehrer, in zwei Bankreihen, die durch einen Mittelgang getrennt waren. Vierzehn Paar Kinderaugen richteten sich auf den jungen Lehrer.

»Ihr wißt, daß die heutigen Stunden zwar nicht ausfallen, aber daß wir sie bei diesem schönen Wetter einmal anders verbringen wollen.«

Die Kinder nickten eilig.

Rolf Hartmann fuhr fort: »Deshalb haben wir uns gedacht, einen Spaziergang durch den Wald und die Heide zu machen. Dabei können wir viel sehen, aber auch viel lernen. Blumen, Bäume, Pflanzen und auch Tiere unserer Heimat. Ich bin gespannt, wer von euch die meisten schon kennt. Da ihr sehr zahlreich seid, werde ich nicht nur allein mitgehen, sondern auch Fräulein Haupt.«

Gemurmel und Geraune wurden laut. Das Fräulein Haupt mochten die Kinder nicht besonders. Diese Lehrperson schien noch aus dem letzten Jahrhundert übriggeblieben zu sein. Sie war mager, hatte eine hohe Fistelstimme und hätte eigentlich schon pensioniert sein müssen, doch sie wollte sich von ihrem Beruf nicht trennen.

»Also, Fräulein Haupt wird mich begleiten, und ich möchte, daß ihr sie mit dem nötigen Respekt behandelt. Haben wir uns verstanden, Freunde?«

Nicken.

Auch Rolf Hartmann war unzufrieden. Ihm paßte es ebenfalls nicht, daß das ältliche Fräulein mitging, er hätte lieber die junge Referendarin dabeigehabt, aber das schien auch sein Vorgesetzter zu wissen, deshalb hatte man dem schnell einen

Riegel vorgeschoben. Der Lehrer hob beide Hände, und die Kinder wußten Bescheid. Sie standen auf und liefen zur Tür. Diesmal gesittet, auch die Großen schubsten die Kleineren nicht weg.

Bettina, ein siebenjähriges Mädchen, blieb vor ihrem Lehrer stehen und hielt ihre kleine Hand hoch. Der Kopf eines Gänseblümchens lugte aus der Faust.

»Das habe ich gepflückt«, sagte die Kleine. »Ich möchte es Ihnen geben.«

Rolf Hartmann beugte sich zu dem Mädchen hinab.

»Danke, Bettina, das ist sehr, sehr lieb von dir. Wirklich, ich freue mich.«

Er nahm die kleine Blume entgegen und steckte sie in ein freies Knopfloch seiner sportlichen Wildlederjacke.

Auf dem Schulhof wartete bereits Fräulein Haupt. Streng schaute sie durch ihre Brille. Sie trug festes Schuhwerk und hielt mit der rechten Hand den Griff eines Wanderstabes umklammert.

Auf ihre Anordnung hin mußten sich die Kinder aufstellen. Sie zählte durch.

Als einer der älteren Jungen grinste, zog das Fräulein ihn an den Ohren.

Sie war eben so.

Die meisten Eltern dieser Schule waren schon zu ihr in die Klasse gegangen. Da hatte es oft Prügel gegeben, wie Fräulein Haupt manchmal erzählte.

Geschadet hatte es keinem, sagte sie.

Rolf Hartmann hielt nicht viel von diesen Methoden. Er versuchte mit Worten zu überzeugen, nicht durch Prügel.

Bevor er sich zu den Kindern begab, warf er noch einen Blick zum Fenster des Lehrerzimmers hinüber.

Dort stand Carola, die Referendarin, und lächelte.

Sonnenstrahlen fielen durch die Scheibe und ließen ihr rot-blondes Haar kupferfarben aufleuchten.

Rolf winkte, sie winkte zurück.

Fräulein Haupt schritt räuspernd auf den jungen Kollegen zu. »Carola Berners wäre Ihnen als Begleiterin sicherlich lieber gewesen, nicht wahr, Herr Hartmann?« fragte sie spitz.

Der Lehrer nickte. »Ich kann es nicht leugnen.«

Empört schnaufte das alte Fräulein auf. »Also so etwas. Was sollen denn die Kinder denken?«

»Bestimmt nichts Schlimmes. Außerdem wüßte ich nicht, was daran schlimm wäre, wenn sich zwei Menschen gern haben.«

»Ich habe nur für meine Schule gelebt«, erwiderte das Fräulein.

Danach sehen Sie auch aus, fügte Rolf Hartmann in Gedanken hinzu, hütete sich jedoch, ein Wort zu sagen. Dafür wandte er sich an die Kinder.

»Wir werden jetzt in Zweierreihen den Schulhof verlassen, und ich möchte euch bitten, immer dicht zusammenzubleiben, vor allen Dingen auf der Straße.«

Die Mädchen und Jungen nickten.

»Dann los!« rief Rolf Hartmann.

Und Fräulein Haupt wollte, daß die Kinder ein Lied anstimmten. Sie sangen dann »Im Frühtau zu Berge«.

Rolf Hartmann summte nur mit. Er freute sich über den Sonnenschein, zog schon bald seine Jacke aus und hängte sie sich über die linke Schulter.

Sie nahmen einen schmalen Weg, der auf der linken Seite von einer Rotdornhecke begrenzt wurde, und befanden sich schon am Rand des Dorfes. Zwei Kornfelder wurden von einem Feldweg geteilt, der auf die Bundesstraße mündete.

Singend gingen die Kinder weiter.

Nach einer halben Stunde Fußweg - sie schritten immer auf der linken Seite - erreichten sie den Wald.

Hier gab es die erste Pause.

Es wurde ein Kreis gebildet, und die Kinder durften sich hinsetzen. Hartmann nahm ebenfalls Platz, während Fräulein Haupt stehen blieb.

Es begann ein praktischer Biologie- und Naturkundeunterricht. Der Lehrer machte es locker, er sprach mit den Kindern, warf hin und wieder Fragen auf und erhielt auch immer korrekte Antworten.

Als eine der ersten Bienen vorbeiflog, redeten sie über das Volk der Insekten.

Die Kinder waren voll bei der Sache, so engagiert, daß sich Fräulein Haupt direkt überflüssig vorkam.

Sie wartete nur darauf, daß der junge Kollege einen Fehler machte, aber den Gefallenen tat er ihr nicht.

Ein Junge fragte: »Wann geht es denn in den Wald, Herr Hartmann?«

Der Lehrer nickte und erhob sich. »Die Frage war gut, Volker. Damit hast du nämlich die erste Stunde beendet. Wir werden jetzt sofort in den Wald gehen, und dort gibt es etwas zu sehen, von dem ihr sicherlich schon gehört habt. Na, was ist es?«

Alle Finger fuhren hoch, die kleine Bettina durfte die Antwort geben.

»Das sind die Hünengräber, Herr Hartmann!«

»Richtig, Bettina. So, jetzt wird nicht mehr getrödelt, sondern auf mit euch.«

Die Kinder sprangen hoch, machten auf dem Absatz kehrt und liefen in den Wald hinein. Hier achtete Rolf Hartmann nicht so sehr auf Disziplin, außerdem konnte man bei diesen Wegen die Kinder nicht in Formation gehen lassen.

Die Kindergruppe und die beiden Lehrer schritten auf die Hünengräber zu. Und niemand von ihnen ahnte, welches Grauen ihnen noch bevorstand ...

Sofort heulte der Fahrtwind in den Wagen. Er brachte zahlreiche Splitter mit, die sich in den Polstern festsetzten und mir gegen den Nacken flogen.

Will Mallmann fuhr schneller.

Er durfte jetzt nicht anhalten, denn er befand sich noch

immer auf der linken Seite und neben der Lastwagenschlange. Ich kam schlecht nach hinten in den Fond. So schnell der Manta auch ist, geräumig hat man ihn innen nicht gebaut. So kämpfte Suko allein gegen die gräßliche Gestalt.

Aus welchem Grund sie zu einem untoten Dasein erweckt worden war, spielte jetzt keine Rolle. Für uns war wichtig, daß wir den Kampf nicht verloren und daß Will Mallmann am Lenkrad die Nerven behielt.

Ich konnte natürlich mein Kreuz nehmen und das Wesen damit vernichten, doch so einfach wollte ich es nicht machen. Vielleicht konnte uns dieser Untote noch Informationen geben. Er attackierte Suko.

Mit seiner kleinen Faust schlug er zu, doch es war ein Schlag, der Sukos Deckung zerbrach.

Überrascht schrie der Chinese auf.

Im nächsten Augenblick hingen die Pranken des Monsters an seiner Kehle. Suko konnte keine Abwehrbewegung mehr machen, denn der Untote war zu schnell.

Und er hatte mörderische Kräfte. Zudem war der Raum im Fond eng. Suko konnte sich nicht so bewegen, wie er wollte. Momentan hatte sein Gegner die Überhand.

Der Chinese wurde in die Polster gedrückt. Er wuchtete ein Knie gegen den Untoten, keine Reaktion von dessen Seite.

Da zog Will endlich den Manta nach rechts rüber.

Er wurde auch langsamer, und wir hatten das Glück, auf einen Autobahnparkplatz rollen zu können.

Das Monster war stark.

Suko konnte nicht gewinnen. Er warf sich zwar hin und her, aber er konnte den Griff nicht lösen.

Suko röchelte.

Der Manta lief aus.

Und ich nahm mein Kreuz.

Ich hatte gesehen, daß Suko kaum noch eine Chance besaß, sich aus dem Griff zu befreien, deshalb mußte ich eingreifen. So rasch es ging, streifte ich das Kreuz über den Kopf und

preßte es gegen den Rücken des Monsters.

Mallmann riß die Tür auf, sprang aus dem Wagen, klappte den Fahrersitz zurück.

Der Kommissar brauchte nicht mehr einzugreifen. Ich hatte die Sache bereits im Griff.

Das Monster bäumte sich auf und zerfiel.

Das ging so schnell, wie ich es noch nie gesehen hatte.

Plötzlich lag Staub auf dem Sitz.

Kaum zu glauben ...

Ich zog meinen Arm wieder zurück und schaute den Kommissar an.

»Das gibt es doch nicht!«, flüsterte Mallmann und rieb sich die Augen.

Ich nickte. »Doch.«

Suko rieb sich den Hals und schimpfte. »Mist!« knurrte er.

»Ich konnte mich kaum bewegen, und an die Koffer kam ich auch nicht heran. Verdamm auch.«

Die Gepäckstücke waren in die Lücken zwischen die Vordersitze und den Rücksitz gerutscht.

Dort lagen sie gut.

Wir stiegen aus.

Ich hatte einen Fehler gemacht und ärgerte mich darüber, so schnell mein Kreuz eingesetzt zu haben. Aber ich sah Suko in Gefahr, und das verdammte Biest hatte Kraft.

Will Mallmann schaute auf die Asche. Mit der Hand fegte er sie vom Sitz.

Ich schritt um den Wagen herum und schlug den Kofferraum zu. Ein paar Meter weiter hatte ein Ford Granada angehalten. Ein Ehepaar mit zwei Kindern war ausgestiegen und stärkte sich. Wir wurden beobachtet, vor allen Dingen fiel den Leuten die zerstörte Heckscheibe ins Auge. Ich blutete am Nacken. Dort hatten mich die kleinen Splitter getroffen.

Ich preßte ein Taschentuch gegen die Wunden und schaute den Kommissar an. »Jetzt sind wir ebenso schlau wie zuvor.«

Da schüttelte Suko den Kopf. »Nicht ganz«, meinte er.

Überrascht schauten Mallmann und ich den Chinesen an.

Suko lächelte.

»Als dieser vertrocknete Typ mich würgte, da konnte er auf einmal sprechen. Unsere Gesichter befanden sich ja nur wenige Zoll voneinander entfernt. Und ich hörte, wie er immer das Wort >Sadin< sagte. Er würde ihn rächen.«

Ich schaute Will an. »Kannst du etwas damit anfangen?«

Der Kommissar hob die Schultern. »Nein.«

»Vielleicht ist Sadin der Oberdämon«, vermutete Suko.

Das war durchaus möglich. Um das zu erfahren, würden wir diesen Heimatforscher fragen. Der wußte sicherlich mehr. Erst einmal mußten wir uns mit der deutschen Polizei auseinandersetzen. Der Vorfall auf der Autobahn war nicht unbeobachtet geblieben. Irgend jemand hatte die Beamten alarmiert, und ein Wagen der Autobahnpolizei rauschte auf den Parkplatz.

Das Ehepaar stieg hastig in seinen Wagen. Die Kinder saßen bereits darin.

Der Mann ließ zwar den Motor an, beobachtete uns jedoch im Rückspiegel.

Die Polizisten schlenderten näher. Es waren noch junge Burschen, aber ungeheuer kräftig. In ihrer Lederkleidung sahen sie schon respekt einflößend aus.

Kommissar Mallmann hatte keine Lust, sich auf lange Diskussionen einzulassen. Er hielt seinen Ausweis bereits in der Hand, der sorgfältig studiert wurde.

Dann erhielt Will das Papier zurück, und der Beamte grüßte sogar. Der Kommissar erklärte, wer wir waren, und gab an, daß die Heckscheibe von einem Stein getroffen worden war.

»Dann müssen sich die Zeugen geirrt haben.«

Mallmann lächelte. »Das haben sie ganz sicherlich. Unser Wagen ist von einem Stein beschädigt worden.«

»Wir hörten, daß jemand aus dem Kofferraum gestiegen sein soll«, meinte einer der Beamten.

Als Antwort hob Mallmann die Haube hoch. »Kann sich hier jemand verstecken und bei einer Geschwindigkeit von

einhundertdreißig Stundenkilometern noch artistische Kunststücke vollführen?«

Die Beamten schüttelten die Köpfe. Daran wollten auch sie nicht glauben. Sie wünschten uns noch eine gute Fahrt, stiegen in ihren Wagen und rauschten davon.

Auch der Granada mit der Familie wurde losgescheucht. Die Leute hatten ihre Sensation nicht bekommen. Sie sollten froh darüber sein.

»Wieviel haben wir noch vor uns?« fragte ich nun den Kommissar.

»Rund 50 Kilometer«, erklärte Mallmann.

»Die reißen wir schnell runter«, meinte Suko. Dessen Hals zeigte noch immer rote Flecken.

Ich grinste ihn an. »Binde dir einen Schal um, Freund. Es zieht nämlich durch die Scheibe.«

»Dann mach du nur den Mund zu«, konterte er.

Mallmann saß schon wieder im Wagen. Er drehte den Zündschlüssel, der Motor lief, dann schoß der Wagen vor. Will hatte Glück. Er brauchte nicht zu bremsen, sondern konnte sich zügig in den fließenden Verkehr einreihen, gab Gas und ging auf die linke Seite.

In einer halben Stunde mußten wir es schaffen.

Und ich war gespannt darauf, wie sich der Fall weiterentwickelt würde ...

Der Kommissar fuhr nicht mehr ganz so schnell, denn durch die offene Scheibe zog es uns doch sehr im Nacken. Suko hatte sich in die Ecke gedrückt und den Kragen hochgestellt. Ich wurde wie auch Will Mallmann durch die Kopfstütze geschützt.

»Irgendwie bin ich sauer«, meinte der Kommissar. Er mußte laut sprechen, um das Heulen des Fahrtwindes zu übertönen.

»Warum?«

»Nur Mißerfolge. Einen Verschwundenen, einen Toten, der

wieder lebendig wurde und jetzt endgültig vernichtet worden ist. Aber keine konkrete Spur.«

»Die werden wir bei den Gräbern finden.«

»Hoffentlich.« Will überholte einen kleinen Renault. »Mir macht da so einiges Sorge«, gestand er. »Diese Hünengräber stammen noch aus der Wikingerzeit, und kennst du dich in der Magie der Wikinger aus?« fragte er.

»Kaum.«

»Eben. Deshalb ziehe ich unbewußt einen Vergleich zu den alten Ägyptern. Auch deren Gräber sind geschändet worden, und die Täter hat so mancher Fluch getroffen. Da sind doch Männer und Frauen gestorben, ohne daß man einen Grund gefunden hat.«

»Du meinst also, hier wäre es ebenso?« fragte ich.

»Zumindest verhält es sich ähnlich.«

Darauf konnte ich dem Kommissar nichts erwidern.

Vielleicht hatte er recht. Was wußte man schon über den Totenkult der alten Wikinger?

Ich wenigstens nicht viel.

Warm schien die Sonne in den Wagen. Rechts und links der Autobahn wuchs eine flache Landschaft bis hin zum Horizont, wo sie mit dem Blau des Himmels verschmolz.

Ich sah kleine Orte. Kirchturmspitzen stießen wie Pfeile in den Himmel, die Dächer der schmucken Häuser leuchteten rot. Es war eine regelrechte Idylle, die wir durchquerten, und nicht von ungefähr kam mir der Gedanke an einen Urlaub, aber den mußte ich weit von mir schieben.

Andere Dinge hatten Vorrang.

»Hoffentlich hat dieser Wachtmeister Hansen dichtgehalten«, meinte der Kommissar.

Ich schaute ihn an. »Hältst du ihn für einen Schwätzer?«

»Das gerade nicht, aber was wir erlebt haben, fällt so ziemlich aus der Reihe, und da ist es nicht leicht, den Mund zu halten. Auch Beamte sind nicht ...«

Ich lachte. »Rede nicht weiter, Will, sonst werde ich noch rot.«

Mallmann gab wieder etwas Gas. »Zieht's?« fragte er nach hinten in den Fond.

»Nein«, erwiderte Suko. »Ich mache schon den Mund zu.« Er hatte Humor, mein Freund aus China. Manchmal kam er direkt an Bill Conolly heran. Er hatte eben viel von dem Reporter gelernt.

»Die nächste Abfahrt«, sagte Will.

Ich atmete auf. Autofahren machte mir zwar nichts aus, aber die Frischluft aus dem Fenster paßte mir nicht.

Zu leicht konnte man sich was wegholen.

Zwei Minuten später rollten wir von der Autobahn auf eine Bundesstraße zu.

Mallmann bremste und betätigte das rechte Blinklicht.

Schnurgerade führte die Straße durch die Landschaft.

Obstbäume an beiden Rändern, dahinter Felder und Wiesen. Zwischendurch sah ich ein Waldstück.

Es gab viele Radfahrer, aber auch Autos flitzten heran und verschwanden wieder.

Ein Dorf.

Runter mit der Geschwindigkeit. Wir rollten hindurch.

Kleine, nette Häuser, Menschen standen auf den schmalen Gehsteigen, fegten das Pflaster oder unterhielten sich.

Die Scheiben der Schaufenster blitzten im Sonnenlicht. Hier war die Welt noch in Ordnung.

Rasch lag der Ort hinter uns.

»Der nächste ist es«, erklärte Mallmann.

Ich warf einen Blick nach hinten. Schräg hockte Suko im Fond, um so wenig wie möglich von dem Luftstrom getroffen zu werden. Er hatte die Koffer wieder neben sich gelegt.

Eine lange Kurve. Dahinter lag unser Ziel.

Das kleine Dorf in der Heide!

Ein schmucker Ort. Durch das Fenster strömte Landluft in den Wagen. Es roch zwar nach Jauche, aber doch irgendwie gesund.

Bauernhäuser, Gehöfte, Stallungen, dann erreichten wir den

Ortskern. Wir fuhren an einer Kirche vorbei, an dem kleinen Rathaus und sahen auch das moderne Schulgebäude.

Schließlich stoppte der Kommissar den Manta vor dem Gasthof, wo er sich einquartiert hatte.

Das Haus lag etwas zurück. Auf dem Parkplatz wuchsen zwei Birken, deren Knospen sich unter der warmen Frühlingssonne entfalteten. Der Wirt war dabei, Tische nach draußen zu stellen. Seine Frau brachte die Stühle.

Wir wurden freundlich begrüßt.

»Nach Ihnen hat man schon gefragt«, erklärte uns der Wirt und sah dabei den Kommissar an.

»Wer denn?«

»Herr Hansen, Ihr Freund und Kollege.«

»Was er wollte, hat er nicht gesagt?«

»Nein.«

»Und wo finde ich ihn?«

Die Wirtsfrau schaute sich um. »Ich weiß nicht so recht; Vorhin habe ich ihn noch im Garten gesehen.« Sie deutete auf einen Weg, der hinter das Haus führte.

Da kam Wachtmeister Hansen schon. Daß er gerannt war, sahen wir seinem roten Gesicht an. Er atmerte hastig.

»Kommissar!« rief er. »Ich muß Sie sofort sprechen!«

Mallmann ging ihm entgegen. »Was ist geschehen?«

Hansen warf einen Blick auf die Wirtsleute.

Will verstand und zog den Wachtmeister zur Seite. Wir gingen mit und wurden vorgestellt.

»Es geht um diesen Heimatforscher. Ich habe schon mit ihm geredet. Er möchte, daß Sie sofort zu ihm kommen.

Wahrscheinlich kann er ihnen mehr zu diesem seltsamen Fall sagen.«

Will Mallmann schaute Suko und mich an. Wir nickten, dann gingen wir los.

Fräulein Haupt regte sich unheimlich auf, weil die Kinder quer durch den Wald liefen und nicht in der Reihe blieben.
»Lassen Sie sie doch«, sagte Rolf Hartmann lächelnd,
»warum sollen sich die Kleinen nicht austoben?«
»Weil wir die Verantwortung tragen, Herr Hartmann.«
»Was kann hier schon passieren?«
»Das sagen Sie so leicht!« Ungehalten schlug Fräulein Haupt mit dem Stock auf.

Hartmann winkte ab.

Die Kinder lachten und lärmten. Einige spielten Verstecken, andere wollten auf die Bäume klettern, doch das war selbst dem guten Rolf Hartmann zuviel.

»Kommt da runter!« rief er.

Die Jungen gehorchten.

»Wären sie jetzt in der Klasse gewesen, hätte ich ihnen schon Ordnung beigebracht«, meinte die alte Lehrerin.

Hartmann schüttelte nur den Kopf.

Der Boden war weich und nachgiebig. Tannennadeln hatten einen regelrechten Teppich gebildet. Braune Blätter lagen dazwischen, verfaulte vom letzten Jahr.

Die Sonnenstrahlen stießen wie Speere durch den Wald und tupften helle Inseln auf den Erdboden. Eines der Kinder sah ein Eichhörnchen. Es gab den anderen Bescheid, und sofort rannten die Kleinen hinter dem Tier her.

Es war jedoch viel schneller und lief wieselhaft einen Baumstamm hoch.

Dann war es verschwunden.

Sie erreichten einen Weg, nachdem sie bis jetzt quer durch den Wald gelaufen waren.

Neben einem hohen Holzstapel waren Reifenspuren im weißen Boden zu sehen. Hier hatte in der Nacht Mallmanns Manta geparkt.

Die Lehrpersonen sahen die Spuren zwar, sie dachten sich aber nichts dabei. Wozu auch? Hier fuhren so oft Wagen vorbei, da fielen Reifenabdrücke im feuchten Boden nicht auf.

»Bleibt jetzt zusammen!« rief der Lehrer. »Wir sind gleich da!«

Die Kinder gehorchten, was Fräulein Haupt wiederum wunderte, wo sie doch für die Strenge vodierte.

Die Jungen und Mädchen scharten sich um die beiden Lehrer. Schlendernd gingen sie weiter, während Rolf Hartmann über die Bäume sprach, die in diesem Wald wuchsen.

»Da vorn seht ihr Fichten«, erklärte er.

»Wie unsere Weihnachtsbäume!« rief eine helle Stimme.

»Genau!«

Er sprach auch von Buchen und Eichen, von Linden und Eschen und vergaß auch nicht zu erwähnen, wie wichtig der Wald für das Land war.

Aufmerksam hörten die Kinder zu. Sie merkten gar nicht, daß sie sich immer mehr der Lichtung näherten, wo die alten Hünengräber aus dem Boden wuchsen.

Dann hatten sie den Rand erreicht.

Alle blieben stehen.

Rolf Hartmann runzelte die Stirn. Etwas kam ihm seltsam vor. Nicht ein Laut war zu hören. Selbst die Sonnenstrahlen schienen hier fahler zu sein als im übrigen Wald.

Er sprach Fräulein Haupt darauf an.

»Ich merke nichts«, erwiderte die alte Lehrerin.

»Aber es ist so ruhig!«

»Das stimmt.«

»Haben Sie vielleicht eine Erklärung dafür?« erkundigte sich Hartmann.

»Nein, Herr Kollege, und es lohnt sich auch nicht, danach zu suchen. Es ist eben so.«

Diese Antwort befriedigte Rolf Hartmann nun gar nicht. Er war es gewohnt, den Dingen auf den Grund zu gehen. Der junge engagierte Lehrer gab sich nicht einfach mit Erklärungen der Obrigkeit zufrieden, sondern hakte und fragte nach, was ihm wiederum an höherer Warte dicke Minuspunkte eingebracht hatte.

»Sollen wir die Gräber überhaupt besichtigen?« murmelte er mehr zu sich als zu den anderen.

Fräulein Haupt hatte die Worte trotzdem vernommen.

»Warum denn nicht? Schließlich sind wir doch deshalb hergekommen.«

»Stimmt. Aber haben Sie nicht vorhin auch von Verantwortungsgefühl gesprochen?«

»Ich sehe keine Gefahr für die Kinder.« Ein spöttisches Lächeln kräuselte ihre dünnen Lippen. »Sie etwa?«

»Ich weiß nicht ...«

»Oder sehen Sie Gespenster?«

»So kann man es nennen.«

»Jetzt drehen Sie nur nicht durch«, erwiderte das ältere Fräulein. »Sie sind doch sonst immer so forsch.«

Rolf Hartmann biß sich auf die Unterlippe. Er wollte nicht mehr lange diskutieren und vor allen Dingen nicht vor den Kindern. Das hatte keinen Sinn.

»Gut«, sagte er, »gehen wir.« Er wandte sich an die Kinder.

»Wir bilden auf der Lichtung einen Kreis, so daß jeder von euch auf ein Grab schauen kann.«

Die Kinder nickten und gingen vor.

Auch das war seltsam. Sie gingen. Normalerweise wären sie gerannt, aber so setzten sie nur langsam einen Fuß vor den anderen. Sollten sie vielleicht etwas gespürt haben? Hatten sie einen sechsten Sinn? Eine Antenne für Gefahren?

Rolf Hartmann dachte zwar über dieses Problem nach, doch er gelangte zu keinem Ergebnis. Aufseufzend schritt er hinter den Kindern her, die bereits einen Kreis gebildet und sich hingesetzt hatten.

Fräulein Haupt blieb stehen. Sie trat bis dicht an eines der Hünengräber und lehnte sich mit dem Rücken gegen die hohen Steine, um einen guten Überblick zu haben. Dabei übersah sie die Graböffnung.

Es war nur ein schmaler Spalt, aber immerhin ...

Rolf Hartmann ließ sich inmitten des Kreises nieder. Er riß

einen Halm ab und drehte ihn zwischen den Fingern. »Ihr alle wißt, wer uns diese Hünengräber hinterlassen hat - oder?« fragte er.

Mehrere Finger ruckten in die Höhe. »Die ollen Germanen!« rief der vorwitzige Klaus.

»Richtig, Klaus. Aber nicht diese hier. Diese sind uns von einem Volk hinterlassen worden, das weit im Norden Europas lebte und das berühmt durch seine Seefahrten geworden ist.

Ja, dieses Volk soll sogar mit primitiven Booten bis nach Amerika gesegelt und gerudert sein. Wer kann mir den Namen nennen?«

Jetzt zeigten nur noch die älteren Schüler auf.

»Die Wikinger!« riefen mehrere Kinder auf einmal.

»Genau. Was wißt ihr davon?« Der Blick des Lehrers tastete die jungen Gesichter ab. »Klaus.«

Klaus war schon neun und immer vorwitzig und zu Streichen aufgelegt. »Das meiste haben Sie schon gesagt, Herr Hartmann«, meinte er altklug.

Die anderen Kinder lachten, und auch Rolf Hartmann schmunzelte, nur Fräulein Haupt schaute böse, weil sie diese Antwort als eine Respektlosigkeit empfand.

»Wovon lebten die Wikinger?« fragte der Lehrer.

»Von der Jagd.«

»Genau.«

»Und vom Fischfang.«

»Auch richtig!«

Jetzt meldete sich wieder der vorwitzige Klaus. »Dann gab es noch Thor mit dem Hammer!«

»Das ist gut«, lobte Rolf Hartmann den Jungen. »Thor war ein Gott, den die Wikinger und die Germanen verehrten.«

»Aber warum haben die Wikinger denn hier ihre Gräber?« fragte eine schüchterne Mädchenstimme. Es war die kleine Bettina.

»Wir können es nur raten. Sie waren ein Seefahrervolk und sind sicherlich auch an die deutsche Küste gekommen. Einige

von ihnen werden sich auf den Weg ins Landesinnere gemacht haben und sind hier gestorben und begraben worden.«

»Komisch.«

Rolf Hartmann nickte. »Das finde ich auch. Eigentlich ergibt es gar keinen Sinn, daß wir hier ihre Gräber finden. Aber sie sind nun mal da. Weiß einer von euch, wie sie ihre Toten bestattet haben?«

Schweigen.

»Dann will ich es euch sagen. Sie haben die Toten in Baumrinde gewickelt und zur Letzten Ruhe gebettet, denn Särge wie wir kannte man damals noch nicht.«

Bei diesen Worten bekam manches Kind eine Gänsehaut.

Hartmann sah es und wechselte schnell das Thema.

Er begann von den Germanen zu sprechen, redete über deren Kultur und über die Runenschrift.

»Woher kennt man die Zeichen?« kam die Zwischenfrage.

»Man hat sie auf Steinen gefunden«, erklärte der Lehrer. »Tief eingeritzt, so haben sie die Jahrhunderte überdauert.«

»Glaubten die Germanen auch an Dämonen?« fragte Volker. Nach dieser Frage war es still. Dann meldete sich Fräulein Haupt. »Dämonen gibt es nicht«, erklärte sie.

»Aber ich habe davon gehört. Mein Vater hat es mir erzählt. Es stand in einem Buch«, behauptete der Junge.

»Dann hat dein Vater gelogen.« Fräulein Haupt wollte nicht, daß man ihr widersprach, doch nun sprang Rolf Hartmann in die Bresche.

»Andere Völker hatten eben nicht nur einen Gott, sondern mehrere Götter. So beteten sie den Wind, die Sonne oder den Mond an.«

»Aber wir sind doch Christen.«

»Ja, das haben wir einem Missionar zu verdanken, dem heiligen Bonifatius. Er ist unter Axthieben gestorben. Es war ein schlimmer Tod, doch von seinem Glauben hat er nicht gelassen.«

Die Kinder waren beeindruckt, und auch Fräulein Haupt

zeigte sich zufrieden. Allerdings ahnte sie nichts von dem, was sich bereits im Innern des Grabes abspielte.

Dort fühlte man sich gestört.

Die Toten waren wieder erwacht. Sie hatten Stimmen gehört, und sie rochen die Menschen.

Noch hielten sie sich zurück. Sie warteten und lauerten, denn Sadin hatte noch keinen Befehl gegeben.

Alle sollten sterben, die ihre Ruhe störten. Im Verlies der Angst würden sie ihr Leben aushauchen. Die feurigen Speere der Rache sollten sie treffen und sie zu Dienern des großen Sadin machen.

So stand es geschrieben. So hatten es die unheiligen Schriften der Alten gewollt.

Auf der Lichtung redete Rolf Hartmann weiter. Er sprach jetzt mehr über die Germanen als über die Wikinger. Die Kinder hörten gespannt zu, denn er konnte sehr anschaulich berichten.

Dann jedoch hob Volker seine rechte Hand und schnippte mit dem Zeigefinger.

»Was ist denn?« fragte Rolf Hartmann.

Der Arm des Jungen sank wieder nach unten, beschrieb einen Halbbogen und zeigte auf ein Grab. »Warum sind denn dort die Steine umgefallen?« wollte er wissen.

Hartmann stand auf. Auch der Junge hatte sich erhoben. Der Lehrer schaute über die Köpfe der Kinder hinweg.

Tatsächlich. Vor einem Grab waren die Steine umgekippt oder umgekippt worden.

Wenn letzteres zutraf, von wem?

Rolf Hartmann schaute die Kinder der Reihe nach an. »Hat einer von euch sich an den Steinen zu schaffen gemacht?« Er glaubte es selbst nicht, denn soviel Kraft besaßen die Kinder nicht.

Kopfschütteln.

»Ich habe auch nichts gesehen«, sagte Fräulein Haupt.

»Vielleicht ist jemand rausgekommen«, vermutete Volker,

»Unsinn«, war Fräulein Haupt überzeugt.

»Liegen die Toten noch in den Gräbern?« fragte Bettina.

Rolf Hartmann nickte.

»Können wir sie vielleicht sehen?« Klaus drängte sich nach vorn und sprach seinen Lehrer an.

»Nein!«

»Warum nicht? Die Gräber sind doch groß genug.«

»Aber auch gefährlich«, erwiderte Hartmann. »Was denkt ihr, was geschieht, wenn solch ein Stein umkippt?« Schweigen.

»Es bleibt dabei«, entschied der Lehrer, »wir sehen uns die Gräber nur von außen an.«

Die Kinder murrten zwar, aber sie mußten sich mit dieser Entscheidung zufriedengeben.

Rolf Hartmann winkte seine Jungen und Mädchen heran und ging mit ihnen zu dem Grab, das noch intakt war. Hier hatte niemand die hohen Steine vom Eingang weggekippt.

Der junge Lehrer warf seiner älteren Kollegin einen fragenden Blick zu.

Fräulein Haupt schüttelte den Kopf. Sie wollte bei ihrem Grab stehenbleiben, so hatte sie einen besseren Überblick. Sie fühlte sich als reine Aufsichtsperson degradiert, denn den Unterricht hielt ihr jüngerer Kollege. Kontakt zu den Kindern fand sie sowieso nicht. Sie konnte und wollte sich auch nicht mehr in die Lage dieser jungen Menschen versetzen. Sie lebte im Gestern, und dabei blieb es.

Rolf Hartmann und seine Schüler schauten sich das Hünengrab genau an. Die Jahrhunderte hatten ihre Spuren auf den Steinen hinterlassen. Eine fingerdicke Moossschicht schillerte grünbraun. Ameisen und kleine Käfer krabbelten in Ritzen und Spalten. Um die einzelnen Steine auseinanderzubekommen, mußte man schon viel Kraft einsetzen, denn in den Zwischenräumen hatte sich das Moos so festgesetzt, als bestünde es aus Beton.

Rolf Hartmann hatte sich gut vorbereitet. Aus der Innen-

tasche seiner Jacke holte er einen kleinen Metallschaber und begann, an der Moosschicht zu kratzen.

Neugierig traten die Kinder näher.

»Was suchen Sie, Herr Hartmann?« wurde der Lehrer gefragt.

»Vielleicht können wir ein paar alte Schriftzeichen entdecken.«

»O ja.« Die Kinder waren ganz begeistert.

Sie schauten zu, wie ihr Lehrer Schicht für Schicht entfernte und schließlich das blanke Gestein zum Vorschein kam.

Es sah grau aus.

»Wir sehen aber nichts«, meinte Klaus und strich sich eine Haarsträhne aus der Stirn.

Rolf Hartmann ließ sich dadurch nicht entmutigen, er kratzte weiter.

Und er hatte Glück.

Plötzlich entdeckten sie ein Schriftzeichen, das tief in den Stein gemeißelt war.

Die Kinder waren plötzlich aufgeregt. Sie hatten nur noch Augen für den Stein. Niemand achtete auf Fräulein Haupt, die noch immer auf dem alten Fleck stand und nur zuschaute.

Noch ahnte sie nichts von der Gefahr, die tief im Hünengrab heranwuchs.

Einer der Toten hatte sich aus seinem Baumrindensarg erhoben, war durch den Schacht gestiegen und befand sich dicht am Ausgang. Er hatte die knorriegen Hände gekrümmmt, die Arme waren weit ausgestreckt.

Er wollte sich sein Opfer holen, und er würde es kriegen.

Die Lehrerin merkte nichts davon, sie war völlig ahnungslos.

Der Tote kam näher.

Schon spürte er die kühlere Luft, aber auch das warme Leben, und sein vertrocknetes Gesicht verzog sich zu einer diabolischen Grimasse.

Fräulein Haupt reckte in diesem Augenblick den Hals, um besser sehen zu können.

Das war die Chance für das Monster.

Blitzschnell griff es zu.

Die Klauen fanden sofort ihr Ziel. Die umklammerten den Hals der Frau. Fräulein Haupt kam nicht einmal dazu, einen Schrei auszustoßen, denn mit einem gewaltigen Ruck zog der lebende Tote sie in das Hünengrab hinein.

Plötzlich war der Platz vor dem Steingrab leer.

Die Kinder bemerkten nichts. Rolf Hartmann hatte inzwischen weitere Schriftzeichen freigelegt und auch die dunklen Vorahnungen vergessen, die ihn zuvor bedrückten.

Er kannte sich in der Runensprache einigermaßen aus, aber die Zeichen, die er nun sah, waren ihm zuvor noch nicht begegnet. Was mochte das sein?

Außerdem zeigten sie Figuren. Menschen, die in Särgen lagen, wenn man genauer hinschaute. Die Kinder fragten natürlich, doch ihr Lehrer gab ihnen keine Antwort.

Plötzlich hatte er Angst, weiterzusuchen. Er ließ die Hand sinken und steckte den Schaber weg.

»Schluß jetzt, Kinder«, verkündete er.

Rolf Hartmann schaute auf seine Uhr. »Außerdem ist es spät geworden. Die Schulzeit ist schon vorbei, und ihr müßt auch noch zum Mittagessen.«

»Aber Fräulein Haupt ist weg!« rief Bettina plötzlich.

Der Lehrer zuckte zusammen. Er drehte sich um, und seine Augen weiteten sich. In der Tat war der Platz, wo Fräulein Haupt gestanden hatte, verwaist.

War sie gegangen?

Nein, sicherlich nicht, dann hätte sie Bescheid gesagt.

Rolf Hartmann schluckte. »Laßt mich mal durch, Kinder«, sagte er. Schweigend öffneten die Jungen und Mädchen ihren Kreis.

Der Lehrer rief den Namen seiner Kollegin.

Nichts. Das Echo seiner Stimme verlor sich im Wald. Der junge Lehrer spürte, wie ihm der Schweiß ausbrach. Er ging auf das Grab zu, blieb jedoch auf halber Strecke stehen.

»Ich glaube, wir müssen Fräulein Haupt suchen«, sagte er.

»Kommt, Kinder, sehen wir nach ...«

Rolf Hartmann vermutete seine Kollegin im Wald.

Doch mit dieser Prognose war er meilenweit von der Wahrheit entfernt ...

Zu viert gingen wir zum Haus des Heimatforschers und Geschichtsmenschen.

Das waren Will Mallmann, Wachtmeister Hansen, Suko und ich. Wir lernten auf dem Weg auch ein wenig das Dorf kennen. Ich sah zahlreiche Fachwerkhäuser. Die Luft schmeckte noch nicht nach Benzin, sondern nach frischem Gras, und in manchen Ställen muhten Kühe oder quierten Schweine.

Wir überquerten einen kleinen Bach. Die Brücke war aus Stein und schien unter Denkmalschutz zu stehen, so alt sah sie aus.

Natürlich wurden wir angestarrt. Fremde fielen in einem Ort wie diesem immer auf. Aber das machte uns nichts, solange die Leute nur schauten.

An einer mit Efeu umrankten Steinmauer schritten wir vorbei und erreichten das kleine Haus des Heimatforschers. Als ehemaliger Rektor der Dorfschule verbrachte er seinen Lebensabend mit Forschungen und Arbeit.

Er hieß Matthias Maurer.

Sein Haus erreichten wir über eine steile Treppe. Auch an der Wand wuchs Efeu hoch. Vor der Tür gab es einen laubenähnlichen Vorbau, wo eine grün gestrichene Bank stand.

Die Holztür hatte ein kleines Fenster. Es war ein auf die Spitze gestelltes Rechteck. Bevor ich meinen Daumen auf die Klingel legte, wurde geöffnet.

Ein weißhaariger älterer Mann mit sonnenbraunem Gesicht, in dem die zahlreichen Fältchen nicht störten, stand vor uns. »Ah, die Herren von der Polizei«, wurden wir begrüßt, »kommen Sie bitte herein.«

Wir bedankten uns und betraten das Haus, nachdem sich jeder die Schuhe abgeputzt hatte.

Das Haus war nicht sehr groß, aber recht gemütlich. Überall hingen Bilder. Sie zeigten die Heidelandschaft mit ihren Heidschnucken, blühenden Wiesen und langen Gebüschgürtern.

Wir gingen ins Arbeitszimmer.

Eine bequeme Sesselgruppe bot Platz für uns alle. Dann kam die Frau des Hausherrn und bot ein selbstgebrautes Getränk an. Es war ein Schnaps, der nicht in der Kehle brannte, dafür jedoch im Magen. Sogar Suko trank ein Glas leer. Dabei verzog er nicht eine Miene.

Frau Maurer ließ uns allein.

Dem Fenster gegenüber befanden sich zahlreiche Regale an der Wand. Sie waren mit Büchern vollgestopft, und der ehemalige Rektor hatte einige auf den runden Tisch gelegt, der zwischen uns stand.

»Sie möchten etwas über die Hünengräber wissen«, sagte Herr Maurer und lehnte sich zurück. »Wachtmeister Hansen hat mir schon etwas berichtet, aber so recht wollte er mit der Sprache nicht heraus. Was ist denn geschehen?« Matthias Maurer schaute Will Mallmann an.

Der Kommissar hatte sehr schnell zu dem pensionierten Rektor Vertrauen gefaßt und beschlossen, ihm zu berichten, was in der vergangenen Nacht vorgefallen war.

Er tat es mit wenigen Sätzen und appellierte zum Schluß an die Verschwiegenheit des Mannes.

Matthias Maurer nickte. »Natürlich werde ich nichts sagen. Das ist Ehrensache. Nur ...« Er kratzte sich am Kopf. »So recht glauben kann ich das immer noch nicht.«

»Es entspricht aber den Tatsachen«, sagte Will. »Deshalb möchten wir von Ihnen wissen, Herr Maurer, wie so etwas überhaupt geschehen kann oder konnte.«

Ich präzisierte Wills Frage noch. »Gibt es vielleicht einen Fluch, der über den Hünengräbern lastet?«

Der ehemalige Rektor nickte. »Den gibt es tatsächlich.«

»Erzählen Sie!« bat Will Mallmann.

»Dazu muß ich weit ausholen.«

»Wir haben Zeit«, sagte ich.

»Gut, die Sache ist die. Vor ungefähr 900 Jahren machten, wie Sie sicherlich wissen, die Wikinger die Meere unsicher. Sie waren ein mutiges, aber wildes Volk, fuhren mit ihren Schiffen in alle Himmelsrichtungen und gelangten auch an die deutsche Küste. Einige Dutzend von ihnen drangen in das Landesinnere vor und trafen natürlich auf die Germanen, die das Land bevölkerten. Obwohl Verwandtschaft zwischen beiden Völkern besteht, kam es zu Kämpfen. Die Wikinger mußten unterliegen, weil die Germanen in der Überzahl waren. Hier in der Nähe kam es zu schweren Kämpfen, und die Wikinger wurden besiegt. Man erschlug oder erstach sie. Soweit die Geschichte. Was nun folgt, ist Legende oder Sage. Wollen Sie die auch hören?«

Ich lächelte. »Gerade die interessiert uns, Herr Maurer.«

»Nur wenige Leute wissen, daß mit dem Tod der Wikinger nicht alles vorbei war. Als sie besiegt und in den Hünengräbern ihre letzte Ruhestätte finden sollten, erschien plötzlich ein Bote des Gottes Thor. Er trug einen flammenden Speer bei sich und versprach furchtbare Rache an den Feinden der Wikinger. Der Sage nach sollen die Germanen fluchtartig das Gebiet verlassen haben, doch die Rache des Götterdieners holte sie ein. Sadin, so hieß der Mann, tötete jeden Germanen, der bei dem Kampf zugegen war, und er verscharrete sie irgendwo hier im Wald. Dort müssen sie noch heute liegen.«

»Und die Wikinger?« fragte ich.

»Hat man in den Hünengräbern begraben. Soviel ich weiß, hat man die Gräber sogar mit magischen Bannsprüchen versehen. Wer die Gräber schändete, sollte sterben wie die Germanen.«

Will Mallmann räusperte sich. »Wie in der letzten Nacht erlebt«, sagte er leise.

Matthias Maurer schaute ihn an. »Sie kannten die Geschichte vorher nicht, Kommissar?«

»Nein, wieso?«

»Nun, ich dachte an eine Einbildung. Da Sie ja bei den Hünengräbern waren, hätte es leicht sein können, daß Sie Gespenster sahen.«

»Das war echt! «

»Glauben Sie, daß der Racheschwur und der Totenkult der Wikinger bis in die heutige Zeit hineinwirken?« wandte ich mich an den ehemaligen Rektor.

Matthias Maurer hob die Schultern. »Das müssen Sie herausfinden. Für mich ist alles eine Sage.«

Der Wachtmeister mischte sich ein. »Wir sind wirklich von einer Gestalt angegriffen worden, die ...«

»Moment, Hansen«, unterbrach Kommissar Mallmann ihn.

»Wir sind nicht angegriffen worden, sondern ein von uns aufgespürter Verbrecher. Ein zweiter ist verschwunden.«

»Der wird geflohen sein«, vermutete Matthias Maurer.

»Oder auch nicht«, widersprach ich. »Vielleicht hat man ihn in eines der Gräber gezerrt.«

»Das glaube ich nicht«, sagte der ehemalige Rektor. »Überhaupt kommt mir die Sache sehr mysteriös vor, meine Herren. Ich kann es nicht fassen, daß hier in unserem Wald Tote auferstehen, die Jahrhunderte in Hünengräbern verbracht haben.« Ich lächelte. »Man kann sich vieles nicht vorstellen, Herr Maurer, aber unsere Erlebnisse beweisen das Gegenteil.«

»Was wollen Sie jetzt unternehmen?« fragte uns Matthias Maurer.

»Wir gehen zu den Hünengräbern«, antwortete ich.

»Werden Sie die Gräber auch schänden?«

»Wenn Sie das Einstiegen so nennen wollen, ja«, erwiderte ich.

»Sie wissen, daß es verboten ist ...«

Jetzt mischte sich Kommissar Mallmann ein. »Mein lieber Herr Maurer«, sagte er, »dies hier ist ein Dienstfall. Und kein

geringer. Außerdem befindet sich im Wald noch eine Kiste mit Waffen, die wir noch sicherstellen müssen. Ihre Welt hier, Herr Maurer, ist gar nicht so heil, wie sie aussieht.«

Der pensionierte Rektor nickte. »Das habe ich mittlerweile auch gemerkt.«

Wir standen auf. Kommissar Mallmann reichte Matthias Maurer die Hand und bedankte sich für die Gastfreundschaft. »Gern geschehen, Kommissar. Sie halten mich aber auf dem laufenden, Herr Mallmann?«

»Natürlich.« Will nickte.

Draußen schien uns die Sonne ins Gesicht. Wir gingen die Treppe wieder hinunter.

Ich konnte den ehemaligen Rektor gut verstehen. Er war ein Heimatforscher, hatte sich zwar mit der Vergangenheit fremder Völker beschäftigt und dabei auch die Totenkulte und Rituale anderer Rassen gestreift, aber daß Dämonen existierten und Flüche in Erfüllung gehen würden, das war ihm doch ein wenig suspekt.

Wir trafen immer wieder auf Menschen, die unsere Arbeit mit Staunen oder Skepsis betrachteten, und einen Vorwurf konnte ich ihnen nicht machen.

Auf der Straße blieben wir stehen und berieten.

Der Kommissar war dafür, sofort loszufahren. »Den Weg kenne ich ja«, meinte er.

Ich nickte. »Okay, dann holen wir aber zuvor noch unsere Waffen aus dem Koffer.«

Wir hatten die Gepäckstücke umgeladen. Sie lagen jetzt im Kofferraum. Schneller als auf dem Hinweg gingen wir wieder zurück. Niemand hatte den Manta gestohlen, obwohl die Heckscheibe fehlte.

Will öffnete den Kofferraum.

Im Schutz der hohen Klappe bewaffneten wir uns. Ich nahm die Beretta und den Dolch. Suko bewaffnete sich mit der Dämonenpeitsche und einer Pistole. Kommissar Mallmann bekam eine Ersatzwaffe. Dann gab ich ihm noch die Gemme.

Mein Blick fiel auf den silbernen Bumerang, der ebenfalls im Koffer lag.

Diese Waffe hatte mir in der Welt des Schwarzen Tods das Leben gerettet. Sie war aus den letzten Seiten des Buchs der grausamen Träume entstanden und gehörte mir als Erbe, als Sohn des Lichts, wie man mir gesagt hatte.

Sollte ich sie nehmen?

Nein, ich ließ sie zurück. Ich glaubte fest daran, daß Beretta und Dolch reichten.

Will schlug die Klappe zu.

»Alles klar?« fragte er.

Wir nickten.

»Soll ich mitkommen?« Wachtmeister Hansen hatte sich gemeldet.

Der Kommissar schüttelte den Kopf. »Nein, halten Sie hier die Stellung. Es ist möglich, daß noch Kumpane der Waffenholer auftauchen, da ist es besser, wenn jemand von uns in dem Ort ist.«

Der Wachtmeister war zwar nicht gerade glücklich über diesen Entschluß, fügte sich aber. Schließlich war er es gewohnt, Befehle auszuführen.

Wir aber setzten uns in den Wagen. Hätten wir geahnt, was sich inzwischen in dem Waldstück abspielte, wären wir wie die Teufel gefahren. Aber in die Zukunft sehen konnte niemand von uns ...

Rolf Hartmann befand sich in einer Zwickmühle.

Sollte er die Kinder nach Hause schicken, schließlich war die normale Zeit schon überschritten, oder sollte er die Lehrerin suchen lassen?

Er entschied sich für die letzte Möglichkeit.

Der Lehrer versammelte seine Schüler um sich und sprach ein paar Worte mit ihnen.

»Ihr teilt euch in Gruppen auf und kämmt den Wald durch.

Bleibt immer zusammen und ruft den Namen von Fräulein Haupt. Wenn sie euch hört, wird sie sich melden.«

»Vielleicht ist sie tot«, meinte ein kleines Mädchen.

»Unsinn!« erwiderte Hartmann schärfer als gewollt. »Sie hat sich bestimmt nur verlaufen.«

An den skeptischen Blicken der Kinder erkannte er, daß seine Worte auf keinen fruchtbaren Boden gefallen waren. Deshalb sagte er schnell: »Los jetzt, Freunde, sucht!«

Die Kinder gingen.

Schon bald waren sie zwischen den Bäumen verschwunden, und Rolf Hartmann hörte sie den Namen der Lehrerin rufen. Ihre hellen Stimmen schallten durch den Wald.

Wenn die Frau nicht taub war, dann mußte sie die Kinder hören. Reagierte sie allerdings nicht, war ihr vielleicht etwas zugestoßen. Sie war schließlich nicht mehr die Jüngste. Und wer kannte sie schon näher? Wie stand es um ihre Gesundheit? Darüber wußte der junge Lehrer nichts. Er nahm sich aber vor, mal mit Fräulein Haupt zu sprechen und sich um ihre Sorgen zu kümmern.

Rolf Hartmann blieb auf der Lichtung. Die Kinder waren im Wald verschwunden, und er kam sich plötzlich unsagbar einsam und verlassen vor.

Normalerweise machte ihm das nichts aus, doch wenn er sich die Hünengräber anschaut, so hatte er das unbestimmte Gefühl, daß von ihnen eine stumme Drohung ausging.

Auch Rolf Hartmann kannte sich in der Geschichte ein wenig aus. Er wußte von den Kämpfen zwischen Wikingern und Germanen, und er wußte, daß die Wikinger von den Germanen niedergemacht worden waren und daß ein Fluch über dieser Lichtung im Wald liegen sollte.

Aber das war Sage.

Trotzdem ...

Warum fielen ihm jetzt die alten Geschichten ein? Und warum kamen ihm die Hünengräber plötzlich so drohend und feindselig vor?

War die Luft nicht anders geworden? Hatte es sich nicht abgekühlt?

Weit entfernt hörte er die Stimmen der Kinder. Sie riefen immer wieder den Namen der Lehrerin, doch eine Antwort erhielten sie nicht.

Vielleicht habe ich doch einen Fehler gemacht, überlegte er. Ich hätte die Kinder nicht gehen lassen sollen, wir hätten die Polizei benachrichtigen müssen.

Seine Gedanken stockten.

Wie er es auch drehte und wendete, es war alles verkehrt. Wenn nur die Lehrerin wieder auftauchte. Um sie machte er sich die größten Sorgen.

Er schaute nach vorn und sah das Hünengrab, vor dem sie gestanden hatte.

Und er sah den Spalt!

Ein schrecklicher Verdacht keimte in ihm auf. Sollte die Frau etwa in das Grab hineingegangen sein?

Das war mehr als unwahrscheinlich, aber auch nicht ganz auszuschließen.

Rolf Hartmann schritt näher. Sein Herz klopfte plötzlich schneller. Er schaute sich den Spalt genauer an und stellte fest, daß er groß genug war, um einen Menschen hindurchzulassen. Nur - was hatte die Lehrerin in dem Hünengrab gesucht?

Es entsprach nicht ihrer Natur, soviel Neugierde zu zeigen. Nein, da mußte einfach etwas anderes dahinterstecken.

Vielleicht war sie nicht freiwillig verschwunden. Konnte es sein, daß sie jemand in das Grab hineingestoßen hatte? Aber wer? Gesehen hatten sie doch niemand.

Der Lehrer schüttelte den Kopf. Er fand keine Lösung.

Vor dem Hünengrab blieb er stehen.

Er schaute in den Spalt hinein und sah dahinter die Dunkelheit wie eine Wand.

Drohend und unheimlich kam sie ihm vor, eine Gänsehaut rieselte über seinen Rücken, und eine innere Stimme warnte ihn, das Hünengrab genauer zu untersuchen.

Rolf Hartmann holte tief Luft und rief den Namen seiner Kollegin.

Dumpf drang seine Stimme in das Hünengrab.

Er erhielt keine Antwort.

»Fräulein Haupt! Bitte, melden Sie sich!«

Keine Antwort.

Rolf Hartmann trat wieder zurück.

Er wischte sich über die Stirn. Sie war schweißfeucht.

Er hörte die Stimmen der Kinder. Sie riefen noch immer.

Jetzt hätte er gern eine Taschenlampe bei sich gehabt, um in das Hünengrab hineinzuleuchten.

Aber wenn er nur einen oder zwei Schritte in das Grab hineinging, konnte ihm eigentlich nichts passieren. Die Menschen, die dort lagen, waren schon seit Hunderten von Jahren tot. Sie taten nichts mehr.

Dachte er ...

Rolf Hartmann glaubte nicht an die Erfüllung alter Flüche, er dachte realistisch, und deshalb ignorierte er die Warnungen seines Gefühls und quetschte sich durch den Spalt.

Eine andere Welt nahm ihn auf.

Zuerst die Dunkelheit.

Sie war schlimm und drückte auf die Seele. Das Licht, das durch den Spalt fiel, reichte kaum einen Schritt weit, dann wurde es von der Finsternis verschluckt.

Rolf Hartmann hatte damit gerechnet, in eine völlige Stille zu treten, doch er sah sich getäuscht.

Von irgendwoher ertönten Geräusche.

Kratzen, Knistern, auch Schritte

Und sie drangen aus der Tiefe des Grabs an seine Ohren.

Sollte sich Fräulein Haupt so weit vorgewagt haben? Hatte sie tatsächlich den Mut besessen, in völliger Dunkelheit das Grab zu durchforsten?

Er ging weiter.

»Fräulein Haupt! Melden Sie sich!«

Keine Antwort.

Tief atmete er ein. Die Luft schmeckte abgestanden, nach Moder und Verwesung, sie war kaum zu atmen, es fehlte der wichtige Sauerstoß.

Der nächste Schritt.

Immer mehr verschwamm der Eingangsspalte in der Dunkelheit. Das jedoch merkte Rolf Hartmann nicht mehr. Etwas hatte ihn gefangengenommen, eine andere Welt, eine fremde Ausstrahlung.

Erst als er das Kratzen hörte, wirbelte er herum.

Da war es bereits zu spät.

Irgend jemand hatte einen Stein vor den Spalt geschoben.

Rolf Hartmann war gefangen!

»Wenn das so weitergeht, kann ich mir bald neue Stoßdämpfer kaufen«, murkte Kommissar Mallmann.

Er war von der normalen Straße abgebogen und in den Wald hineingefahren.

Ein schmaler Weg führte an Bäumen und Unterholz vorbei.

An den Spuren war zu erkennen, daß hier oft die Transportwagen der Holzfäller fuhren.

Will Mallmann hatte uns erklärt, daß er dort halten würde, wo er auch in der Nacht gewartet hatte. Das war ziemlich nahe an der Lichtung. Wir hatten von dort aus nicht mehr weit zu laufen.

Ich stieß mir meinen Kopf ein paarmal am Dach des Mantas, weil ich einen wesentlich höheren Wagen gewohnt war.

Dann stoppte der Kommissar.

Wir stiegen aus.

Jeder von uns hatte damit gerechnet, von einer tiefen Windesstille umgeben zu sein, doch wir wurden enttäuscht.

Wir hörten Kinderstimmen.

Ratlos sahen wir uns an.

»Was ist das denn?« fragte Suko.

Mallmann hob die Schultern.

»Seid doch mal ruhig«, bat ich die beiden anderen. »Mir scheint, sie rufen einen Namen.«

Wir lauschten.

»Ja«, sagte der Kommissar, »Das hört sich an, als riefen sie immer Fräulein Haus oder Hauk.«

Ich nickte. »Das >Fräulein< habe ich auch verstanden. Will, kannst du dich an diesen Namen erinnern? Hast du ihn schon einmal gehört? Oder einen ähnlich klingenden Namen?«

»Nein.«

Wir alle drei waren überrascht und auch entsetzt. Sollten diese Hünengräber wirklich ein grauenvolles Geheimnis preisgeben, dann war es schlimm, wenn sich Kinder in der Nähe befanden.

Denn Dämonen nahmen darauf keine Rücksicht.

Ich trieb die anderen zur Eile an. Wir liefen durch den Wald und sahen schon bald die Lichtung.

An deren Rand blieben wir stehen.

Will Mallmann meinte: »Hier haben der Wachtmeister und ich in der Nacht gewartet.«

Die Lichtung war leer.

Kein Kind zu sehen, doch wir hörten ihre Stimmen im Wald. Vier Gräber zählte ich. Düstere, geheimnisvolle Gebilde. Vor einem war der Eingang freigelegt.

»Da muß er rausgekommen sein«, sagte Will Mallmann.

Ich nickte und betrat die Lichtung.

Dann sahen wir die ersten Kinder. Sie tauchten aus dem Wald auf und rannten auf die Lichtung.

»Herr Hartmann, Herr Hartmann! Wir haben sie nicht gefunden!« rief ein kleiner Junge mit dunklem Haar, sah uns und blieb abrupt stehen, wie auch die anderen.

Ich lächelte, doch das Mißtrauen aus dem Gesicht des Jungen verschwand nicht.

Als ich meine Hand ausstreckte und mich mit John vorstellte, schlug der Junge ein.

»Ich heiße Klaus«, sagte er.

»Freut mich.«

Vor Suko hatten sie ein wenig Angst, doch ich nahm sie ihnen, als ich erklärte, daß er mein Freund sei.

Auch Will kam gut mit den Kindern zurecht. Er fragte auch:

»Warum habt ihr immer nach Fräulein Haupt gerufen?«

»Weil das unsere Lehrerin ist«, erklärte Klaus.

»Ist sie weggelaufen?« hakte Will nach.

»Ich weiß nicht.« Klaus schaute sich unschlüssig nach den anderen um. Die senkten die Köpfe.

»Wieso weißt du das nicht?«

Klaus sah zu Boden.

»Das war so komisch«, antwortete er und begann zu erzählen, was sich zugetragen hatte.

»Auf einmal haben wir sie nicht mehr gesehen«, behauptete der Junge, und die anderen nickten zustimmend.

»Hat denn keiner von euch aufgepaßt, wohin sie gegangen ist?« fragte ich.

Kopfschütteln.

Will, Suko und ich schauten uns an. Alle drei hatten wir wohl den gleichen Gedanken. Ob einer der Toten die Lehrerin in das Hünengrab geholt hatte?

Dann fiel mir jedoch etwas ein. »Ihr habt vorhin einen Namen gerufen, aber nicht den von Fräulein Haupt.«

»Das war Herr Hartmann«, meldete Klaus.

»Stimmt. Was ist mit ihm?«

»Er ist auch weg.«

Ich wurde blaß, und den anderen erging es ebenso. »War oder ist er euer Lehrer?«

»Ja.«

»Hat er mit euch nicht den Wald untersucht?«

»Nein, er wollte hier auf der Lichtung bleiben und abwarten, ob wir Fräulein Haupt finden.«

Jetzt hatten wir bereits zwei verschwundene Personen zu beklagen. Steckten beide in den Gräbern?

»Findet ihr den Weg allein nach Haus?« erkundigte ich mich.

Die Antwort war ein Nicken, aber einige wollten warten, bis ihr Lehrer zurückkam.

»Das geht nicht«, sagte ich.

»Und warum nicht?«

Da ich ihnen die Wahrheit nicht sagen konnte, suchte ich nach einer Ausrede.

»Er ist sicherlich schon vorgegangen«, erwiderte Kommissar Mallmann.

Klaus legte den Kopf schief. »Glaube ich nicht. Herr Hartmann lässt uns nicht im Stich.«

Gegen diese Logik kamen wir nicht an, aber wir durften die Kinder auch nicht auf der Lichtung lassen.

»Ich gehe mit euch«, bot sich der Kommissar an.

Die Kinder murrten. Sie wollten nicht weg und fühlten sich irgendwie für ihre Lehrpersonen verantwortlich. Aber auf der Lichtung bleiben durften sie auf keinen Fall. Jede Minute, die verstrich, brachte sie in größere Gefahren.

Schließlich sprach Will Mallmann ein Machtwort. Er wies sich als Polizist aus, und das respektierten die Kinder.

Will trat an mich heran und flüsterte: »Ich komme wieder, John. Die Kinder sollten nur erst zu Hause sein.«

»Okay.«

Der Kommissar scharte die Jungen und Mädchen um sich. Er fragte nach dem kürzesten Weg und schon bald hatte der Wald sie verschluckt.

Suko und ich schauten uns an. Der Chinese nickte.

»Dann werden wir uns diese Gräber mal vornehmen.«

Vielleicht finden wir dort diesen Sadin.«

Ich war mit Sukos Vorschlag einverstanden. Wir traten an das offene Grab heran und stiegen dabei über den am Boden liegenden großen Stein hinweg.

Da kam mir eine Idee. »Soll ich das Grab nicht lieber allein durchsuchen?«

»Warum?«

»Wenn wir beide hineingehen und damit in eine Falle tappen,

gibt es keinen, der etwas unternehmen kann. Sollte ich in einer Viertelstunde nicht zurück sein, kannst du ja nachkommen.«
Suko überlegte eine Weile und nickte schließlich.

»Hast du eine Lampe?« fragte ich.

»Ja, die kleine.«

»Eine bessere habe ich auch nicht. Ich hoffe nur, daß Will so rasch wie möglich zurückkehrt, dann haben wir zwei Augen mehr.«

Ich schlug meinem Freund noch einmal kräftig zum Abschied auf die Schulter und betrat das Hünengrab der alten Wikinger. Zuvor war meine Hand in die Tasche gerutscht. Die kleine Kugelschreiberlampe lag zwischen meinen Fingern. Ich schaltete sie an, als mich die Dunkelheit umfing.

Steinwände umgaben mich. Die großen Blöcke waren dicht aufeinandergefügt worden. Im Laufe der Jahrhunderte hatten Moos und anderer Bewuchs die Zwischenräume ausgefüllt.

Aufrecht konnte ich nur an manchen Stellen stehen, so daß ich in Gefahr geriet, mir den Schädel zu stoßen.

Eine unheimliche Atmosphäre umgab mich. Erstens war die Luft kaum zu atmen, und dann spürte ich auch den Hauch des Bösen, der in diesem Grab lauerte. Er war nicht greifbar, man konnte ihn nicht erklären; ich spürte ihn einfach.

Im Laufe der Jahre hatte ich dafür einen Sinn entwickelt, auch merkte ich das leichte Prickeln auf der Brust, das von meinem Kreuz abstrahlte. Es reagierte auf Strömungen wie ein Seismograph auf Erdbebenwellen.

Etwas lauerte vor mir. Etwas Grauenhaftes, Böses.

Eisfinger strichen über meinen Rücken. Unwillkürlich zog ich den Kopf noch tiefer zwischen die Schultern. Vorsichtig tastete ich mich weiter.

Leider war meine Lampe zu schwach. In ihrem Schein sah ich kaum etwas. Nur die Steinwände und einen harten Boden. Es war still, kein Geräusch drang an meine Ohren, und der Eingang hinter mir verschwamm zu einem diffusen grauen Schatten.

Wenn Not am Mann war, konnte ich noch immer schnell zurück.

Dann sah ich die erste Nische zu meiner Rechten.

Sie war nicht in den Stein gehauen worden, man hatte sie beim Bauen angelegt.

Ich leuchtete mit der kleinen Lampe hinein.

In der Nische stand eine Gestalt!

Im ersten Moment zuckte ich zurück, dann aber riß ich mich zusammen und ging näher heran.

Es war ein Toter!

Er sah schrecklich aus. Sein Gesicht schien nur noch aus Runzeln und Falten zu bestehen, die Haut war dünn wie Pergament, und er erinnerte mich an die Gestalt, die Will Mallmann in seinem Kofferraum transportiert hatte.

Das mußte der zweite Gangster sein, denn zu den Wikingern gehörte er nicht, das erkannte ich an der Kleidung. Dieser Tote trug eine Lederjacke und Jeans. Ein makabrer Kontrast zu seinem grauenvollen Aussehen.

Aber war er wirklich tot?

Ich wollte es genau wissen, ging einen Schritt vor, tastete in Höhe des Herzens.

Kaum hatte ich ihn angefaßt, als sein Arm plötzlich nach unten fiel.

Blitzschnell griff seine rechte Klaue zu. Ich kam nicht mehr dazu, den Arm wegzuziehen, denn seine Finger schlossen sich wie die Griffe einer Zange um mein Gelenk.

Mit der anderen Hand wollte er nach meinem Hals greifen.

Doch dagegen hatte ich etwas.

In der linken Hand hatte ich bis jetzt die Lampe gehalten.

Sofort tauchte ich weg und griff gleichzeitig nach meinem geweihten Silberdolch.

Der Stich kam von unten nach oben, und die Klinge traf den Unhold in der Körpermitte.

Ein röhrelnder Laut erklang über mir. Der Unhold ließ mein Gelenk los und fiel wieder gegen die Wand zurück. Rasch hob

ich meine kleine Kugelschreiberlampe auf und leuchtete ihn an.

Die Gestalt sackte an der Wand zusammen. Sie rutschte in die Knie und blieb so in der Nische hocken.

Ich zog den Dolch wieder hervor.

Das Wesen zerfiel.

Wie auch schon sein Artgenosse, der im Kofferraum transportiert worden war.

Ein Gegner weniger.

Aber von sich aus waren diese Männer nicht so geworden.

Dahinter steckte irgend jemand, der mit Schwarzer Magie spielte und sie vorzüglich einzusetzen wußte.

Dieser Sadin vielleicht?

Ein Diener des Gottes Thor?

Aber gab es Thor überhaupt? War er nicht vielleicht nur eine Phantasiegestalt?

Es war müßig, sich darüber Gedanken zu machen, ich mußte zusehen, daß ich das Geheimnis dieses Hünengrabes lüftete.

Vor mir lagen jetzt nur noch die Kleidungsstücke des Toten. Alles andere war zu Staub zerfallen. Ein makabres Bild.

Ich schaute mich um und schwenkte dabei den kleinen Lampenstrahl. Er traf nur Gestein. Niemand hatte mich gesehen.

Ich war beruhigt.

Vorsichtig ging ich weiter. Wie tief war dieses Grab denn noch? Meiner Schätzung nach mußte ich bereits über die Hälfte der Strecke zurückgelegt haben.

Ich war beruhigt, als der Lampenstrahl endlich ein Ziel gefunden hatte und sein spärliches Licht auf eine Mauer warf. Das waren nur noch wenige Schritte.

Diese Hoffnung beflogte mich, und ich beging einen großen Fehler. Ich bewegte mich zu schnell, übersah dabei das Loch am Boden und verlor plötzlich den Halt.

Ich wollte noch nachgreifen, doch meine Hände faßten ins Leere, der Fall riß mich nach vorn - und in die Tiefe.

Instinktiv krümmte ich mich zusammen, schlug hart auf, blieb jedoch bei Bewußtsein.
Dann krachte etwas gegen meinen Schädel.
Zuerst sprühten Sterne auf, dann kam die Dunkelheit. Ich fiel aufs Gesicht.
Schluß - Blackout für John Sinclair, das war mein letzter Gedanke vor der Bewußtlosigkeit ...

Suko schaute auf die Uhr.
Zehn Minuten waren vergangen, zwei Drittel der vorgesehnen Zeit. Und von John war immer noch nichts zu sehen.
Obwohl er noch fünf Minuten Zeit hatte, machte er sich doch Sorgen. Mit dieser Lichtung und vor allen Dingen mit den Gräbern stimmt einiges nicht.
Suko war der Platz nicht geheuer.
Der Chinese war etwas zurückgetreten, so daß er alle vier Hünengräber im Augen behalten konnte. Dahinter standen die Bäume des Waldes wie eine gefährliche Wand. Suko hatte das Gefühl, als wären sie näher zusammengerückt, und auch die Lichtverhältnisse schienen ihm nicht mehr so günstig zu sein wie zuvor.
Es war dunkler geworden.
Dämmrig ...
Aber wieso? Nach wie vor stand die helle Sonne am Himmel, doch ihre Strahlen schienen die Lichtung im Wald zu meiden. Vielleicht war es auch nur Einbildung, aber Suko glaubte nicht so recht daran. Er kannte sich aus. Oft kündigte sich das Böse durch Veränderungen in der Natur an.
Den Chinesen hielt nichts mehr auf seinem Platz. Zwei Gräber waren geöffnet worden - für wen und wozu? Hatten diese Gräber vielleicht ihre Toten entlassen, war der Fluch unter Umständen schon wirksam geworden?
Diese Gedanken schwirrten durch Sukos Kopf, und er war nur froh, die Kinder außerhalb der Gefahrenzone zu wissen.

Langsam schritt der Chinese über die Lichtung. Unter seinen Füßen knickten Grashalme. Laub vom letzten Jahr raschelte, aber keine Tierstimmen waren zu hören.

Die Ruhe vor dem Sturm ...

Noch zwei Minuten.

Suko blieb stehen und schaute wieder auf den Eingang des Hünengrabes, durch den ich verschwunden war.

Er sah nichts.

Dafür jedoch hörte er etwas.

Ein Geräusch, das aus dem Grab neben ihm erklang. Es hörte sich an wie Knistern und Kratzen, dann aber ein leises, irres Kichern.

Der Chinese blieb stocksteif stehen.

Was hatte das zu bedeuten?

Er befand sich jetzt vor dem Hünengrab, an dem nach den Erzählungen der Kinder auch die Lehrerin gestanden hatte, bevor sie verschwunden war.

Niemand wollte glauben, daß man sie in das Grab gezerrt hatte, doch Suko wußte es.

Plötzlich erschien eine Hand.

Sie tauchte aus der hinter dem Spalt liegenden Dunkelheit auf. Die Finger waren gekrümmmt und bildeten eine Klaue.

Suko ging zurück.

Er zog seine Beretta und lockerte die Dämonenpeitsche im Gürtel.

Der Hand folgte ein Arm, eine Schulter, ein Gesicht.

Nein, kein Gesicht, sondern eine Grimasse. Daß diese Gestalt eine Frau war, konnte Suko nur an der Kleidung erkennen und an den Haaren, die grau bis auf die hageren Schultern herabhingen.

Das mußte die Lehrerin sein.

Suko hob die Waffe.

Er zögerte jedoch zu schießen, da die Frau ihn nicht direkt angriff, sondern stehengeblieb.

Sie öffnete den Mund.

Suko stellte sich die Frage, ob er hier nun einen Dämon vor sich hatte oder nicht. Zwar sah die Haut alt und runzlig aus, jedoch nicht so wie bei dem Wesen, das aus dem Kofferraum gestiegen war. Nein, diese Person war noch ein Mensch.

Wenn auch in einer besonderen Verfassung.

Der Wahnsinn hatte die Frau befallen.

Sie war irre.

Die Lehrerin blieb zwei Schritte vor dem Grab stehen und streckte ihren rechten Arm aus, wobei sie die Finger wieder aneinanderlegte und die Hand eine normale Fläche bildete. Dann begann sie zu sprechen, und ihre Worte jagten selbst dem Chinesen einen Schauer über den Rücken.

»Die Toten werden ihren Gruften entsteigen«, sagte sie mit hohler Stimme. »Ich habe sie gesehen. Ich habe sie in ihren Särgen gesehen und mit ihnen gesprochen. Sadin erscheint, und der große Rachekampf wird sich wiederholen.«

»Welcher Kampf?« fragte Suko.

»Die Geister der Wikinger und die der Germanen treten zum großen Duell an, und wer zwischen ihnen steht, wird zerstört. Endlich ist die Zeit da. Der Fluch des Sadin ist erfüllt, die Toten kehren zurück! «

Sie schaute Suko an und doch hindurch. Die Frau schien ihn nicht wahrzunehmen, ihr Geist war verwirrt, sie konnte nur von den Toten reden, sonst nichts anderes.

Dann machte sie auf dem Absatz kehrt und ging wieder zurück.

Suko befand sich in einer Zwickmühle. Was sollte er tun? Die Zeit war abgelaufen. Eigentlich hätte ich schon längst zurück sein müssen, aber wenn die Frau jetzt wieder in dem Grab verschwand, dann hatte Suko keinen mehr, an den er sich halten konnte.

Er konnte an der Schulter der Frau vorbeischauen und sah undeutlich eine zweite Gestalt im Eingang stehen.

Einen Mann!

War das vielleicht dieser Lehrer Hartmann?

Hatte auch ihn der Wahnsinn gepackt?
Der Chinese dachte mit Schaudern daran, und er entschied sich dafür, der Frau zu folgen.
Sie machte keinerlei Anstalten, ihn aufzuhalten, ermunterte ihn allerdings auch nicht, sondern schritt ruhig weiter.
Suko quetschte sich durch den engen Spalt, wobei er seinen Bauch einziehen mußte. Nicht daß Suko dick oder gar fett war, sein Körper bestand eben nur aus zahlreichen Muskeln und Sehnen. Die Beretta hielt der Chinese nach wie vor schußbereit. Zum erstenmal in seinem Leben betrat Suko ein vorchristliches Hünengrab. Ihm erging es nicht anders als mir. Modrige Luft empfing ihn. Es war dunkel. Das Licht der Eingangsspalte versickerte bereits nach einem Schritt.
Suko knipste die Lampe an.
Viel Helligkeit gab die Punktlichter nicht, doch man konnte sich orientieren.
Und Suko sah den Mann.
Er stand vor ihm und ging auch nicht zur Seite, als der Chinese auf ihn zutrat.
Wie ein Fels blieb er stehen.
Mein Freund hob den linken Arm und leuchtete dem Mann ins Gesicht. Es war ein noch junges Gesicht, und der Chinese war jetzt sicher, hier den Lehrer vor sich zu sehen.
Suko sah es genau.
Dieser Mann war ebenfalls dem Wahnsinn verfallen. Das erkannte er an dem Ausdruck in seinen Augen.
Die Frau war schon vorgegangen, und da das menschliche Hindernis nicht aus dem Weg ging und Suko keinen Bogen machen wollte, stieß er den Lehrer mit dem Waffenlauf an.
Der erwachte wie aus einer langen Starre.
»Die Toten«, sagte er, und so etwas wie Bewegung kam in seine Augen hinter der Brille. »Die Toten sind bereit. Die große Schlacht muß geschlagen werden. Thor hat Sadin geschickt. Er wird kommen und mithelfen, die Germanenpest zu vernichten. Der Fluch ist erfüllt.«

Es waren fast die gleichen Worte, die auch die Frau gebraucht hatte. Suko stellte sich die berechtigte Frage, wer ihnen diese Sätze eingegeben haben könnte.

Thor? Oder Sadin?

Suko war plötzlich gespannt darauf, diesen Wikingerdämon kennenzulernen.

Wieder stieß er den Mann mit der Waffenmündung an.

Diesmal gehorchte der Lehrer.

Er drehte sich um und schritt ohne zu zögern hinter der alten Frau her.

Suko bildete das letzte Glied der Gruppe. Sie gingen tiefer in das Hünengrab hinein.

Was würde sie erwarten?

Dann blieb die Frau stehen. Suko merkte es daran, daß auch der Mann stoppte und er fast gegen ihn gerannt wäre.

Er leuchtete mit der kleinen Lampe vorbei und sah in dem dünnen Lichtstrahl eben noch, wie der Oberkörper der Lehrerin in der Tiefe verschwand.

Suko senkte seine Hand, und er erkannte den Rand einer Grube, in die die Frau hineingeklettert war.

Rolf Hartmann wartete so lange, bis von seiner Kollegin nichts mehr zu sehen war, dann stieg auch er hinunter.

Suko war nicht so schnell. Er überzeugte sich erst, daß eine Leiter vorhanden war, die sein Gewicht hielt. Er nickte zufrieden, denn die Leiter bestand aus dicken Holzbohlen, die zwar uralt waren, aber doch ziemlich stabil aussahen.

Erst jetzt kletterte der Chinese hinterher.

Fräulein Haupt stand schon unten. Sie wartete auf die beiden anderen. Auch Rolf Hartmann hatte die Sprossen schnell hinter sich gebracht. Suko ging langsamer.

Kaum hatte er den Boden berührt, da konnte er die Lampe wegstecken, denn plötzlich erfüllte ein geheimnisvolles grünes Leuchten die unterirdische Gräberhöhle.

Das Leuchten drang nicht aus den Wänden oder von der Decke, sondern wurde vom Boden ausgestrahlt und breitete

sich in dem Verlies nach allen Seiten aus.

Vor der Leiter blieb der Chinese stehen.

Und jetzt sah er sie zum ersten Mal.

Die toten Wikinger!

Sie lagen tatsächlich in Särgen, die aus Baumrinde bestanden.

Manche Wikinger waren vertrocknete Mumien, um die Hälfte geschrumpft. Andere wiederum sahen zwar auch pergamenthäutig aus, aber sie besaßen noch ihre Waffen.

Man hatte ihnen die Streitäxte, Lanzen und Keulen mit in die Särge gelegt, damit sie auf der langen Reise durch das Totenland nicht schutzlos waren.

Es war ein Bild, das Suko faszinierte und gleichzeitig abstieß. Dicht nebeneinander standen die primitiven Särge, und die Gestalten darin waren nicht tot.

Sie lebten.

Das sah Suko nicht allein an ihren Augen, sondern auch an den Bewegungen. Sie drehten sich, zogen die Arme oder winkelten die Beine an. Und immer entstanden dabei diese Geräusche, als würde man Rinde mit den Fingern zerkrümeln. Das waren sie also!

Aber wo steckte ihr Anführer, dieser Sadin?

Suko suchte vergebens nach ihm, außer ihm befanden sich nur die toten Wikinger und die beiden Lehrpersonen in dem unterirdischen Verlies.

Ein Verlies der Angst, dachte Suko. Wie schlimm es noch kommen sollte, das merkte er schon bald. Die Frau drehte sich plötzlich um und trat auf ihn zu.

Gleichzeitig erhoben sich die toten Wikinger.

Suko achtete mehr auf sie, wie sie aus ihren Rindensärgen kletterten, und ließ dabei die Lehrerin aus dem Auge, was ein großer Fehler war.

Sie schritt an dem Chinesen vorbei, packte die Leiter und riß sie kurzerhand um.

Suko wollte noch zugreifen. Seine Hand faßte jedoch ins Leere, die Leiter lag bereits am Boden.

Und die Wikinger kamen. Sie erhoben sich aus ihren primitiven, offenen Särgen.

In den Fäusten hielten sie ihre Waffen. Äxte, Speere und Keulen ...

Sechs bewaffnete Gegner zählte der Chinese, die anderen nicht mit gerechnet, die mit bloßen Händen kämpfen würden und auch nicht unterschätzt werden durften.

Suko sah sich nach einem Ausweg um. Es gab keinen. Bis er es schaffte, die Leiter wieder hochzustellen, waren die anderen schon über ihm.

Aber er hatte noch die Beretta.

Sechs Kugeln!

Zu wenig, denn es standen nicht nur die sechs bewaffneten Gestalten gegen ihn, sondern auch noch vier andere und die beiden Lehrpersonen, die sich bestimmt nicht auf seine Seite stellen würden.

Es sah schlecht für den Chinesen aus.

Aber er wollte sein Leben so teuer wie möglich verkaufen. Leicht würde er es den »toten« Wikingern nicht machen ...

Zuerst merkte ich, daß ich mich nicht bewegen konnte. Man hatte mich gefesselt!

Sogar regelrecht festgebunden und das mit irgendwelchen Bändern oder Stricken.

Ich öffnete die Augen und stellte fest, daß ich nicht in völliger Dunkelheit lag. Ein grünes Leuchten umgab mich.

In meinem Schädel tobte der Schmerz. Wenn ich ihn bewegte, hatte ich das Gefühl, alles würde explodieren.

Doch daran durfte ich jetzt nicht denken, ich mußte zusehen, daß ich mich aus dieser prekären Lage befreite.

Den Kopf konnte ich ein wenig drehen, da ein Strick dicht unterhalb meines Halses vorbeilief. Ich peilte aus den Augenwinkeln zur Seite und stellte fest, daß ich auf einer Steinplatte lag und raffiniert gefesselt war.

Die Stricke spannten um Beine, Bauch, Brust und Arme. Sie mußten irgendwo unter der Steinplatte zusammengeknotet worden sein. Die Arme wurden dabei hart und eng an meinen Körper gepreßt.

Keine feine Methode, um einen Menschen wehrlos zu machen, obwohl die Fesselung im ersten Moment gar nicht so schlimm wirkte, weil man unter Umständen leicht hätte unter den Stricken wegrutschen können.

Daß man mir die Freiheit gelassen hatte, den Kopf zu bewegen, empfand ich als Wohltat. Nun konnte ich mich in meinem Gefängnis umzusehen.

Es war ein Verlies.

Es hatte eine rechteckige Form und mußte meiner Ansicht nach tief unter der Erde liegen, denn ich erinnerte mich noch genau an die letzten Sekunden vor der Bewußtlosigkeit. Ich war ins Leere getreten und gefallen.

Dann der Aufprall und der Schlag gegen den Kopf.

Doch wer hatte geschlagen?

Ich sah mich ein wenig um. Da gab es mehrere Möglichkeiten, denn ich war in diesem Verlies nicht der einzige.

Um mich herum standen offene Särge aus Baumrinde.

Sieben zählte ich, und jeder Sarg war belegt.

Wikinger lagen darin. Gestalten, wie ich sie sonst nur von alten Zeichnungen her kannte. Zwar war ihre Haut eingefallen und pergamentartig, aber die Waffen, die sie bei sich hatten, sahen verdammt gefährlich aus. Sie hatten die lange Zeit wohl am besten überstanden.

Äxte, Keulen, Lanzen und Schwerter.

Ein ganzes Arsenal, das mir Kopfzerbrechen bereitete, denn wenn ich angegriffen wurde, hatte ich keine Chance.

Es war still hier unten.

Ich fühlte mich wirklich wie in einem großen Grab. Kein Laut drang an meine Ohren.

Lebendig begraben! Schon oft war mir dieser Gedanke durch den Kopf gedrungen.

Die Decke konnte ich kaum erkennen, sie schwamm in dem grünen Licht.

Die Luft war mehr als mies und kaum zu atmen. Ich sog sie auch nur sehr flach durch die Nase ein, wollte nicht noch mehr verbrauchen, vielleicht würde ich einmal sehr darauf angewiesen sein, wer konnte das wissen?

Es blieb weiterhin ruhig. Die Toten standen nicht aus ihren Gräbern auf, und da meine Schmerzen im Kopf ein wenig nachgelassen hatten, konnte ich darangehen, mich um meine Fesseln zu kümmern.

Ich wollte sie loswerden.

Wie schon gesagt, sie waren verdammt stramm zugezogen, und es war mir unmöglich, unter den Stricken wegzurutschen. Allerdings konnte ich mich etwas drehen, dabei gerieten auch die Stricke in Bewegung und spannten über den Rand der Steinplatte, der verhältnismäßig scharf war.

Darauf baute ich meinen Plan.

Es mußte mir gelingen, die Stricke aufzuscheuern!

Eine andere Möglichkeit sah ich wirklich nicht. Ich merkte jedoch, daß man mir die Waffen gelassen hatte. Meine Beretta fehlte ebensowenig wie der Dolch oder das Kreuz.

Nur halfen sie mir nichts.

Ferner fragte ich mich, wer mich so kunstvoll verschnürt hatte. Die Toten in ihren primitiven Särgen? Oder ein anderen, dieser geheimnisvolle Sadin, von dem immer nur die Rede war, den ich jedoch noch nicht kennengelernt hatte?

Ich glaubte daran, und wenige Sekunden später wurde meine Vermutung bestätigt.

Sadin erschien.

Und er lachte, während er mich in meiner Sprache anredete. »Gib dir keine Mühe, Mensch, die Fesseln wirst du nicht zerstören können. Sie sitzen fest!«

Seinem Kommen und auch seinen Worten entnahm ich, daß er bereits die ganze Zeit über innerhalb des Verlieses gelauert und mich beobachtet hatte.

Jetzt zeigte er sich offen. Ich schaute ihn an. Stumm maßen wir uns mit Blicken.

Sadin trug ein zerfetztes, ponchoähnliches Gewand, das er kurzerhand über seinen Kopf gezogen hatte und das bis zu den Knien seines ausgemergelten Körpers reichte. Er sah nicht viel anders aus als die Toten in ihren seltsamen Särgen; auch seine Haut wirkte wie dünnes Pergament. Er trug in der rechten Hand eine Lanze, auf deren Schaft ich zahlreiche Zeichen sah, die in ihrer roten Farbe deutlich vom Grün des Lichts abstachen.

Langsam trat Sadin näher, bis er vor der Steinplatte stehenblieb.

»Es ist dir klar, was dich erwartet, Grabschänder?« fragte er mich.

»Nein!« log ich.

»Du wirst sterben!«

»Nur weil ich in das Grab eingedrungen bin?«

»Ja, Frevler, deshalb. Du hast die heilige Ruhe der Toten gestört, und du bist zu einem Zeitpunkt gekommen, wo der alte Fluch in Erfüllung gehen wird.«

»Welcher Fluch?« hakte ich nach. Ich wollte den Dämon so lange wie möglich aufhalten, damit ich mehr erfuhr.

»Der Kampf wird sich wiederholen«, erklärte er mir. »Wenn unsere Krieger in ihren Särgen erwachen, werden auch die Feinde auferstehen und sich zum letzten Kampf stellen. Die Germanen entsteigen ihren Gräbern, und auf der Lichtung des Waldes wird es zur Entscheidung kommen. Das aber erlebst du nicht mehr, Frevler, denn die Speere der Rache werden dich töten!«

Es waren harte Worte, und mir war bewußt, daß Sadin nicht gelogen hatte.

»Wer bist du?« fragte ich ihn.

»Ich bin Sadin.«

»Das weiß ich inzwischen. Doch welche Aufgabe hast du?«

»Ich bin der Diener des großen Thor. Die Walhalla hat die

Seelen der verstorbenen Krieger aufgenommen. Dort haben sie lange Zeit geschmachtet, während ihre Körper tief unter der Erde lagen. Doch diese schlimme Zeit ist nun vorbei. Es soll und wird zu einer letzten Schlacht kommen, und diesmal werden die stolzen Wikinger als Sieger hervorgehen, Sie werden die Germanenbrut vernichten und ihre Seelen mit Schimpf und Schande aus dem Reiche der Helden vertreiben, von wo aus selbst der Göttervater Odin zusehen wird.«

Das waren harte Worte. Natürlich hatte ich schon von Walhalla gehört, dem germanischen Götterreich, das auch von den Wikingern anerkannt wurde. Doch ich hatte es als Sage oder Märchen abgetan, jetzt allerdings machte man mir klar, daß doch ein wahrer Kern hinter den Geschichten steckte.

»Warum kommt Thor nicht selbst?« fragte ich mit krächzender Stimme.

»Der große Thor wird zuschauen, wie wir die räudigen Germanenhunde zertreten.«

Das war auch eine Antwort, aber keine auf meine Frage.
»Wirst du mitkämpfen?« wollte ich wissen.

»Ja, mein glühender Speer wird furchtbare Löcher in die Reihen der Germanen schlagen.«

Es war ein Versprechen, das ich ihm ohne weiteres abnahm.

»Dann hast du auch die beiden Eindringlinge in der Nacht umgebracht, als sie in das Grab eindrangen?«

»Ja, sie mußten sterben, aber sie waren nicht tot. Sie störten die Ruhe der Toten, weil sie sich das holen wollten, was in den Gräbern versteckt war. Der Fluch hat sie getroffen. Als lebende Tote sollten sie dahinvegetieren, und sie wären ausgelöscht worden, nachdem ich die Macht übernommen habe.«

»Du wirst nicht in die Walhalla zurückgehen? « fragte ich.

»Nein, als Wächter und Diener des großen Thor bleibe ich auf der Erde.«

Es war für mich keine angenehme Vorstellung, denn wenn Sadin und seine Wikinger gewannen, dann befanden sich auch die Menschen in den umliegenden Orten in großer Gefahr.

Noch ein Grund mehr für mich, sich gegen das Schicksal zu stemmen.

Ich dachte an Suko. Wo blieb er nur? Längst war die ausgemachte Zeit überschritten. Er mußte doch gemerkt haben, daß etwas mit mir geschehen war.

Warum kam er nicht?

Oder hatte man ihn ebenfalls gefaßt? War er wie ich in eine Falle unserer Gegner gelaufen?

Das erschien mir bei näherem Nachdenken als durchaus wahrscheinlich, und damit sanken meine Chancen abermals. Ich kochte innerlich, und Sadin schien es zu merken. »Dein Tod und auch der Tod deines Freundes sind sicher!«

Also wußte er von Suko.

Ich fragte ihn danach.

»Der Mann mit dem fremden Aussehen ist ebenfalls in eines der Gräber gegangen. Zwei Menschen, die sich mit den Kindern auf der Lichtung befanden, haben ihre Neugierde teuer bezahlen müssen und deinen Freund in ein Grab gelockt.«

Das mußten die beiden Lehrer sein.

»Sind sie tot?« fragte ich.

»Nein, sie leben noch!«

Er betonte das seltsam und verzog die dünnen Lippen zu einem kalten Lächeln, bis ich weiterbohrte.

»Sie sind dem Wahnsinn verfallen. Sie haben den Anblick der Toten nicht verkraftet!«

»Du bist eine Bestie, Sadin!« knirschte ich. »Aber es wird eine Zeit kommen, wo auch deine Herrschaft zu Ende geht!«

»Nein, niemals!« schrie er und drehte sich abrupt um. Er schritt auf die Särge zu, wo seine Krieger lagen.

Ich zerrte und bewegte mich wieder, scheuerte die Fesseln über die Steinkante und hoffte, daß wenigstens einige Fasern rissen.

Ob ich Erfolg hatte, konnte ich nicht sehen, weil es mir nicht gelang, den Kopf so weit zu drehen.

Sadin kümmerte sich nicht um mich. Er schritt auf die Särge zu, blieb vor ihnen stehen und streckte seinen rechten Arm mit dem Stab aus. Dann schwenkte er ihn im Kreis, so daß der Stab jedesmal für den Bruchteil einer Sekunde über irgendeinem Sarg schwachte.

Dabei begann der Stab zu glühen.

Die Zeichen verwischten plötzlich, ein kaltes Feuer sprühte auf, und die Magie des Stabes ging über auf die toten Krieger in ihren Baumrindensärgen.

Sie erwachten.

Fast synchron erhoben sie sich, griffen nach ihren Waffen und standen auf.

Ihre Pergamenthaut knisterte und schabte. Mit etwas ungelassenen Bewegungen schritten sie auf ihren Anführer zu und bauten sich im Halbkreis vor ihm auf.

Für mich hatte niemand einen Blick. Ich galt für sie so gut wie tot, aus diesem Grunde nahm ich meine Bemühungen wieder auf und versuchte, die Fesseln zu zerreißen.

Ich bewegte mich hastig hin und her. Sadin wurde aufmerksam, schaute zu mir und lächelte nur.

Verdammter, er wußte, daß ich es nicht schaffte.

Längst war ich in Schweiß gebadet. Er lag als Schicht auf meiner Stirn. Stoßweise drang der Atem über meine Lippen.

Das Haar klebte mir naß auf dem Kopf.

Die Schmerzen explodierten und erfaßten meinen ganzen Kopf. Ich stöhnte auf.

Das Geräusch hörte auch Sadin. Er zischte irgend etwas, das ich nicht verstand.

Sicherheitshalber lag ich still.

Wenn es mir nur einmal gelang, meinen Arm aus den Fesseln zu ziehen, war viel gewonnen, aber davon konnte ich nur träumen.

Dann sprach Sadin zu seinen Kriegern, und ich bekam jedes einzelne Wort mit, weil er in meiner Sprache redete. Er tat es bewußt, um mir meine Chancenlosigkeit vor Augen zu führen.

»Die Zeit des großen Kampfes ist gekommen«, sagte er, »endlich muß der Racheschwur erfüllt werden. Thor hat mich geschickt, um euch in den Krieg gegen unsere Feinde zu führen. Tilgt die Schmach, die uns vor langer Zeit angetan worden ist!«

Ich hörte die Worte zwar, aber ich begriff sie nicht so recht. Ein normal denkender Mensch konnte sich von diesem Kriegsgeschrei nur distanzieren. Und daß hier Wikinger auf Germanen treffen sollten, gab der Rede eine makabre Note. Aber wo steckten diese Germanen? Ich sollte gleich darauf eine Antwort erhalten.

»Noch liegen eure Feinde in den Gräbern, doch sobald der Kampfruf erschallt, werden sie der feuchten Erde entsteigen und sich euch stellen. Dann schlägt zu.«

Ich konnte den Worten entnehmen, daß man die Germanen hier im Wald vergraben hatte. Zusammen mit den Wikingern würden sie ein Heer von auferstandenen Toten geben, das den Wald in der Lüneburger Heide unsicher mache.

Ein Wahnsinn, irre ...

Aber doch wahr.

Leider konnte ich nicht dorthin schauen, wo sich die Luke an der Decke befand. Deshalb sah ich auch nicht die aufgestellte Leiter, die aus dem Verlies führte.

Der erste Wikinger schritt auf die Leiter zu und kletterte nach oben. Die anderen Toten folgten ihm. Sie hatten die Waffen so verteilt, daß jeder eine Keule, Lanze oder Axt besaß, um sich gegen die verhaßten Germanen zu verteidigen.

Sadin blieb zurück, Er wartete, bis seine Vasallen verschwunden waren, drehte sich dann und trat zu mir.

Er lachte. »Jetzt hast du Angst, Frevler, oder?«

Ich zögerte mit der Antwort. Ja, zum Teufel, ich hatte Angst, aber ich wollte es vor diesem Dämon nicht zugeben. So etwas war mir auch noch nicht passiert. Da besaß ich fast all meine Waffen und konnte sie nicht einsetzen, weil stramme Fesseln mich hielten. Es war zum Heulen.

»Ich sehe dir an, daß du Angst hast!« knirschte Sadin. »Und sie ist auch begründet, denn du wirst hier in diesem Verlies elendig zugrunde gehen.«

»Mein Tod wird dir nichts nützen!« hielt ich ihm entgegen. Er hob die Lanze, und sekundenlang hatte ich Furcht, daß er mir die Waffe ins Herz stoßen würde, dann schüttelte er den Kopf.

»Nein, so einfach wirst du nicht sterben«, gab er bekannt.

»Dein Tod soll länger dauern und schleichend sein. Du sollst leiden und merken, wie es ist, wenn es langsam zu Ende geht. Grabschänder erleiden ein grausames Ende.«

Er trat einen Schritt zurück und drehte den Speer in seiner Hand. Dabei murmelte er eine finstere Beschwörung, von der ich kein einziges Wort verstand.

Dann stieß er den Speer gegen die Decke des Verlieses.

Plötzlich flammte die Waffe wieder auf. Ein rotgelber Blitz fraß sich in die Decke und malte dort ein knisterndes Muster, das wie ein helles Spinnennetz aussah.

Dreimal stieß er zu. Und dreimal sprach er die Beschwörung. Dann trat er zurück. Dabei lächelte er auf eine diabolische Weise, so daß mir angst und bange wurde.

»Sterben, Frevler, du wirst sterben!« Es waren seine letzten Worte, die er zu mir sprach, bevor er sich umdrehte und die Leiter nach oben stieg.

Ich war gespannt, Welch einen Tod er für mich ausgesucht hatte.

Lange brauchte ich nicht zu warten. Mein Blick war zur Decke gerichtet. Deutlich erkannte ich drei Punkte.

Sie lösten sich von ihrem Platz. Langsam sanken sie dem Boden entgegen, strahlten hell auf, wurden länger und veränderten sich zu kleinen, flammenden Speeren.

Mir blieb fast das Herz stehen. Jetzt wußte ich, was sich dieser Teufel ausgedacht hatte.

Die kleinen Flammenspeere sollten mich durchbohren!

Zehn Gegner griffen Suko an!

Zehn lebende Tote, besessen von einem unheilvollen Trieb,
der sie zum Morden zwang.

Und sie wollten Sukos Tod.

Der Chinese beherrschte zwar den Karate-Kampfsport, aber mit bloßen Fäusten kam er gegen diese Gegner nicht an. Er konnte sie zwar niederschlagen, aber sie würden sich sofort wieder erheben und von neuem angreifen.

Nein, wenn Suko sein Leben retten wollte, mußte er zu härteren Mitteln greifen.

Zur Beretta und zur Dämonenpeitsche.

Mit der linken Hand zog er die Waffe, beschrieb einmal einen Kreis, und im nächsten Augenblick fielen die Riemen aus der dünnen Röhre. Sofort hob Suko die Peitsche an.

Der erste Untote wollte mit einem langen Messer zustechen.
Sein Gesicht war zerfallen, der Mund klaffte wie ein Loch.

Suko schlug zu.

Schräg von der Seite her klatschten die Riemen gegen den Schädel des Wikingers. Es sprühte auf, als hätte jemand Feuer gegen den Kopf gehalten. Und plötzlich war der Schädel verschwunden. Er hatte sich kurzerhand in Asche aufgelöst.

Der Torso kippte um.

Den nächsten Wikinger erledigte Suko mit einem Schuß.

Einer der Unbewaffneten wollte sich gegen ihn werfen, doch die Kugel war schneller und zerstörte ihn.

Die Untoten waren gewarnt. Sie griffen jetzt nicht mehr so stürmisch an, nachdem sie zwei ihrer Wesen verloren hatten. Schnell zogen sie sich zurück. Vor allen Dingen die Unbewaffneten hatten eine Idee, die Suko gar nicht gefiel. Bevor er es verhindern konnte, waren sie bei ihren Särgen, nahmen sie hoch und benutzten sie als Deckung, um auf Suko zuzugehen.

Gleichzeitig wurde es dunkel.

Und das empfand Suko als viel schlimmer, denn die Rindensärge wären von einer Kugel leicht zerstört worden.

Jetzt hörte Suko nur noch die Geräusche.

Das Knistern, das Kratzen und das leise Klinnen der Waffen, wenn sie sich berührten. Er glaubte, den Pesthauch des Todes im Nacken zu spüren.

Der Chinese ging in die Knie, damit er ein so kleines Ziel wie möglich bot. Lautlos bewegte er sich dann zur Seite und stieß im nächsten Augenblick gegen ein Bein.

Suko wußte nicht, ob er einen bewaffneten oder unbewaffneten Wikinger vor sich hatte, er riß den Arm mit der Waffe hoch und feuerte von unten nach oben.

Der Widerschein des Mündungsblitzes hellte die unmittelbare Umgebung für den Bruchteil einer Sekunde auf. Suko hatte das Monster in die Brust getroffen, und er sah, wie es zurücktaumelte und verging.

Er sah aber auch noch mehr.

Die Wikinger hatten ihn eingekreist. Die Spitze einer Lanze zielte gefährlich auf seinen Körper. Suko warf sich zu Boden und rollte um die eigene Achse.

Gleichzeitig schlug er mit der Dämonenpeitsche um sich. Die Riemen fanden ihre Ziele. Suko hörte das Heulen seiner Gegner, und eine grimmige Genugtuung durchflutete ihn. Er wechselte sofort die Stellung. Munition wollte er sparen, aus diesem Grunde schlug er nur mit der Peitsche um sich. Schreien und Wehklagen erfüllten das Verlies, in dem der Chinese um sein Leben kämpfte. Er wußte nicht, wie viele Gegner er zu Boden geschlagen hatte, manchmal klatschten die Riemen auch nur gegen die provisorischen Deckungen der untoten Gestalten. Diese jedoch konnte die Dämonenpeitsche nicht zerstören.

Jemand warf sich gegen Suko. Er spürte einen beißenden Schmerz am Hals und wußte, daß ihn die Schneide einer Axt oder die Spitze eines Speeres gestreift hatte. Sofort begann die Wunde zu bluten. Der schwere Körper fiel auf ihn, und Suko fluchte. Er drehte seinen rechten Arm zur Seite, drückte die Mündung der Beretta in etwas Weiches und schoß.

Sein Gegner zuckte zusammen und fiel von ihm.
Sofort hechtete Suko zur Seite. Er prallte dabei gegen einen anderen, und etwas zischte haarscharf an seinem Kopf vorbei. Wieder hatte er Glück. Zudem bekam der Chinese noch den Arm seines Gegners zu packen. Er setzte einen Hebelgriff an. Die Peitsche hielt der dabei zwischen Ring- und Mittelfinger eingeklemmt.

Schweißbedeckt rollte sich der Chinese über den Boden. Obwohl höchstens eine Minute vergangen war, kam ihm die Zeit dreimal so lang vor.

Auf die Dauer gesehen, mußte er unterliegen.
Wieder pfiff die Peitsche durch die Luft. Als Suko das klat-schende Geräusch hörte, nickte er zufrieden.

Ein Gegner weniger.
Doch er wußte nicht, wie viele noch lauerten. Er hatte nicht nachgezählt, wer alles seiner Peitsche zum Opfer gefallen oder von den Berettakugeln getroffen worden war.

Aber irgendwann mußte eine der Waffen ihn treffen, und Suko zuckte zusammen, als sich dicht neben ihm etwas in den Boden bohrte.

Eine Axt.
Der Chinese griff zu und schleuderte sie von sich. Halbhoch wischte die gefährlich Waffe über den Boden, ein Aufschlag, ein wütender Schrei.

Rasch wechselte der Chinese die Stellung. Er warf sich quer durch das Verlies und spürte plötzlich Hände an seiner Kehle. Menschenhände!

Das mußte entweder der Lehrer oder die Lehrerin sein. Suko zögerte, seine Waffen einzusetzen. Statt dessen wirbelte er herum und schleuderte die Gestalt von sich.

Im nächsten Augenblick ertönte ein gräßlicher Schrei, der dem Chinesen eine Gänsehaut über den Rücken trieb.

Der Schrei ersticke in einem Röcheln, dann war nichts mehr zu hören.

Er hatte ihn als Frauenschrei identifiziert, und Suko konnte

sich vorstellen, weshalb die Frau so geschrien hatte. Sie mußte von der Waffe getroffen worden sein, die Suko zugeschlagen war. So hatte ihm das Fräulein unbewußt das Leben gerettet.

Ein zweitesmal würde er solch ein Glück nicht mehr haben. Zur Luke hin konnte der Chinese nicht. Die Leiter war umgekippt worden. Er mußte es durchstehen.

Suko warf sich gegen die Wand, um den Rücken freizuhaben. Wieder wollte er mit der Peitsche zuschlagen, als die Wand dort zusammenbrach, wo er gegengefallen war.

Suko kippte zurück.

Kühlere, ebenfalls modrige Luft drang in seine Lungen. Lehm und Erde begruben den Chinesen, doch Suko sah plötzlich wieder eine geringe Chance.

So schnell es ging, befreite er sich von den Erdmassen und rannte weiter.

Wuchtig knallte er in der Dunkelheit gegen eine Wand. Die Haut über der Augenbraue platzte auf. Suko brauchte Licht, wenn er weiterkommen wollte.

Er hatte noch die kleine Lampe. Er holte sie hervor, knipste sie an.

Der schmale, nur fingerdicke Strahl war für ihn wie ein Hoffnungsfunk.

Suko drehte sich.

Er sah zwar nur undeutlich, aber das Licht reichte aus, um zu erkennen, daß er sich in einem Gang befand, und er tatsächlich mit seinem Gewicht eine Wand eingestoßen hatte.

Er sah auch die Wikinger, die sich bereit machten, durch die Lücke zu klettern.

Für den Bruchteil einer Sekunde wurde er auch die Frau gewahr, die leblos auf dem Boden lag. Ihr konnte niemand mehr helfen. In Suko stieg die Wut wie eine Flamme hoch, und am liebsten hätte er in den Pulk hineingefeuert, doch er riß sich zusammen, vielleicht brauchte er die Munition noch.

Der Gang war nicht hoch und führte waagerecht durch den

Erboden. Suko mußte den Kopf einziehen, als er weiterlief. Er ließ die Lampe brennen, so konnte er sich wenigstens ein bißchen orientieren.

Bis es die Wikinger geschafft hatten, sich durch das Loch zu zwängen, hatte der Chinese bereits einen erklecklichen Vorsprung herausgeholt.

Trotz des Kampfes fühlte er sich einigermaßen fit, obwohl seine Halswunde noch immer blutete.

Suko nahm sich sogar die Zeit, ein Taschentuch darüberzubinden, und knotete es fest.

Dann warf er einen Blick zurück.

Gerade noch im rechten Augenblick, denn einer der Wikinger schleuderte seine Lanze.

Suko warf sich hin.

Die gefährliche Waffe pfiff über ihn hinweg und verschwand in der Dunkelheit.

Das war knapp gewesen.

Der Wikinger, der Suko attackiert hatte, lief an der Spitze.

Unter einem Helm mit zwei Hörnern grinste ein pergamentenes Gesicht.

Der Kerl war nicht nur mit einer Lanze bewaffnet gewesen, er trug auch noch eine Axt.

Und die schleuderte er hinter der Lanze her.

Diesmal konnte Suko kaum ausweichen.

Ihm blieb nur noch eins.

Er schoß.

Die silberne Kugel jagte in die Brust des Wikingers und brachte ihn zu Fall.

Die Axt war schon in der Luft. Hautnah wischte sie an Suko vorbei und drosch in die Wand, wo sie im feuchten Erdreich steckenblieb.

Da hatte Suko wirklich Glück gehabt.

Mit seiner Kugel - der zweitletzten - hatte er wieder einen Gegner erledigt.

Er jagte auch noch das letzte Geschoß aus dem Lauf, fehlte,

weil das Licht zu schlecht war.

Suko wußte nicht, wohin der Gang führte. Aber schlimmer als es schon war, konnte es nicht kommen. Vielleicht würde er irgendwann in die Freiheit zurückkehren können, und damit auch ans Tageslicht.

Doch das waren alles noch Utopien und Wunschräume. Erst einmal mußte er sich die Wikinger vom Hals halten.

Und die waren verflixt schnell.

Während Suko achtgab, daß er nirgendwo gegenstieß, nahmen die Gestalten keinerlei Rücksicht. Sie jagten hinter dem Chinesen her, als gelte es, einen Rekord aufzustellen.

Die schlechte Luft machte Suko schwer zu schaffen. Seine Lungen brannten. Der Mangel an Sauerstoff ließ ihn taumeln, doch der Chinese überwand den Schwächeanfall. Aufgeben galt nicht, sondern eisern durchhalten.

Siedendheiß fiel ihm ein, daß seine Waffe leergeschossen war und er noch nicht nachgeladen hatte.

Im Laufen holte der Chinese das rasch nach.

Und weiter jagte er.

Der Boden war uneben. Herabgefallene Lehmbrocken bildeten immer wieder Stolperfallen. Der Lichtfinger tanzte auf und ab, berührte manchmal die Decke, glitt wieder dem Boden zu, fuhr wie ein Geisterfinger darüber hinweg und blieb plötzlich an einer Mauer hängen.

Suko schluckte.

Damit hatte er nicht gerechnet. Der Gang entpuppte sich als eine Sackgasse.

Suko war in eine Falle geraten.

Bis zur Wand lief er vor, wandte sich dann um und blickte den Untoten in die gräßlichen Gesichter. Obwohl er einige von ihnen erledigt hatte, waren noch genügend übriggeblieben, um Suko zu erledigen.

Die Spitze hatte der Lehrer übernommen. Suko leuchtete dessen Gesicht an und sah das irre Grinsen.

Dann hob er die Beretta.

Nein, er konnte nicht schießen. Er brachte es einfach nicht fertig, auf einen Wehrlosen zu feuern. Dieser Mann war kein Dämon oder ein Untoter, sondern ein Mensch.

Ihm mußte geholfen werden. Es war bereits zuviel, daß die Lehrerin gestorben war.

Die Wikinger blieben zurück. Hatten sie gemerkt, daß Suko nicht auf einen Wehrlosen feuern wollte?

Rolf Hartmann ging weiter, Schritt für Schritt näherte er sich dem Chinesen. Jetzt streckte er die Hände aus, warf sich auf einmal nach vorn und prallte gegen ihn.

Suko wurde zurückgedrängt, und dann geschah das gleiche wie zuvor im Verlies.

Die Wand brach ein ...

Ich starrte gegen die Decke!

Meine Augen waren nach oben gerichtet und etwas verdreht. Sie begannen schon zu tränen, die Pupillen schmerzten, mein Atem ging schnell und keuchend.

Aber ich lag nicht still. Verzweifelt war ich darum bemüht, meine Fesseln loszuwerden. Ich ruckte vor, wieder zurück, versuchte es seitlich, wollte mich drehen, doch die verdammten Stricke hielten mich fest.

Es war wirklich ein Ding der Unmöglichkeit, unter ihnen wegzurutschen.

Ich gab den Kampf trotzdem nicht auf. Da mein Kopf freilag, wollte ich mit dem Gesicht unter dem obersten Strick hinwegrutschen, doch das Seil fuhr mir scharf unter dem Kinn entlang, wo es die Haut aufritzte und Blut aus der kleinen Wunde trat. Verbissen arbeitete ich weiter.

Weil der Versuch, unter den Stricken hindurchzurutschen, gescheitert war, wollte ich sie aufscheuern. Die Steinkante der Platte mußte die Fasern doch zerreißen. Ich bewegte mich so gut es ging nach rechts, nach links, dann wieder umgekehrt, doch ohne erkennbaren Erfolg.

Es war unmöglich, die Stricke in solch einer knappen Zeit durchzuscheuern.

Und der Tod kam näher.

Drei glühende Pfeile senkten sich auf mich zu. Mit einer gnadenlosen Präzision zielten sie auf meinen Körper. Sie würden mich in der Brustmitte durchbohren und vielleicht dicht unter dem Hals. Aber treffen immer, denn ich konnte mich nicht zur Seite drehen und ihnen weniger Fläche bieten. Die Hälfte der Strecke hatten sie bereits hinter sich, jetzt würde es vielleicht noch zwei Minuten dauern, bis sie mich töteten.

Mein Gott, warum kam ich denn hier nicht weg?

Ich schrie meine Wut und meine Angst hinaus, wollte mich aufbäumen, doch die verdammten Stricke saßen zu fest. Sie schnitten nur in meine Kleidung.

Näher und näher senkten sich die Pfeile.

Jetzt waren sie vielleicht nur noch eine Armlänge von meiner ungeschützten Brust entfernt.

Sekundenlange Galgenfrist.

Noch einmal bäumte ich mich auf, kämpfte gegen das grausame Schicksal an und hoffte verzweifelt auf ein Wunder.

Es geschah nicht. Die Stricke hielten!

Aus feuchten Augen starrte ich die Pfeile an, deren Licht mich bereits blendete, so nahe waren sie mir schon. Entstanden durch Schwarze Magie, wollten sie meinem Leben ein Ende setzen.

Was Asmodina, der Schwarze Tod und zahlreiche seiner Helfer nicht geschafft hatten, im Verlies der Angst gab es für mich keinen Ausweg mehr.

Noch eine Handbreite.

Unwillkürlich zog ich die Brust ein, als würde ich dadurch die Pfeile aufhalten und mein Leben verlängern können.

Nein, so nicht.

Und ergeben wollte ich die Augen schließen

Kommissar Mallmann wunderte sich, wie ruhig und lieb sich die Kinder benahmen. Sie machten ihm keine Schwierigkeiten, als er sie in ihr Dorf zurückbrachte.

Der kleine Klaus, der sich irgendwie verantwortlich fühlte, ging neben dem Kommissar her. Hin und wieder schaute er zu Mallmann hoch. Man sah ihm an, daß er etwas wissen wollte, sich aber nicht traute, es auszusprechen.

Will Mallmann merkte es und fragte: »Was hast du auf dem Herzen, Klaus?«

»Sind Sie ein richtiger Kommissar?«

»Ja.«

»Wie die aus dem Fernsehen?«

Mallmann lächelte. »Fast.«

»Ich finde das toll, denn ich will auch zur Polizei, wenn ich mal größer bin. Denn was mein Vater ist, will ich nicht werden.«

»Was ist er von Beruf?«

»Soldat! Der fliegt einen Hubschrauber.«

»Das ist aber auch toll.«

Klaus schüttelte den Kopf. »Für mich nicht. Ich gehe zur Polizei, dann jage ich immer Verbrecher. Und in den Gräbern haben sich bestimmt welche versteckt.«

»Das träumst du nur«, erwiderte Will Mallmann.

»Nee, das glaube ich nicht. Gibt es da Verstecke, Herr Kommissar?«

»Sicher, aber das ist nichts für euch.« Will Mallmann blieb stehen, und die Schüler folgten seinem Beispiel. »So, jetzt haben wir das Dorf erreicht. Den Weg findet ihr sicherlich allein.«

Die Jungen und Mädchen nickten.

»Aber was sagen wir unseren Eltern, wenn sie nach den beiden Lehrern fragen?« erkundigte sich die kleine Bettina. Sie hatte Tränen in den Augen. »Wo ich Herrn Hartmann doch noch Blumen geschenkt habe!«

»Sagt ihnen ...« Mallmann überlegte und strich über sein

etwas gelichtetes Haar. »Sagt ihnen einfach, daß die Lehrer bald nachkommen. Okay?«

»Ja.«

Will war froh dabei, daß die Kinder so reagierten und nicht noch mehr Fragen stellten.

Der Kommissar verabschiedete sich mit einem allgemeinen Gruß und sah zu, daß er zurückkam. Er ging jetzt wesentlich schneller als auf dem Hinweg, und hatte er sich vorher unbekümmert gegeben, so zeigte sein Gesicht jetzt einen verbissenen Ausdruck.

Zahlreiche ihm entgegenkommende Autofahrer wunderten sich über den Mann, der so schnell über die Straße hetzte. Kommissar Mallmann lief parallel zum Weg entlang. Heiß brannte ihm die Frühjahrssonnen ins Genick. Er schwitzte, aber eisern hielt er das Tempo bei.

Nur nicht nachgeben, nach dieser Devise ging Mallmann vor. Will übersprang einen Graben und rannte nun direkt neben dem Waldrand her. Seine Füße trampelten über einen schmalen Feldweg, Staub wurde aufgewirbelt. Zum Glück waren keine Spaziergänger unterwegs, an einem Wochenende hätte es hier sicherlich anders ausgesehen, davon war der Kommissar fest überzeugt.

Er hatte sich die Stelle gemerkt, wo er mit den Kindern aus dem Wald gekommen war. Dort tauchte er auch wieder zwischen die Bäume, deren Laubdach einen Teil der warmen Sonnenstrahlen abhielt.

Die Angst trieb den Kommissar voran. Angst um seine beiden Freunde, denn weder John noch Suko wußten, was sie in den Gräbern erwarten würde.

Lebten die Toten tatsächlich?

Will hatte zwar selbst in der Nacht einen gesehen, aber deshalb konnte man nicht davon ausgehen, daß alle Wikinger in ihren Grüften erwacht waren.

Immer wieder tastete Will Mallmann nach der mit Silberkugeln geladenen Beretta, die er in seinen Hosenbund

geschoben hatte. Nur mit diesen Geschossen war die Brut aufzuhalten oder mit Feuer, aber das einzusetzen wäre zu riskant gewesen, denn einen Waldbrand wollte er nicht auf dem Gewissen haben.

Will Mallmann atmete schnell. Immer wieder wischte er sich über die Stirn, und der Schweiß floß in Strömen. So war es leicht, abzunehmen, aber auch verdammt anstrengend.

Immer mehr näherte sich Will Mallmann den Gräbern.

Die Natur um ihn herum verstummte.

Das Singen der Vögel hörte schlagartig auf. Es schien, als hätte der Kommissar eine andere Welt betreten.

Und dann ...! Was war das?

Will Mallmann schaute genauer hin und sah zwischen den Bäumen Nebelfetzen hängen.

Nebel oder Dunst um diese Zeit?

Unmöglich ...

Es sei denn, der Nebel war künstlich erzeugt worden und wollte etwas tarnen.

Will wurde plötzlich vorsichtig. Er ging langsamer, zog die Silberkugel-Beretta und schaute erst zu Boden, bevor er einen Schritt nach vorn wagte.

Nach allen Seiten sichernd, erreichte er den äußeren Rand der Nebelzone.

Will blieb stehen. Der Gedanke an Gas kam ihm. Wenn er das Zeug einatmete, konnte es unter Umständen passieren, daß er bewußtlos wurde.

Vorsichtig sog er die Luft ein.

Nichts geschah.

Der Nebel war nicht gefährlich, hemmte keinerlei Atemwege.

Will Mallmann war ein wenig beruhigt.

Dann aber horchte er auf.

Er hatte Geräusche gehört.

Seltsame Geräusche, die gar nicht in diese Umgebung passen wollten.

Das Klicken von Waffen, wütende Schreie.

Will wurde neugierig. Da die Geräusche von der Lichtung zu kommen schienen, mußte er annehmen, daß sich bei den Hünengräbern etwas abspielte.

Ein Kampf?

Vielleicht waren auch seine Freunde darin verstrickt.

Das wollte und mußte der Kommissar herausfinden, deshalb zögerte er keine Sekunde länger und machte sich auf den Weg. Er achtete auch nicht mehr darauf, lautlos zu gehen, sondern sah nur zu, daß er die Deckung der Baumstämme ausnutzte.

Und so kam er der Lichtung immer näher.

Ein letzter Sprung hinter den nächsten Baumstamm, dann weiterlaufen, und er hatte freies Sichtfeld.

Will Mallmann schaute auf die Lichtung.

Was er sah, ließ ihn an seinem Verstand zweifeln. Die Erde war aufgebrochen und hatte die toten Germanen entlassen. Sie waren wie die Würmer hervorgekrochen. Schreckliche Gestalten, zum Teil halbe Skelette.

Aber sie alle waren bewaffnet.

Mit Keulen, Äxten, Schwertern, Lanzen.

Und ihnen gegenüber standen die Wikinger.

Auch sie sahen nicht besser aus.

Sie schrien und brüllten, warfen ihren Gegnern Schimpfwörter an die Köpfe, aber sie hatten einen Vorteil den Germanen gegenüber.

Die Wikinger hatten einen Anführer!

Sadin stand mit seinem flammenden Speer vor ihnen, hatte den linken freien Arm erhoben und die Hand zur Faust geballt.

Dann gab er den Befehl zum Angriff.

Der Kampf begann.

Die beiden feindlichen Parteien rasten aufeinander zu, und Will Mallmann, der Kommissar, glaubte sich um ein Jahrtausend in die Vergangenheit zurückversetzt ...

Plötzlich geschahen zwei Dinge gleichzeitig.

Ich spürte auf einmal einen ziehenden Schmerz an der Brust und dachte schon, die Pfeile wären in meinen Körper eingedrungen, als eine helle Lichtglocke hochstieg und die Pfeile einhüllte.

Licht?

Ich wußte es plötzlich.

Das Kreuz. Himmel, das Kreuz hatte reagiert. Es wollte den geballten Angriff der Schwarzen Magie nicht so ohne weiteres hinnehmen und hatte automatisch eine Gegenaktion gestartet. Unwahrscheinlich.

Da brach die Wand.

Meine Gedanken wurden in eine andere Richtung gelenkt. Ich hörte das Poltern und Knirschen, drehte ein wenig den Kopf und sah meinen Freund Suko, wie er zusammen mit einem Teil der Verlieswand in das Innere meines Gefängnisses stürzte.

Aber er war nicht allein.

Rolf Hartmann befand sich bei ihm. Und Hartmann wollte Suko töten. Immer wieder schlug der junge Lehrer nach dem Chinesen, als der versuchte, sich aus dem Dreck und Lehm zu befreien.

Ferner sah ich Gestalten in der Dunkelheit hinter der gebrochenen Gangwand.

Das waren die Wikinger, die meinen Freund verfolgt hatten.
»Suko!« schrie ich.

Er wirbelte herum. Der Chinese hatte mich noch gar nicht gesehen, nun ging auf seinem Gesicht die Sonne auf, doch als er erkannte, daß ich gefesselt war, verdüsterte sich sein Ausdruck wieder.

Er wollte mich sofort befreien, sprang auch auf die Steinplatte zu, doch mitten im Sprung erwischte ihn Rolf Hartmanns Griff. Der Lehrer hatte Sukos Knöchel gepackt. Er riß den Chinesen um.

Suko fiel zu Boden und fluchte wütend. »Jetzt bin ich es aber

leid!« knurrte er, gelangte auf die Füße, und bevor Hartmann nachsetzen konnte, griff Suko nach ihm und stemmte ihn hoch. Ich sah das alles nur als Zuschauer und ärgerte mich, nicht eingreifen zu können.

Suko schwang den Mann über seinen Kopf. Zwei Schritte ging er vor, dann schleuderte er ihn durch das Loch in der Wand den angreifenden Wikingern entgegen.

Die wurden von der menschlichen Ladung voll getroffen. Der Körper fuhr mitten zwischen sie und riß einige von ihnen zu Boden.

Suko hatte eine kurze Atempause, und ich stöhnte vor lauter Freude laut auf.

Nicht der Chinese hatte mich gerettet, sondern mein Kreuz. Im letzten Augenblick hatte es reagiert und kraft seiner weißmagischen Aktivität das Unheil aufgehalten. Es hatte einen Panzer aus Magie über meine Brust gelegt.

Im nachhinein noch rann mir ein Schauer über den Rücken, als ich daran dachte.

»Nimm den Silberdolch!« sagte ich zu Suko.

Mein Partner schob seine Hand unter die Stricke und tastete nach meiner Hüfte. Den Dolch hatte er schnell gefunden. Er zog ihn hervor und säbelte am ersten Strick.

Uns zerrann die Zeit zwischen den Fingern.

Suko mußte sich beeilen, denn die untoten Wikinger hatten keinesfalls aufgegeben.

Sie wollten uns töten.

Ich konnte an Suko vorbeischauen. Deshalb sah ich auch den ersten Untoten, wie er in das Verlies wankte.

Er hielt eine Axt in der Hand und hatte den Arm bereits zum Schlag erhoben.

»Achtung!« schrie ich.

Suko wirbelte herum. Er wurde zu einer explodierenden Ladung, hechtete vor. In der rechten Hand hielt er noch meinen Silberdolch, ich sah die Klinge aufblitzen, und dann verschwand sie im Körper des Wikingers, während ihm Suko mit

der linken Hand die Axt aus den Fingern schlug.
Röchelnd sackte das Monster zusammen.
Sofort sprang Suko zurück und feuerte zweimal mit der Beretta auf die nachrückenden Gestalten.
Einmal traf er, die andere Kugel wischte dicht am Kopf eines Wikingers vorbei.
Einen Strick hatte der Chinese durchtrennt, so daß ich wieder ein wenig mehr Bewegungsfreiheit hatte. Aber ich schaffte es noch nicht, völlig aus den Fesseln zu rutschen, dafür waren die anderen noch zu stramm.
Suko stand schon wieder neben mir und säbelte an den Stricken. Der zweite fiel.
Noch hatten wir nicht gewonnen, denn die Wikinger brauchten nur Lanzen zu schleudern, dann waren wir geliefert.
Aber sie hatten mit sich selbst zu tun. Sie waren auch vorsichtiger geworden, denn Sukos Dämonenpeitsche und seine Beretta hatten unter ihnen aufgeräumt.
Wieder fielen zwei Stricke.
Ich war frei.
Endlich!
Die lange Fesselung hatte die Blutzirkulation beeinträchtigt.
An der anderen Seite der Steinplatte schwang ich mich herum und stand auf.
In meinen Gelenken verspürte ich das berühmte Prickeln, Schwindel erfaßte mich, noch stand ich unsicher auf den Beinen, aber das Gefühl würde sich bald legen.
»Geht's?« fragte Suko.
Ich nickte und biß die Zähne zusammen.
Der Chinese grinste. Er warf mir meinen Silberdolch zu, den ich geschickt auffing.
Ich behielt ihn in der linken Hand, während in der rechten die Beretta lag.
Jetzt konnten sie kommen.
Doch die restlichen Gestalten dachten gar nicht daran, uns weiter anzugreifen. Sie zogen sich zurück.

»Was ist mit dem Lehrer?« fragte ich meinen Partner.

»Er lebt noch.«

»Wie?«

»Dieser Hartmann ist wahnsinnig geworden, genau wie seine Kollegin.«

»Die habe ich nicht gesehen.«

»Kannst du auch nicht. Sie ist tot.«

Ich preßte die Lippen zusammen. Also hatte der verdammte Fall wieder ein Opfer gefordert.

Suko schaute mich an. »Nehmen wir die Verfolgung auf?«

»Nein, wir müssen hier raus, denn wenn es zutrifft, was Sadin erzählt hat, spielt sich über der Erde die Hölle ab. Da wollen Germanen gegen Wikinger kämpfen. Eine alte Rache.«

»Ach, du lieber Himmel!« Suko stand schon an der Leiter und kletterte die Sprossen hoch.

Ich folgte ihm.

Noch immer zuckte der Schmerz durch meinen Schädel, und ich mußte die Zähne zusammenbeißen, denn die hastigen Bewegungen setzten mir doch ziemlich zu.

Am Rand des heimtückischen Lochs drehte sich Suko um und reichte mir die Hand.

»Danke«, sagte ich keuchend, als ich endlich neben ihm stand.

Mein Partner hielt schon wieder die kleine Lampe in der Hand. Vor uns leuchtete grau der Eingangsspalt. Für uns eine gute Orientierungshilfe.

Geduckt schlichen wir auf den Ausgang zu.

Kaum zwei Schritte weiter hörten wir bereits die Kampfgeräusche, das Schreien, das Klirren der Waffen mir rann eine Gänsehaut über den Rücken.

»Schätze, wir sind zu spät gekommen«, flüsterte Suko.

»Das glaube ich auch ...«

Will Mallmann stand neben dem Baumstamm und traute seinen Augen nicht.

Der Kampf begann.

Auf der Lichtung stürmten die beiden verfeindeten Parteien aufeinander los.

Heldenhaft wehrten sich die Germanen.

Auch sie verstanden es, ihre Waffen zu führen, und mancher ihrer Feinde sank tot zu Boden.

Immer mehr jedoch kristallisierte sich die Überlegenheit der Wikinger heraus.

Wenn einer von ihnen fiel, starben zwei Germanen.

Will Mallmann war geschockt. Er begriff das Unmögliche einfach nicht, er stand nur da und beobachtete.

Dicht vor ihm lagen zwei Gegner im Clinch.

Der Germane hatte einen Speer, der Wikinger eine Axt.

Letzterer stürmte wütend auf seinen Gegner los, doch der Germane parierte die Schläge geschickt. Immer wieder riß er seinen Speer hoch und wehrte mit der langen Spitze die harten Schläge ab. Wie Glockengeläut klang es, wenn Metall auf Metall traf.

Dann aber tauchte der Wikinger unter einem Stoß hinweg und schlug blitzschnell zu.

Sauber trennte die Axt den Speer genau in der Mitte.

Sekundenlang war der Germane geschockt.

Sofort hob der Wikinger seinen Arm, um die Waffe zu schleudern.

Da griff Will Mallmann ein.

Er schoß.

Zwei Meter betrug die Distanz, da konnte er gar nicht fehlen.

Die Kugel zerstörte den untoten Körper des Wikingers und verwandelte ihn in grauen Staub.

Jetzt waren auch andere auf den Kommissar aufmerksam geworden. Der Schuß hatte sie aufgeschreckt.

Sadin sah Will Mallmann.

Er brüllte irgendeinen Befehl und zeigte in Wills Richtung.

Blitzschnell sprang der Kommissar zurück, wollte hinter dem Stamm Deckung finden, doch es war bereits zu spät.

Die anderen hatten ihn längst gesehen.

Drei Wikinger griffen an. Sie versuchten, den Kommissar einzukreisen. Einer schleuderte seine Lanze.

Will zuckte zur Seite, und die gefährliche Waffe hieb in den Baumstamm.

Rinde flog dem Kommissar um die Ohren, er warf sich sofort zu Boden.

Mit schlagbereiter Keule stürzte der zweite Wikinger auf Will Mallmann zu.

Er war ein riesiger Kerl mit furchterregendem Gesicht, und an seiner Stirn traten schon die blanken Knochen hervor. Will wollte schießen, war zu aufgereggt, drückte zwar noch ab, aber er verriß den Schuß.

Die Kugel fuhr in den Himmel.

Dann war der Wikinger da.

Schwer stürzte er auf Will Mallmann nieder. Er hatte schon ausgeholt, und die Keule hätte dem Kommissar den Schädel zertrümmert, aber Mallmann konnte sich wehren.

Er schaffte es, ein Bein anzuziehen und blitzschnell wieder zurückzustoßen.

Will traf voll.

Sein Fuß bohrte sich in den Leib des Untoten. Diesem Tritt hatte der Untote nichts entgegenzusetzen. Er wurde zurückgeschleudert und krachte auf den Rücken.

Sofort sprang er wieder hoch.

Will richtete sich ebenfalls auf. Sein Gesicht war verzerrt. Die Anstrengung und der Streß hatten tiefe Furchen in seine Haut gegraben.

Bevor der Wikinger seine verdammte Keule schleudern konnte, drückte der Kommissar ab.

Das Geschoß traf tödlich.

Die Verwandlung begann, und der Untote löste sich zu Staub auf. Keuchend erhob sich Will.

Den dritten Angreifer hatte es erwischt. Die Spitze eines Germanenspeers hatte ihn an einen Baumstamm genagelt. Er verging bereits, die Asche rieselte dem Boden entgegen, nur noch der Speer steckte im Stamm.

Auf der Lichtung tobte weiterhin der Kampf.

Sadin jedoch hatte aufgepaßt.

Voller Wut schrie er auf, als er sah, daß dieser Mensch den Kampf gegen drei Wikinger gewonnen hatte. Wütend stieß er seine Lanze in die Luft.

Sein Blick und der des Kommissars trafen sich.

Will Mallmann erstarrte.

Urplötzlich kam ihm eine Idee. Ohne auf seine eigene Sicherheit zu achten, sprang er auf die Lichtung und befand sich inmitten der kämpfenden Parteien.

Er hob den rechten Arm, ließ sich ein paar Sekunden Zeit und zielte auf Sadin, den Diener des großen Götzen Thor.

Dabei sah er nicht, wie sich einer der Untoten von hinten an ihn heranschlich, den rechten Arm hob und Will Mallmann mit einem Axtschlag töten wollte ...

Fast zur selben Zeit verließen Suko und ich das große Hünengrab. Wir griffen nicht ein, denn auf der Lichtung stürmten die einzelnen Parteien aufeinander zu und bildeten ein regelrechtes Chaos aus um sich schlagenden Gestalten.

Wer Freund oder Feind war, wußten wir nicht.

Dort tobte die Hölle. Und zwischen den Kämpfenden hingen Nebelschleier wie lange Gardinenfetzen.

Dann sah ich den Kommissar.

Mutig stand er zwischen den Gräbern, hatte den Arm erhoben und zielte an uns vorbei auf eine Gestalt, die sich den festen Platz ausgesucht hatte.

Sadin!

Wie ein großer Feldherr stand er auf dem Hünengrab und überwachte die Attacken.

Aber ich sah noch etwas anderes.
Ein Untoter schlich sich an den Kommissar heran, um ihm mit einem Axtschlag den Schädel zu spalten.
Ich reagierte sofort.
Blitzschnell brachte ich den rechten Arm hoch und schoß, ohne zu zögern.
Unmerklich ruckte die Waffe in meiner Hand. Die geweihte Silberkugel wischte dicht an Will Mallmann vorbei und traf den Hals des untoten Wikingers.
Er wurde zurückgestoßen. Der Arm, schon zum Schlag erhoben, fiel nach unten, die Axt rutschte ihm aus der Hand.
Suko hielt die Dämonenpeitsche bereit.
Will Mallmann hatte den Schuß zwar gehört, fand jedoch keine Erklärung. Unschlüssig schaute er sich um.
Der Chinese startete. Mit der Peitsche schlug er eine Gasse. Er deckte mir damit den Rücken, und so konnte ich mich um Sadin kümmern.
Der Diener des großen Thor hatte gemerkt, daß nicht alles nach Plan verlaufen war. Er hörte den Schuß und wandte sich um.
Ich startete.
Zwei Wikinger sprangen mir in den Weg. Ich tauchte zwischen ihnen hindurch, und ihre Waffen verfehlten mich.
Dann hatte ich freie Bahn.
Sadin stand noch immer auf dem Grab. »Hund!« schrie er.
»Du Frevler bist entkommen?«
»Ja«, brüllte ich zurück und zeigte auf mein Kreuz, das ich jetzt offen vor meiner Brust trug. »Das hat mir geholfen!«
Sadin tobte.
Er hob die rechte Hand mit dem flammenden Speer und wollte mich mit einem gezielten Wurf töten.
Mein Finger lag bereits am Abzug, doch keiner von uns schoß oder warf irgendeine Waffe, denn plötzlich traf ein Ereignis ein, mit dem keiner gerechnet hatte ...

Die Zeit stand still!

Ich wollte den Stecher der Waffe zurückziehen, konnte aber keinen Finger bewegen.

Auch Sadin war zu einem Denkmal erstarrt. Er stand auf dem Hünengrab mit erhobenem Arm und die feurige Lanze fest gepackt.

Den anderen erging es ähnlich.

Suko und Will Mallmann konnte ich nicht sehen, sie hielten sich hinter meinem Rücken auf, aber ich sah die Wikinger und Germanen, die sich in seltsam verrenkten Haltungen gegenüberstanden.

Wie in dem Märchen Dornröschen, dachte ich und wunderte mich, daß mein Gedächtnis noch funktionierte.

Plötzlich griff ein anderer ein.

Thor!

Ich sah sein gewaltiges Gesicht als Geistererscheinung zwischen den Bäumen schweben. Blondes Haar quoll unter einem Helm hervor, aus dem zwei Stierhörner ragten.

Das Gesicht schwebte immer näher.

Es war nicht faßbar, war wie eine holographische Projektion in den Raum gestellt.

»Versager!« donnerte die Stimme des großen Thor, und er meinte damit seinen Diener. »Du Versager. Aus dem Reich des großen Odin habe ich mit ansehen müssen, wie jämmerlich du dich aufgeführt hast. Und dafür wirst du büßen. Stirb, Elender!«

Die letzten Worte hallten noch über die Lichtung, als eine riesige Hand erschien, die einen Hammerstiel umklammert hielt. Die Hand fuhr hoch, und der Hammer schwebte für den Bruchteil einer Sekunde über Sadin.

Dann sauste er nach unten.

Ein gellender Schrei, ein Blitzstrahl, das Knirschen der Steine, dann brach das Hünengrab zusammen und wurde zu einem Trümmerhaufen.

Von Sadin sah man nichts mehr.

Und auch die Wikinger verschwanden, ebenso die Germanen. Thor holte die Krieger in Odins Reich.
Für immer!

Fast leer lag die Lichtung im Sonnenschein, der plötzlich wieder durch die Äste und Zweige der Bäume drang und mit seinen warmen Strahlen ein grauenhaftes Geschehen vergessen ließ ...

Auf einmal konnten wir uns wieder bewegen. So, als wäre nichts geschehen, als hätte es den ganzen Spuk und den grausamen Kampf nicht gegeben.

»John!« Ich hörte Suko sprechen und drehte mich um. Er, Will und ich schauten uns erstaunt an. Kommissar Mallmann räusperte sich. »Hast du das gleiche gesehen wie ich, John?« fragte er leise.

Ich schritt auf die Freunde zu. »Ja.«

»Und wir haben nicht geträumt?«

Suko kam meiner Antwort zuvor. »Nein, Will, wir haben nicht geträumt, hinter dir steht der Beweis.«

Mallmann drehte sich um, und ich schaute an ihm vorbei. Drei Hünengräber waren nicht zerstört worden, und vor einem stand eine Gestalt.

Rolf Hartmann!

Ein irres Lächeln lag auf seinem Gesicht. Er sprach mit sich selbst, doch niemand von uns verstand ihn.

Der Kommissar ging auf ihn zu, legte ihm die Hand auf die Schulter und redete beruhigend auf ihn ein.

Ich blieb bei Suko.

»Es gibt diesen Thor also«, sagte ich mit leiser Stimme.

»Ja, wir haben ihn gesehen. Es muß etwas Wahres an den Mythologien der Völker sein.«

»Fragt sich nur, wie die Götter uns gesinnt sind. Feindlich oder freundschaftlich?«

»Je nachdem«, meinte Suko. »Wie es die Lage gerade er-

fordert. Thor hätte dir sicherlich nicht geholfen, John.«
Das stimmte.

Will Mallmann und der Lehrer kamen. Das Gesicht des Kommissars war ernst. »Wir müssen ihn in eine psychiatrische Klinik bringen«, sagte er. »Vielleicht kann man ihn dort heilen.« Ich hoffte es sehr und drückte dem jungen Lehrer die Daumen.

Bevor wir die Lichtung verließen, hatte der Kommissar noch etwas zu tun.

Zusammen mit Suko holte er eine Waffenkiste aus dem Hünengrab. Die beiden Männer hatten schwer zu tragen. Ich half ihnen dabei.

»Das mußte sein«, sagte der Kommissar, als wir schließlich an seinem Wagen standen. »Wegen dieser Waffen bin ich eigentlich hergekommen, und meine Vorgesetzten brauchen einen Erfolg.«

»Wirst du auch das andere erwähnen?« fragte ich.

»Nein«

»Wie erklärst du den Tod der Lehrerin?«

»Herzschlag. Obwohl mir das kaum einer abnehmen wird.«

»Nein, dafür sind die Verletzungen zu arg«, sagte Suko.

Mallmann überlegte. »Ich lasse Leute herkommen, die die Leiche bergen. Sie müssen vor allen Dingen verschwiegen sein, denn von den wahren Vorfällen darf nichts an die Öffentlichkeit dringen.«

Da waren wir mit Will Mallmann einer Meinung.

ENDE